Die schönsten novellen der italienischen renaissance

Walter Keller

DIE SCHONSTEN NOVELLEN DER ITALIENISCHEN RENAISSANCE

*

Ausgewählt u. übertragen von Dr. Walter Keller

Mit Titel- und Bildschmuck v. Paul Kammüller

VERLEGT BEI
ORELL FÜSSLI
ZÜRICH
MCMXVIII

Erstes und zweites Tausend.

Von diesem Werke ist gleichzeitig erschienen eine

LUXUSAUSGABE

in Quartformat, von 50 numerierten Exemplaren, auf Hand-Papier, in Pergament und Leder gebunden.

Preis Fr. 150.—.

ZUM GELEIT

Im allgemeinen kennt man von der altitalienischen Literatur nur die Werke Dantes, Petrarcas und Boccaccios und aus der Renaissance die Schöpfungen Ariosts und Tassos. Dagegen sind Autoren wie Giovanni Fiorentino, Masuccio, Enea Silvio, Luigi da Porto, Bandello, Giraldi u. a. kaum dem Namen nach bekannt. Und doch haben auch sie während der glanzvollen Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts, wo Italien in der Malerei, Plastik und Baukunst, in der Musik, Literatur, Historiographie und Staatswissenschaft allen andern Völkern des Abendlandes vorausging, Hervorragendes geleistet, nämlich auf dem Gebiet der Novellistik, wofür Italien der klassische Boden war. Viele dieser Novellen haben später auch dadurch hohe Bedeutung erlangt, dass sie in Spanien, Frankreich, England und anderswo den Stoff zu grossen Dramen und Opern lieferten, wie Shakepeares „Romeo und Julia", der „Kaufmann von Venedig", „Othello" u. a. m. In diesen Novellen spiegelt sich sehr hübsch das bunte Treiben an den Fürstenhöfen und in den Bürgerhäusern der Städte. Ich habe daher eine Auswahl der poetisch und literarisch wertvollsten Geschichten übersetzt, um den Glanz und die Pracht wie auch das vielgestaltige Schicksal damaligen Lebens vor Augen zu führen. Genaueres über die einzelnen Autoren und ihre Werke findet der Leser am Schluss des Buches in den Anmerkungen. So möge denn dieser Band als ein bescheidener Versuch betrachtet werden, das reiche Bild nach der einen oder andern Seite ergänzen zu helfen, das Jacob Burckhardt in seinen Werken über die Renaissance vor uns ausgebreitet hat. Seine Bücher haben mir seit meinen ersten Studienjahren viel köstliche Stunden bereitet, seine Werke sind mir auf so manch unvergesslich schönen Reise durch Italien ein beglückender Führer gewesen, und seine „Kultur der Renaissance" wurde schliesslich der Ansporn zur vorliegenden Arbeit.

BASEL, den 25. Mai 1918
am Tag der Jacob Burckhardt-Feier.

Walter Keller.

FEDERIGO UND SEIN FALKE

von GIOVANNI BOCCACCIO

DER EHRWÜRDIGE UND HOCHANGESEHENE Coppo di Borghese Domenighi aus Florenz pflegte in seinem Alter mancherlei Geschichten aus seiner Erinnerung zu erzählen, die er so unterhaltend vorzutragen wusste, wie kaum einer.

So erzählte er auch einmal von einem jungen Edelmann mit Namen FEDERIGO. Dieser war der Sohn des Messere Filippo Alberighi und zeichnete sich in der Kunst des Degens und in ritterlicher Höflichkeit so sehr vor allen andern aus, dass er für den feinsten Junker galt weit herum in der Toscana. Einstmals verliebte sich dieser Federigo in MONNA GIOVANNA, damals vielleicht die liebenswürdigste und schönste Edeldame der Stadt Florenz. Um ihre Neigung zu erlangen, beteiligte er sich ihr zu Ehren an Turnieren und Waffenspielen aller Art, veranstaltete Festlichkeiten und verteilte Geschenke, kurzum, er verschwendete für sie ohne Rücksicht sein Hab und Gut. Die Dame aber, die nicht weniger sittsam als schön war, kümmerte sich weder um ihn noch um alle seine Aufmerksamkeiten. Und so dauerte es nicht lange, bis er verarmte. Am Ende blieb ihm nichts mehr übrig, als ein Gütchen ausserhalb der Stadt, von dessen Einkünften er sich kärglich ernährte. Ausserdem besass er noch einen der besten Falken, den man sich denken kann. Trotzdem blieb er aber in seinem Herzen der Geliebten treu. Und da er bei seiner Armut nicht mehr länger in der Stadt Florenz bleiben wollte, so zog er sich nach Campi auf sein Landgut zurück, wo er von Vogelfang in grosser Bescheidenheit lebte.

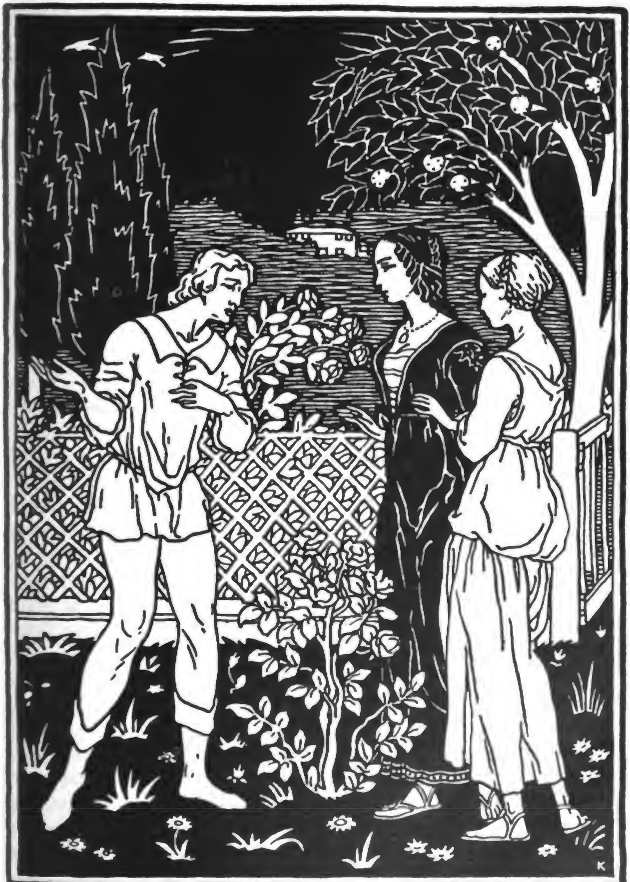
Eines Tages erkrankte der Gatte Monna Giovannas auf den Tod. Er bestellte sein Haus, setzte in seinem Testamente fest, dass sein grosser Reichtum seinem Sohne gehören solle, und, wenn dieser ohne rechtmässige Erben sterbe, so falle alles an Monna Giovanna, die er sehr geliebt hatte. Kurz darauf verschied er in Florenz. Als

nun Monna Giovanna Witwe geworden war, begab sie sich, nach der dortigen Sitte während der heissen Sommerszeit mit ihrem Söhnchen auf eines ihrer Landgüter, welches demjenigen Federigos ganz nahe lag. Dadurch wurde der Knabe mit Federigo bekannt, spielte öfters mit des Junkers Hunden und fand besonderes Gefallen an dessen Falken, den er allzugern gehabt hätte. Er wagte jedoch nicht, ihn darum zu bitten, weil er sah, mit welcher Liebe der Edelmann an seinem Vogel hing.

Da geschah es, dass der Knabe krank wurde. Die Mutter pflegte ihr Kind mit grösster Sorgfalt, weil es ihr einziges war und sie es über alles in der Welt liebte. Tag und Nacht war sie an seinem Bette und fragte ihn öfters, was er sich wünsche, denn sie wolle ihm jedes Begehren erfüllen. Da sagte der kleine Kranke einmal: Ja, wenn ich Federigos Falken bekäme, so möchte ich wohl wieder gesund werden.

Giovanna war darob betreten. Sie wusste, dass Federigo sie lange geliebt, ohne je einen einzigen Blick von ihr erlangt zu haben. Sollte sie ihn jetzt um diesen Falken bitten, der weit herum im Lande als der beste galt? Sollte sie so gefühllos sein, dem Junker diese letzte und einzige Freude zu rauben, die ihm noch geblieben war? Sie wusste wohl, dass sie den Falken von ihm erhalten würde; aber sie wollte die Bitte nicht wagen und gab daher dem kranken Söhnchen keine Antwort. Schliesslich aber siegte doch die Mutterliebe, und Giovanna beschloss, es möge werden was da wolle, selber zu Federigo hinzugehen, weshalb sie zu dem Knaben sagte: „Sei getrost, mein liebes Kind und denk daran, wieder gesund zu werden, denn ich verspreche dir, das erste, was ich morgen unternehme, wird sein, dass ich hingehe und den Falken hole." Darüber war der Kleine hoch erfreut, und sein Befinden zeigte einige Besserung.

So ging denn die Dame am andern Morgen in Begleitung einer Freundin, wie um zu lustwandeln, zu Federigos Häuschen und liess nach dem Padrone fragen. Federigo war zufällig nicht auf dem Vogelfang, sondern stand im Obstgarten und liess daselbst kleine Arbeiten verrichten. Als man ihm meldete, Monna Giovanna sei draussen, da war er höchst verwundert und lief voller Freude hin. Sie kam ihm mit weiblicher Anmut entgegen und sprach zu ihm,



als er sie ehrerbietigst grüsste: Wie geht's dir, Federigo? Ich komme, um dir alle Verluste zu ersetzen, die du um meinetwillen gehabt hast, als du mich so herzlich liebtest. Kann es dir ein Ersatz sein, wenn ich mit meiner Begleiterin heute ganz häuslich bei dir zu Mittag speise?
Federigo antwortete mit feiner Bescheidenheit: Ich kann mich eines Verlustes nicht entsinnen, den ich um euretwillen, Monna Giovanna, erlitten hätte, wohl aber eines unendlich grossen Glücksgefühls, das mir aus eurem hohen Wert und aus der Liebe, die ich zu euch hegte, erwuchs. Euer gütiger Besuch ist mir viel teurer, als all mein Hab und Gut, das ich um euretwillen hingegeben habe. Aber ihr kommt jetzt zu einem armen Wirte. Und mit diesen Worten führte er sie nicht ohne ziemliche Verlegenheit in sein Haus, und von dort in seinen Garten. Und weil er niemand hatte, um ihr Gesellschaft zu leisten, so sprach er zu ihr: Diese gute Bauersfrau da wird euch ein wenig unterhalten, indessen ich alles nötige anordnen will. Und damit eilte er in sein Haus zurück.
So gross bisher seine Armut gewesen war, so wurde er ihrer doch nie so sehr bewusst als jetzt, wo er in der Küche nichts vorfand, um es der Dame vorzusetzen, zu deren Ehren er früher unzählige Menschen bewirtet hatte. Ganz verzweifelt eilte er im Hause hin und her, ohne jedoch etwas zu finden, weder Geld noch Pfand, womit er hätte etwas kaufen können. Und so verwünschte er in später Reue sein Geschick.
Es war jedoch schon bald Mittag, und es musste durchaus etwas herbei, um die Damen zu bewirten. Einen Nachbar wollte er nicht darum angehen, geschweige denn seinen eigenen Taglöhner. Indes er so darüber nachsann, fiel ihm plötzlich sein lieber Falke in die Augen, welcher in der kleinen Stube auf seinem Stänglein sass. Er nahm ihn und fand, dass er hübsch fett war. Und weil er nichts anderes hatte und meinte, dass es wohl eine würdige Speise für die edle Dame wäre, so drehte er dem armen Tiere den Hals um und liess den Falken durch seine Magd sorgfältig als Braten zubereiten. Darnach deckte er mit den letzten weissen Linnen, die ihm noch geblieben, den Tisch, und kehrte dann mit heiterer Miene zu Monna Giovanna in den Garten zurück mit der Meldung, das Essen stehe bereit, sie möge mit dem wenigen vorliebnehmen. Also setzte sich Giovanna mit ihrer

Begleiterin zu Tische, wo sie, ohne es zu wissen, den kostbaren Falken verzehrten, indessen Federigo sie aufmerksam bediente.
Als sie nun nach dem Essen noch etwas im Gespräch verweilten, hielt die Dame den Augenblick für angemessen, um ihren Wunsch bezüglich des Falken vorzubringen, weswegen sie eigentlich gekommen war. Sie sprach daher mit wohlwollender Miene zu Federigo: Wenn du dich erinnerst an meine frühere Zurückhaltung und Ehrbarkeit, die du wohl als Härte und Grausamkeit betrachtet hast, so wirst du dich gewiss wundern über meinen heutigen Besuch, und vor allem über den Beweggrund, der mich hergeführt. Aber wenn du Kinder hättest und wüsstest, was die Liebe zu ihnen alles zu vollbringen vermag, so würdest du mir sicherlich eher verzeihen. Bedenke also, dass ich es nur meinem Kinde zuliebe wage, eine Bitte auszusprechen. Und dies ist ein Geschenk, von dem ich weiss, dass es deine einzige Zerstreuung und dein letzter Trost in der Bedrängnis und Einsamkeit ist, nämlich dein Falke, nach welchem mein krankes Kind ein so grosses Verlangen trägt, dass sich sein Zustand leicht verschlimmern und es mir wegsterben könnte, wenn ich ihn nicht brächte. Und so bitte ich dich, du mögest mir diese Gunst gewähren, nicht um der Liebe willen, die du für mich hegtest, sondern Kraft deines Edelmutes, damit ich sagen kann, durch deine Güte sei mir mein liebes Kind erhalten geblieben. Mein Söhnchen wird dir dafür immer dankbar sein.
Als Federigo diese Worte hörte und sah, dass er ihren Wunsch nicht erfüllen konnte, da er ihr ja den Falken zum Essen aufgetischt hatte, da liefen ihm die hellen Tränen über die Wangen, und er brachte kein Wort hervor. Giovanna glaubte, er weine aus Schmerz darüber, sich von dem lieben Falken trennen zu müssen. Sie hielt daher inne und wollte schon darauf verzichten, als Federigo zu ihr sprach: O Monna, alles war leicht, was mir das Schicksal bisher in meiner Liebe zu euch hindernd in den Weg gestellt hat. Aber was es mir heute angetan, macht mich vollends untröstlich. Ihr kommt in mein armseliges Haus, das ihr, so lange ich reich war, nie betreten habt, und bittet mich um eine geringe Gabe, und das Geschick versagt mir die Möglichkeit, sie euch zu gewähren. Seht, ich hatte keine Speise, die ich für euren hohen Besuch für würdig

genug erachten konnte, und da fiel mir mein lieber Falke ein, um den ihr mich nun bittet, und den ich euch zum Mittagessen vorgesetzt habe. Nun ich aber euer Begehren nicht befriedigen kann, dünkt mich, als könnte ich Zeit meines Lebens nicht mehr froh werden. Und zum Beweis der Wahrheit seiner Worte liess er ihr Schnabel, Füsse und Federn des Vogels herbeibringen.

Giovanna tadelte ihn, dass er um ihretwillen einen so kostbaren Falken geopfert habe; im stillen jedoch bewunderte sie seine Seelengrösse, die auch trotz der Armut nicht geringer geworden war. Dann kehrte sie ganz niedergeschlagen und bekümmert über das Befinden ihres Kindes nach Hause zurück, wo der kranke Knabe aus unerfülltem Sehnen und Verlangen nach dem Vogel und infolge seiner Leiden nach wenigen Tagen zu ihrem unsagbaren Schmerz verschied.

Nachdem sie alsdann ihr Kind mit vielen Tränen bestattet hatte, blieb sie nunmehr allein zurück. Und weil sie noch jung und schön war und über einen grossen Reichtum verfügte, so lagen ihr die Brüder beständig an, sich wieder zu vermählen. Sie tat zwar, als sei ihr nichts daran gelegen. Weil man ihr jedoch keine Ruhe liess, so gedachte sie des armen Federigo, dessen letzte Grossmut sie noch keineswegs vergessen hatte, und sprach zu ihren Brüdern: Ich würde zwar gerne bleiben, wie ich bin, aber weil es euer Wille ist, dass ich wieder heirate, so will ich keinen andern als Federigo degli Alberighi. Da spotteten die Brüder und riefen: Willst du denn einen, der nichts hat auf dieser Welt? Giovanna jedoch entgegnete: Ihr habt recht, er ist zwar arm, aber ich will lieber einen Mann, der des Reichtums bedarf, als Reichtümer, denen der Besitzer fehlt. Als die Brüder ihre Gesinnung erkannten, liessen sie ihr den Willen, weil sie wohl wussten, dass Federigo an Ritterlichkeit alle andern übertraf.

Federigo aber hielt, als er nun doch noch Giovanna, die er so lange Jahre treu und inniglich geliebt hatte, zu seinem Weibe erhielt, und durch sie wieder zu grossem Reichtum gelangt war, sein Gut sorglich zusammen und verbrachte mit ihr viele Jahre in Glück und Fröhlichkeit.

FRANCESCA DA RIMINI

von GAETANO CIONI

VOR LANGER ZEIT REGIERTE IN RIMINI MESSERE Malatesta, ein wackerer und mannhafter Fürst. Er hatte zwei Söhne, von denen der eine Lanciotto, der andere Paolo hiess.

LANCIOTTO war lebhaft von Natur, kräftig gewachsen und von grosser Körperstärke, aber hässlich von Angesicht, vernachlässigt in seinem Äussern und dazu hinkend. Er war unter Waffenlärm und Kriegsdienst aufgewachsen und hatte sich darin grossen Ruhm erworben. In der feinen, höfischen Sitte und edlem Benehmen dagegen war er wenig geübt. Sein Vater jedoch und die Bürger von Rimini schätzten seine Tapferkeit hoch, und man hoffte, er werde nach dem Tode seines Vaters dereinst die Regentschaft übernehmen.

Der andere Bruder PAOLO hingegen war von ganz anderer Gemütsart. Er hatte etwas Auserlesenes an sich und einen vornehmen Umgang. Auch war er schön an Leib und Seele und galt als vollendeter Kavalier voll Liebenswürdigkeit und Höflichkeit. Er hatte Freude am Tanz und feinem Lautenspiel, wie auch an der Erfindung schöner Lieder und Gedichte. Seine Meisterschaft beruhte also nicht so sehr im Kriegshandwerk als vielmehr in umsichtiger Diplomatie und kluger Verwaltung. Kurzum, er besass viel Erfahrung und Geschicklichkeit im Regiment des Friedens und war ein gern gehörter Redner.

Während also Paolo am Hofe seine Vorzüge glänzen liess, hatte sein Bruder Lanciotto im Felde gegen Guido den Ältern von Polenta, Herrn von Ravenna, siegreich gekämpft und seinen Feinden vielen Schaden zugefügt. Nach einer langen und erbitterten Fehde wurden Friedensverhandlungen eingeleitet. Denn als die beiden Herrscher sahen, dass sie nur verarmten und keinen andern Vorteil hatten, als ihre Länder, Schlösser und Burgen zu verlieren, da beschlossen sie, Frieden zu machen. Und damit dieser recht fest und dauerhaft werde, kamen beide Teile überein, ihn durch ein Eheband zu besiegeln.

Messere Guido da Polenta hatte nämlich eine junge, hübsche Tochter mit Namen FRANCESCA. Die wünschte, einem feinen, edeln und

schönen Herrn vermählt zu werden, anders nicht. Dieses Mädchen also wollte der Vater einem der Söhne des Malatesta zur Frau geben. Und dabei dachte er mehr an Lanciotto, der voraussichtlich einmal die Herrschaft von Rimini übernehmen werde. Freilich setzte er dabei stillschweigend voraus, dass seine Tochter Francesca, deren Gesinnung er allerdings schlecht kannte, sich seinem Willen fügen werde. Er offenbarte seinen Plan einem vertrauten Freunde, der ein erfahrener und kluger Mann war. Dieser hatte aber Bedenken dagegen und sprach: „Überlegt euch wohl, was ihr da beginnen wollt; denn je öfter ich die Schönheit und den hohen Sinn eurer Tochter Francesca betrachte, desto deutlicher kommt mir zum Bewusstsein, wie verschieden ihr Wesen von demjenigen Lanciottos ist, und wie sich unmöglich ein einträchtig Band um diese beiden Menschen schlingen kann. Es scheint mir darum ein schwieriges und sogar gefährliches Unternehmen, das feine, schöne Kind mit dem unwirschen und hässlichen Lanciotto zu vermählen. Wenn ihr ihn hieher einladet, um sie zur Frau zu nehmen, und er kommt daher und sie sieht ihn und will ihn nicht, so fällt Schimpf und Schande auf euch zurück, und es würde daraus neuer Schaden und erneute Feindschaft zwischen euren Häusern entstehen. Darum seht euch vor, denn nachher wird trotz aller Reue eine Beleidigung nicht so leicht wieder gut gemacht."

Fürst Guido fand diese Rede seines Freundes ganz vernünftig und hielt es für wahrscheinlich, dass die Sache so, wie dieser gesagt hatte, kommen würde. Sie überlegten also miteinander, wie sie es angreifen müssten, um Francesca dennoch für Lanciotto zu gewinnen. Endlich verfielen sie auf eine List. Herr Paolo, der feingebildete und schöne Bruder sollte um sie werben und sich an seiner Stelle scheinbar mit ihr vermählen.

So wurde denn in aller Stille angeordnet, dass Paolo sich nach Ravenna begeben und die Braut für Lanciotto zur Hochzeit abholen solle. Am festgesetzten Tage langte also Paolo mit einem stattlichen Gefolge von Edelleuten in Ravenna an, wo er von Guido da Polenta und seiner Ritterschaft festlich empfangen wurde. Dann verfügten sie sich in den Palast, um etwas auszuruhen. Überall auf Strassen, an Fenstern und auf Balkonen, ja sogar auf den Zinnen und



Dächern waren die Bürger der Stadt versammelt, um dem Einzug der Gäste Ehre zu bereiten und sich des Ereignisses zu freuen. Auch Francesca, der dieser Tag mehr als alle früheren am Herzen lag, da ja für sie der Bräutigam kommen sollte, trat mit einer treuen Zofe, die ehemals am Hofe der Malatesta in Rimini gedient hatte und den jungen Herrn sofort erkennen musste, auf einen Balkon des Palastes, wo sie neugierigen Blickes Ausschau hielten, nicht ohne Besorgnis, er möchte ihrem Geschmack und ihrer Erwartung nicht entsprechen.

Als aber das prächtige Gefolge an dem Palaste anlangte, und Francesca von ihrer Dienerin aufmerksam gemacht wurde, der sei ihr Bräutigam, welcher auf einem feinen Schimmel sitze mit dem silbernen Reitzeug und der so reich gekleidet sei in grüner Farbe und geschmückt mit goldenem Gürtel und Spangen, da bebte ihr das Herz und sie wunderte sich im Stillen, dass die Natur einen so schönen Mann gebildet habe. Sein Äusseres veranlasste sie zu dem Schlusse, es werde auch mit einem zarten und edlen Herzen verbunden sein. So war sie denn mehr als zufrieden und wandte ihm sogleich ihre Neigung zu, voll sehnlicher Hoffnung, er möge ihr als Gemahl vorgestellt werden.

Im Palaste angekommen, wurde den Gästen zuerst ein Imbiss dargereicht und sie ruhten etwas aus. Dann wurden sie in den Festsaal geführt, wo Guido den jungen Malatesta seiner Tochter entgegenführte und vorstellte, indem er ihr eröffnete, dieser sei gekommen, um sie als Braut nach Rimini abzuholen. Darob errötete das Fräulein sittsam und betrachtete den Prinzen mit Wohlgefallen. Als aber Paolo das stille, feine Wesen dieses Mädchens sah, da gewann er sie lieb und geriet in eine verzweifelte Lage zwischen Neigung und Pflicht. Er schaute ihr wehmütigen Auges ins Antlitz und sprach mit freundlicher und bescheidener Stimme zu ihr: „Im allgemeinen pflegt die Schönheit und der Adel der Frauen nicht so gross zu sein, als das Gerücht von ihnen erzählt. Wenn ich aber euer Angesicht betrachte, so muss ich freilich sagen, dass eure Schönheit viel grösser ist, als man mir rühmte.“ So sprach er und fügte noch viele andere freundliche Worte hinzu, schloss dann mit ihr das trügliche Eheband und führte sie hierauf mit seinem Gefolge nach Rimini. Unterwegs wurde

Francesca aus ihren Gesprächen mit Herrn Paolo aufs neue inne, was für einen vornehmen Charakter ihr vermeintlicher Gatte habe, und sie schätzte sich für die glücklichste der Frauen, einen so wackeren Ritter als Gemahl gefunden zu haben, zumal er den ganzen Tag, wo sie nach Rimini ritten, von nichts anderem als von Minne mit ihr sprach.

In Rimini wurde sie vom Hof der Malatesta und vom ganzen Volk mit Jubel empfangen. Sie merkte aber erst am folgenden Tag, dass sie betrogen war, als sie statt Paolo den hässlichen Lanciotto von ihrer Seite sich erheben sah. Sie war deshalb im Stillen sehr entrüstet über den schmählichen Betrug, den sie von Paolo erlitten zu haben meinte. Doch tat sie öffentlich nicht dergleichen; denn sie war vorsichtig und klug genug dazu, um Lanciotto nichts merken zu lassen. So oft sie jedoch ihren Groll auf Paolo werfen wollte, sprach ihre eingewurzelte Liebe doch wieder zu seinen Gunsten.

Einstmals geschah es, dass sie im Garten des Schlosses lustwandelte. Da kam Paolo zufällig des gleichen Weges ihr entgegen und grüsste sie freundlich, worauf sie, von Zorn und Liebe aufwallend, zu ihm sprach: „Ich hätte niemals geglaubt, dass ein so feiner Ritter, wie ihr seid, es nicht unter seiner Würde halte, eine Frau so zu betrügen und ins Elend zu führen". — „O, es würde mich", versetzte Paolo, „noch bitterer quälen, wenn ich nicht hoffen dürfte, von euch Verzeihung zu erlangen für die unfreiwillige Täuschung. Darum lasset euren Tadel, der mir nur allzusehr mein Inneres verwundet. Oder haltet ihr mich nicht für bestraft genug, wenn ein anderer euch besitzt, wo ich euch liebe? Ich kannte die Macht euer Schönheit nicht und hielt mich für sicher genug vor euren Liebespfeilen, um euch anschauen und dann ungestraft meinem Bruder als Gemahlin zuführen zu können. Aber wehe mir, dass ihr meine Pein noch mit Vorwürfen erhöht! Was bleibt mir da noch übrig, als dieses armselige Leben hinzugeben, an dem euch ja nichts gelegen ist, dieweil ihr mich verabscheut wegen eines unfreiwilligen Vergehens?" Gerührt von seinem Leiden und beglückt darüber, von ihm, wie sie es wünschte, geliebt zu werden, versetzte sie: „Wie kann ich eure Neigung erwidern, ohne euren Bruder, meinen Gatten, zu verletzen? Und welchen Trost hofft ihr dabei zu gewinnen?" Hier wurde sie

von einem Strom von Tränen unterbrochen. Und nachdem sie sich erholt hatte, schaute sie ihm tief in die Augen, als wäre es ihr unlieb, mit Lanciotto vermählt zu sein und Paolo nicht ohne Gefahr lieben zu können. Paolo erklärte, er fühle sich mehr als glücklich wenn sie geruhe, seine Herrin zu sein und ihn zu ihrem Ritter anzunehmen, denn nur so könne ihm das Leben noch etwas bedeuten. Hierauf trennten sie sich, um bei niemanden Verdacht zu erwecken, und Francesca zog sich aus dem Garten in ihre Gemächer zurück, wo sie das Vorgefallene in ihrem Gemüte überlegte. Sie fühlte dabei ihre Liebe zu Paolo neu auflodern und entschloss sich deshalb, ihr Geheimnis einer treuen Zofe, die sie vom Vaterhause in Ravenna mitgebracht hatte, anzuvertrauen. Diese spielte dann eine Zeit lang die Vermittlerin, indem sie heimlich Briefe und Botschaften zwischen den beiden hin und her trug, so dass es der Frau möglich war, Paolo häufig zu sehen.

Einstmals nun musste ihr Gatte Lanciotto für einige Tage auf ein Landgut unweit Rimini sich begeben. Über diese Reise war Francesca sehr erfreut, weil sie hoffte, mit ihrem Geliebten zusammen zu sein, ohne Gefahr befürchten zu müssen. Als ihr Gemahl aus der Stadt weggeritten war, tat sie, als schliesse sie sich ganz allein in ihre Kemenate ein, wo Paolo sie insgeheim besuchte. Sie unterhielten sich zusammen und offenbarten sich ihre Sehnsucht und ihre Wünsche. Dieses vertrauliche Verhältnis wurde jedoch von einem Diener bemerkt, der seinem abwesenden Gebieter Lanciotto besonders zugetan war. Er ging also sogleich zu ihm aufs Land und erzählte ihm, indem er noch einiges hinzufügte, das er in schlimmem Sinne deutete. Dann stellte er ihm die Schmach und Schande vor, die ihm daraus erwachse, und erbot sich, ihm seine Anklage zu beweisen, da er die Liebenden auf frischer Tat ertappen könne. Sowie Lanciotto, der seine Frau über alles liebte, dieses hörte, ward er sehr eifersüchtig und betrübt darüber, dass sie ihm seine Treue so schlecht vergelte. Er kehrte deshalb schwer erzürnt in aller Stille nach Rimini zurück, wo er von einigen Dienern vernahm, der Liebhaber sei soeben bei der Fürstin im Schlafgemach. Da eilte er alsbald voller Rachedurst dorthin.

Nun pflegte die edle Frau zuweilen, wenn sie ihren geliebten Paolo erwartete, ihre Zeit mit der Lektüre alter Minnegeschichten zu ver-

bringen, worin von Rittern und holden Frauen erzählt wird. So war sie auch heute in die Aventüre von der Königin Ginevra und ihrem tapferen Ritter Lanzelot vertieft, als Herr Paolo zu ihr ins Gemach kam. Er sah das Buch „Von der Tafelrunde“ vor ihr aufgeschlagen und fing an, seiner Geliebten mit bezaubernder Stimme daraus vorzulesen, wie jener wackere Degen um die Schönheit der Königin geworben. Im Verlauf der Geschichte vernahmen sie, welch süsses Vergnügen Ginevra genossen habe, indem sie von einem so feinen Liebhaber geküsst worden sei. Von inniger Sehnsucht und Liebesweh bedrängt, wurden Paolo und Francesca bald bleich, bald rot. Sie schauten einander voller Wehmut an. Sie waren allein und ohne Argwohn. Und wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, presste ein beidseitiges Verlangen ihre Lippen zum Kusse zusammen. Ermutigt von dem Gedanken, Lanciotto befinde sich fern von der Stadt und ihr Geheimnis sei bewahrt, gaben sie sich schliesslich unbesorgt ihrer Liebe hin.

Kaum war ihr unseliges Verlangen gestillt, so hörten sie draussen vor der Türe die wilde und zornige Stimme des Lanciotto. Wie gross darob ihr Schrecken war, könnt ihr euch denken. Sie sahen jetzt ihr Geschick voraus. Als Lanciotto merkte, dass das Gemach von innen verschlossen war, drückte er mit der Brust gegen die Türe und rief der Frau laut, sie solle aufmachen. Diesen Augenblick benützte Paolo, um durch eine Falltüre im Boden, welche in eine untere Kammer führte, zu entfliehen, damit er wenigstens teilweise seinen und seiner Geliebten Fehltritt verbergen könne. Er stürzte sich also hinunter in diese Öffnung und bedeutete zugleich der Frau, sie solle an die Türe gehen und ihrem Manne aufmachen. Aber seine Flucht misslang, denn mit einer Falte seines Kleides blieb er an einem vorstehenden Haken in der Öffnung hängen. Francesca glaubte, er sei entflohen und öffnete daher ihrem Gemahl die Zimmertüre. Dieser trat herein und erblickte seinen Bruder, wie der Diener ihm gemeldet hatte.

„Ha,“ rief er, „du treuloses, verräterisches Weib, so wahr mir Gott helfe, will ich deiner Freveltat und meiner Schmach ein Ende machen.“ Und mit diesen Worten stürzte er sich mit blankem Degen auf Paolo los, um ihn zu durchbohren. Die Frau aber, um den Stoss

aufzuhalten, den Lanciotto mit der ganzen Wucht seines Körpers führte, trat dazwischen und fing ihn mit ihrem weissen Busen auf. Dann sank sie, tödlich getroffen, nieder. Dieses Unglück machte Lanciotto noch rasender. Er führte einen zweiten, grausamen Streich gegen Paolo und durchbohrte ihn gleichfalls.
Befleckt vom Blute seiner Gattin und seines Bruders, verliess er, ohne zu wissen, wohin er gehen sollte, verstörten Angesichts das Zimmer. — Als die Kunde von diesem schrecklichen Ereignis sich in der Stadt verbreitete, wurde der Tod dieser beiden Liebenden aufrichtig beklagt, da Paolo wie auch die Fürstin bei allen Bürgern sehr beliebt gewesen waren. Am andern Morgen wurden dann die beiden zusammen in ein Grab gelegt.
Lange Zeit lebte ihre unglückliche Liebe und ihr verhängnisvoller Tod im Gedächtnis des Volkes durch ein Trauer- und Klagelied.

DER MÜLLER ALS ABT UND DIE VIER RÄTSELFRAGEN

von FRANCO SACCHETTI

MESSERE BERNABÒ, FÜRST VON MAILAND, SCHENKTE einst einem Müller, der ihn mit artigen Reden übertrumpfte, ein sehr grosses Lehen. Dieser Herr war zu seiner Zeit mehr gefürchtet als irgendein anderer Fürst, und obgleich er grausam war, so besass er doch dabei einen guten Teil Gerechtigkeit. Unter vielen andern Abenteuern begegnete es ihm auch eines Tages, dass er einen reichen Abt zu vier Golddukaten Busse verurteilte, weil dieser die Nachlässigkeit begangen hatte, zwei dem genannten Herrn gehörige Doggen nicht recht zu halten, so dass diese krank geworden waren. Darüber fing der Abt an, um Gnade zu flehen. Wie nun der Fürst sah, dass der Abt um Verzeihung bat, sagte er zu ihm: Wenn du mich über vier Dinge ins klare setzest, so will ich dir ganz und gar vergeben. Es sind folgende: Du sollst mir sagen, wie weit es ist von hier bis zum Himmel, dann: wie viel Wasser im Meere ist, was in der Hölle geschieht, und wie viel meine Person wert ist.
Als der Abt dies hörte, fing er an zu seufzen, und es schien ihm, als sei er jetzt noch schlimmer daran wie zuvor. Um indes Zeit zu gewinnen und den Zorn des Herrn verrauchen zu lassen, sagte er, er möge ihm gnädigst eine Frist gestatten, um so hohe Dinge zu beantworten. Der Herr gab ihm Bedenkzeit den ganzen folgenden Tag, und begierig, den Ausgang dieser Geschichte zu hören, verlieh er ihm sicheres Geleite zur Rückkehr.
Gedankenvoll und sehr niedergeschlagen kehrte der Abt nach Hause zurück und keuchte wie ein Pferd, wenn es scheu wird. Daselbst angelangt, begegnete er einem seiner Müller. Als der ihn so betrübt sah, fragte er: Was ist Euch, Herr, dass Ihr so seufzt? Der Abt antwortete: Ich hab wohl Ursache dazu; denn der Fürst hat stark im Sinn, mich zum Teufel zu jagen, wenn ich ihm nicht über vier Dinge Aufschluss gebe, die selbst dem Salomo und dem Aristoteles

zu hoch gewesen wären. Der Müller fragte: Und was sind das für Dinge? Der Abt erzählte es ihm. Darauf sagte der Müller nach einigem Besinnen zum Abt: Wenn Ihr wollt, so will ich Euch aus dieser Patsche helfen. — Wollte Gott! sprach der Abt. — Gott und alle Heiligen werden uns, denk ich, wohl beistehen. Da versetzte der Abt, der nicht wusste, wie ihm geschah: Wenn du's ausrichtest, so nimm dir von mir, was du willst; denn nichts in der Welt kannst du von mir fordern, das ich Dir nicht gäbe, wenn es irgend möglich ist. Der Müller entgegnete: Dies will ich Eurem Belieben überlassen. Wie willst du es aber anfangen? fragte der Abt. Da antwortete der Müller: Ich will Euren Rock und Mantel anziehen, mir den Bart scheren und morgen früh vor den Fürsten treten und sagen, ich sei der Abt. Alsdann will ich ihm die vier Dinge auf solche Art auseinandersetzen, dass ich denke, er soll zufrieden sein.
Der Abt konnte die Zeit kaum erwarten, bis er den Müller an seine Stelle geschoben. Und so geschah es. Der Müller verkleidete sich in einen Abt und machte sich am Morgen frühzeitig auf den Weg. Als er an dem Tor des Palastes anlangte, wo der Fürst wohnte, klopfte er an und liess sagen, er sei gekommen, um dem Herrn auf gewisse Dinge zu antworten, die er ihm aufgegeben. Der Fürst, begierig zu hören, was der Abt nun sagen werde, und verwundert, dass er so bald wieder da war, liess ihn zu sich rufen. Der Müller trat vor ihn in den Saal, stellte sich ein wenig ins Halbdunkel, machte eine Verbeugung, hielt die Hand öfters vor das Gesicht, um nicht erkannt zu werden, und als der Herr ihn nun fragte, ob er ihm über die vier Dinge Bescheid geben könne, antwortete er: Ja, Herr! Ihr fragtet mich, wie weit es sei von hier bis zum Himmel. Nachdem ich nun alles wohl ermessen, so ist es von hier bis dort hinauf sechsunddreissig Millionen achthundertvierundfünfzig Tausend, zweihundertsiebzig und eine halbe Meile und zweiundzwanzig Schritte.
Du hast es sehr genau angesehen, sprach der Fürst. Aber wie beweisest du das? — Lasst es ausmessen, antwortete er, und wenn dem nicht so ist, so hängt mich an den Galgen. — Zum andern fragtet Ihr mich, wie viel Wasser das Meer enthalte. Dies herauszubringen ist mir sehr sauer geworden, denn das Wasser steht nicht fest und es kommt immer neues hinzu. Aber ich habe doch ermittelt,

dass im Meere fünfundzwanzig Tausend neunhundertzweiundachtzig Millionen Fuder, sieben Eimer, zwölf Krüge und zwei Becher sind. Und woher weisst du das? fragte Messere Bernabò. Jener antwortete: Ich habe es nach bestem Vermögen untersucht. Wenn Ihr es nicht glaubt, so lasst Eimer holen und es nachmessen. Befindet Ihr es anders, so lasst mich aufknüpfen. — Drittens fragtet Ihr mich, was sie in der Hölle machen. In der Hölle köpfen, vierteilen, zwicken und hängen sie nicht mehr und nicht minder, als Ihr hier auf der Erde tut. — Und welchen Beweis hast du dafür? Ich habe, erwiderte dieser, einmal einen gesprochen, der dort gewesen ist, und von dem hatte der Florentiner Dante, was er über die Dinge in der Hölle schrieb. Aber jetzt ist er tot. Wenn Ihr es nicht glauben wollt, so schickt zu ihm hin und lasst ihn fragen. — Viertens endlich fragtet Ihr mich, wie viel Ihr wert seied. Und ich sage Euch: neunundzwanzig Silberlinge.
Dass dich der Donner und die Pest....! Bin ich nicht mehr wert als ein Kochtopf? rief der Herzog voller Wut. Der Müller gab nicht ohne grosse Furcht zur Antwort: Gnädiger Fürst, vernehmt den Grund! Ihr wisst, dass unser Herre Jesus Christ um dreissig Silberlinge verkauft wurde, darum rechne ich, dass Ihr einen Silberling weniger wert seid als er.
Jetzt ward es dem hohen Herrn auf einmal klar, dass dies nicht der Abt sein könne. Er sah ihm starr ins Angesicht, und fest überzeugt, dass dies ein Mann von viel höheren Einsichten sei, sprach er dreist: Du bist nicht der Abt. Nun könnt ihr euch den Schrecken denken, den der Müller hatte. Er warf sich mit gefalteten Händen vor ihm auf die Knie, bat um Gnade und gestand, dass er der Müller des Abtes sei, und wie und warum er in dieser Verkleidung vor seine Herrlichkeit getreten. Und alles dies habe er getan, mehr um ihm einen Spass zu machen, als aus böser Absicht.
Als Messere Bernabò dies vernahm, sprach er: Wohlan denn, da er dich zum Abt gemacht hat und du mehr wert bist als er, so will ich dich, so wahr Gott lebt, in diesem Amt bestätigen. Du sollst also hinfort der Abt sein und er der Müller. Auch sollst du alle Einkünfte des Klosters haben und er die der Mühle. Und so musste es gehalten werden, solange er lebte.

DAS KÖNIGSTÖCHTERLEIN

von SER GIOVANNI FIORENTINO

ES HATTE EINST EIN KÖNIG VON FRANKREICH EIN Töchterlein. Das hiess Dionigia und war so schön und liebreizend wie nur irgendein Mädchen der damaligen Zeit. Als das hübsche Kind gross geworden war, wollte es der Vater einem hohen Herrn von Deutschland um dessen reichen Geldes willen vermählen. Der aber war schon siebzig Jahre alt, und das Mädchen mochte ihn nicht, so sehr der König sich bemühte, sie zu überreden.

Da sann das Mädchen Tag um Tag darüber nach, wie sie entfliehen könne. Eines Nachts verkleidete sie sich in eine Pilgerin, färbte ihr Angesicht mit gewissen Kräutern, nahm einige kostbare Edelsteine mit, welche ihr die Mutter beim Tode hinterlassen hatte und machte sich auf den Weg nach dem Meeresufer. Sie erreichte auch wirklich die Küste, fand dort ein Schiff und fuhr hinüber nach der Insel Britannien. Als aber der König, ihr Vater, am Morgen die Tochter nicht mehr sah, liess er die ganze Stadt nach ihr durchsuchen und das ganze Reich, und da man sie nicht finden konnte, dachte er, sie habe sich aus Herzeleid ins Wasser gestürzt und so den Tod gefunden.

Indessen war Dionigia, das Königstöchterlein, in England ans Land gestiegen und hatte sich dann weiter geflüchtet nach einer Stadt. Unterwegs gelangte sie zu einem Kloster, welches das reichste dieser Insel war, denn die Priorin des Stiftes war eine Base des englischen Königs. Bei ihrer Ankunft sagte das Mädchen, sie wolle in das Kloster treten und Nonne werden. Die Priorin fragte, wer sie sei, wie ihre Eltern hiessen, und woher sie komme. Dionigia erwiderte, sie sei die Tochter eines Bürgers aus dem schönen Frankreich, ihr Vater und ihre Mutter seien gestorben, und nachdem sie einige Reisen unternommen, wolle sie sich nunmehr ganz dem Dienste Gottes weihen. Als die Priorin ihr leutseliges und freundliches Wesen bemerkte, kam ihr der Gedanke, sie als Novize anzunehmen, um sie zugleich auch zu Dienstleistungen zu gebrauchen, und sprach deshalb: Liebe Tochter, ich will dich gern aufnehmen, doch wird es gut sein, wenn du vorher unsere Ordens-



regeln und unsere Lebensweise kennen lernst. Gefällt dir hernach unser Kloster, so kannst du den Schleier nehmen und Nonne werden. Darüber war Dionigia sehr vergnügt. Sie trat in das Kloster ein und fing an mit solcher Demut der Priorin und den andern Schwestern zu dienen, dass alle sie von Herzen lieb gewannen und sich über ihre Schönheit und ihr reizendes Benehmen wunderten. „Fürwahr," sagten sie oft unter sich, „das muss ein hohes Edelfräulein sein."

Nun begab es sich, dass bald darauf der König von England, dessen Vater noch nicht lange gestorben war, in seinem Lande umherreiste, und auch an dieses Kloster kam, um seine Base, die Priorin, zu besuchen. Er wurde daselbst mit grossen Ehren und Festlichkeiten empfangen. Indessen er nun dort verweilte, kam ihm die schöne Dionigia zu Gesicht und machte einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüt, dass es nicht zu sagen ist. Er fragte die Priorin, wer jenes Mädchen sei. Diese erzählte ihm, wann und wie sie hergekommen und wie artig und einnehmend ihr ganzes Wesen wäre. Da verfiel der König auf den Gedanken, dies liebliche Geschöpf zur Frau zu nehmen und teilte sein Vorhaben der Priorin mit. Diese aber entgegnete, sie sei damit nicht einverstanden, da man ja nicht wisse, wer das Kind sei und für ihn zieme sich einzig die Tochter eines Königs oder Kaisers. „Und ich sage dir," erwiderte der Fürst, „sie ist gewiss die Tochter eines hohen Herrn, nach ihrem Benehmen zu schliessen, ihrem feinen Anstand und ihrer Schönheit."

„Das ist sie nicht," entgegnete die Priorin. „Nun gut," versetzte der König, „so will ich sie, so wie sie ist, sie sei auch, wer sie wolle." Darauf liess die Priorin das schöne Mädchen im stillen zu sich rufen und sprach zu ihr: „Dionigia, Gott der Herr hat dir ein grosses Glück bereitet. Denk dir, der König von England begehrt dich zur Gemahlin!" Als Dionigia solches hörte, wurde sie ganz rot und sagte, sie wünsche dieses unter keinerlei Bedingung, sondern sie wolle Nonne bleiben und bitte sie, ihr nicht mehr von derlei Dingen zu reden. Die Priorin meldete dies dem König. Der aber blieb fest bei seinem Entschluss und erklärte, er wolle jedes Hindernis beseitigen und sie unter allen Umständen zu seiner Gattin nehmen.

Als die Priorin ihn derart entschlossen sah, redete sie dem hübschen Kind so lange schmeichelnd zu, bis es einwilligte. Und so verlobte

er sich mit Dionigia in Gegenwart der Priorin, nahm Abschied von dem Kloster und begab sich mit seiner jungen Braut nach London, wo die Hochzeit mit grosser Feierlichkeit gehalten wurde. Er lud dazu den ganzen Adel seines Reiches ein, und als die Fürsten Dionigias seltene Schönheit sahen, ihre hohe Gesinnung und ihr feines Benehmen, da war keiner unter ihnen, dem sie nicht im tiefsten Herzen lieb geworden.

Aber die Mutter des Königs wollte sich, weil er eine solch unbekannte Frau genommen, nicht an ihres Sohnes Hochzeit bei Hofe einfinden, sondern zog sich voller Ingrimm auf ihre Besitzungen zurück. Dionigia brachte es durch ihr treuherziges Wesen mit der Zeit dahin, dass der König sie über alles lieb und teuer hielt. Bald darauf fühlte sie sich guter Hoffnung. Der König aber, ihr Gemahl, musste mit einem starken Heere nach einer Insel übersetzen, die sich empört hatte. Daher nahm er Abschied von seiner Gattin und befahl seinem Vizekönig, getreu für sie besorgt zu sein und sie als Königin zu ehren, ihm auch Kunde zu schicken, wie es ihr bei der Geburt ergehe. Damit entfernte er sich von England.

Als nun die Zeit erfüllt war, schenkte Dionigia ihrem Gatten zwei Knäblein, und der Vizekönig schrieb es sofort seinem Herrn. Der Eilbote kam mit dem Briefe zu dem Schlosse, wo die Königin-Mutter wohnte, kehrte daselbst ein, um etwas auszuruhen, und erzählte der Dame von der Geburt der beiden Enkelkinder. Dies verdoppelte ihren Grimm, und als der Bote in der Nacht schlief, vertauschte sie die Briefe, die er bei sich führte und legte ihm ein anderes Schreiben hinein, worin sie meldete, es seien zwei missgestaltete Wesen gleichwie Äffchen zur Welt gekommen. Am folgenden Tage erwies sie dem Boten viele Ehre und entliess ihn mit dem Auftrag, er solle bei seiner Rückreise wieder bei ihr vorsprechen. Er sagte ihr dies zu und ritt von dannen. Als er endlich zu dem Heere kam, überreichte er dem König eigenhändig das falsche Schreiben. Als dieser es las und die Geschichte erfuhr, war er nicht wenig erstaunt. Trotzdem sandte er an den Vizekönig den Befehl, er solle die Kinder auferziehen und nicht unterlassen, die Königin nach wie vor bis zu seiner baldigen Rückkehr wert zu halten. Er schickte den gleichen Boten mit der Antwort wieder nach Hause, war aber doch höchlich bekümmert.

Der Eilbote nahm das Schreiben und ritt, wie er versprochen, wieder den nämlichen Weg zurück, den er gekommen war. Unterwegs gelangte er wieder zu dem Schlosse, wo die Mutter seines Gebieters wohnte, und ruhte daselbst aus. In der Nacht aber, während er schlief, nahm die Frau die Briefe ihres Sohnes heimlich hervor, las sie, und als darin nichts davon stand, dass Dionigia sterben müsse, war sie sehr betrübt. Sie schrieb deshalb statt des echten einen andern Brief des Inhalts: Sobald du dies Schreiben empfangen, nimmst du meine Frau mit den zwei Kindern, von denen ich weiss, dass sie nicht die meinen sind, und bringst sie um. Diesen Brief steckte sie dem Boten, der noch schlief, in seine Tasche, und entliess am Morgen ihn unter vielen Schmeichelreden. Der Eilbote wusste von allem nichts, nahm Abschied und übergab bei seiner Heimkehr dem Vizekönig das mitgebrachte Schreiben. Nachdem dieser es gelesen, war er sehr verwundert und fragte den Boten, wer ihm den Brief gegeben habe. Dieser antwortete: „Der König selbst. Er war auch ganz bestürzt, sowie er las, was Ihr in Eurem Briefe ihm berichtet habt."

Als der Vizekönig diese Neuigkeit vernahm, begann er laut zu weinen und eilte zu der Königin, zeigte ihr den Brief und sprach mit Tränen in den Augen: „Lest dies, meine Gebieterin!" Wie nun die Königin den Brief durchgangen hatte, brach sie in schmerzliches Schluchzen aus und rief: „Ach, mein unglückselig Leben! Dass ich doch keine gute Stunde haben kann!" Dann nahm sie ihre beiden Kinder in die Arme, und sprach: „Ihr armen Kindlein, mit welchem Unstern wurdet ihr zur Welt geboren! Was habt ihr denn für eine Schuld begangen, um deretwillen ihr nun sterben sollt?" So schrie und jammerte sie laut und küsste ihre beiden Kinderchen. Die waren schön und lieblich wie die Sterne. Der Vizekönig stand bei ihr tief betrübt und wusste nicht, welchen Entschluss er fassen sollte. „Gnädige Frau," sprach er endlich, zur Königin gewendet, „was wollt Ihr tun, und was soll ich nun beginnen? Ihr seht, was mein Gebieter schreibt. Trotzdem brächte ich es nimmermehr über mein Herz, Euch ein Leides anzutun. Darum nehmt heimlich Eure Kinder, und ich will Euch das Geleite geben bis an das Meer. Dort nehmet Ihr ein Schiff und Gott sei Euer Führer. Vielleicht wird Euch das Schicksal irgendwohin bringen, wo Ihr glücklicher seid als hier." Sie

war damit einverstanden und in der folgenden Nacht nahm sie heimlich ihre Kinder mit hinweg, begab sich nach dem Meeresufer, wandte sich an einen Seemann und sprach: „Nimm mich auf dein Schiff und bringe mich nach Genua. Du sollst bezahlt werden.“ Der Vizekönig, der sie begleitet hatte, empfahl sie dem Schiffsmann, gab ihm Geld und nahm unter Tränen Abschied von der armen Königin.
Das Schiff stach in die See, fuhr mit schwellenden Segeln dahin und trug in kurzer Zeit die trauernde Frau nach Genua. Dort verkaufte sie einige Kleinodien, die sie bei sich hatte, nahm zwei Pflegerinnen für die Kinder und zwei Kammerfrauen, und siedelte hierauf über nach Rom, wo sie ihre beiden Knaben sehr sorgfältig erziehen liess. Sie nannte den einen Carlo, den andern Lionetto. So lebte sie daselbst in sittsamer Zurückgezogenheit und widmete sich einzig und allein der Erziehung ihrer Söhne. Diese gediehen trefflich zu jedermanns Bewunderung und Freude. Die Mutter liess sie von guten Lehrmeistern unterrichten und sie in allen schönen Wissenschaften unterweisen, welche jungen Edelleuten ziemt. Sobald sie dann heranwuchsen, brachte sie sie als Edelknaben an den Hof des Papstes, ohne zu sagen, wessen Söhne sie seien. Als der Papst von dem ehrenvollen und zurückgezogenen Wandel dieser Frau vernahm und sah, wie schön und wohlerzogen ihre Söhne waren, liebte er dieselben sehr und gab ihnen ein reiches Einkommen, so dass sie sich Diener und Pferde halten und fürstlich leben konnten.
Nun geschah es, dass der Papst einen Kreuzzug gegen die Sarazenen im Heiligen Lande unternehmen wollte. Er bot dazu alle Könige und Herren der Christenheit auf und ermunterte insbesondere den König von Frankreich und den Herrscher von England, sie möchten in eigener Person nach Rom kommen, damit er ihren Ratschlag über diesen Kreuzzug vernehmen könnte. So fanden sich denn die beiden Regenten auf den Wunsch des Papstes in Rom ein. — Vorher müsst ihr aber noch wissen, dass der König von England, sobald er von der Wiedereroberung der empörten Insel zurückkehrte und in London anlangte, den Vizekönig nach seiner Frau und seinen Kindern fragte. Dieser antwortete, es sei mit ihnen verfahren worden wie seine Majestät in ihren Briefen befohlen, ja er habe sie noch schonender behandelt, als ihm aufgetragen worden, denn während

Seine Hoheit ihm geschrieben, er solle die Königin umbringen, habe er sie nur ihres Weges geschickt, und zum Zeugnis dessen zeigte er ihm die Briefe. Darüber war dann der König sehr erschrocken und wollte wissen, wer dieses könnte veranlasst haben.
Als er sich überzeugt hatte, dass seine Mutter die Schuld trage, liess er sie im Übermasse seines Zornes umbringen und schickte dann nach vielen Ländern aus, um seine Gemahlin zu suchen. Und als man ihm meldete, sie habe ihm zwei so hübsche Kinder geschenkt, wollte er beinahe sterben vor Schmerz, schloss sich in seine Gemächer ein und mochte lange Zeit mit niemandem mehr reden. Auch sah man ihn von da an nie mehr heiter und fröhlich, so tief ergriff ihn nun die Sehnsucht nach seiner Frau. Sowie er nun vom Papste den Befehl erhalten, sich mit dem König von Frankreich zusammen nach Rom zu verfügen, reiste er ab, begab sich nach Frankreich und setzte in Begleitung jenes Königs seinen Weg fort nach Rom, wo sie vom Papst sehr freundlich aufgenommen wurden. Wie sie nun durch die Strassen der Stadt Rom spazieren ritten, wurden sie von Frau Dionigia, der ehemaligen Königin, erkannt, der eine als ihr Bruder aus Frankreich (der alte Vater war mittlerweile gestorben), der andere als ihr Gemahl. Da stellte sie sich dem Papste vor und sprach: „Eure Heiligkeit weiss, dass ich Euch niemals offenbaren wollte, von wem diese meine Sönne abstammen und wer ich bin. Nun aber ist der Augenblick gekommen, wo ich das eine wie das andere tun darf. So soll es denn geschehen und mag darnach draus folgen, was da will. Eure Heiligkeit möge also wissen, dass ich die Tochter des frühern Königs von Frankreich bin und die Schwester des jetzigen, der gegenwärtig sich in Rom aufhält. In meinem kecken Eigensinn lief ich, als einst mein Vater mich an einen alten Regenten ganz gegen meine Neigung vermählen wollte, davon und ging nach England in ein Kloster. Als aber der König von England dahin kam und mich erblickte, fasste er Liebe zu mir und machte mich zur Königin ohne zu wissen, wer ich war. Nach kurzer Zeit schenkte ich ihm diese beiden Kinder. Er aber, der damals vom Reiche abwesend und im Kriege war, gab den Befehl, mich mit den armen Knäblein umzubringen, die er nicht als die seinigen anerkannte. Durch die Mithilfe eines seiner Minister

gelang es mir jedoch zu entkommen und ich floh hieher nach Rom, wo ich seitdem ausschliesslich der Erziehung meiner unglücklichen Söhne lebte, wie Eure Herrlichkeit ja weiss." Hier schwieg sie. Der Papst sprach ihr Mut zu und entliess sie dann in Gnaden. Sodann schickte er nach den zwei Herrschern und den beiden Söhnen und sprach zum König von Frankreich also: „Kennt Ihr diese Knaben, Majestät?" Dieser erwiderte: „Fürwahr, nein." Drauf fragte er ebenso den König von England und erhielt von ihm die gleiche Antwort. Da wandte sich der Papst zugleich an beide Fürsten, tat ihnen den Stand der Sache kund und stellte die Knaben dem einen als seine Söhne, dem andern als seine Neffen vor. Die hohen Herren nahmen die beiden Kinder mit grösster Freude und Herzlichkeit auf, und da sie nach der Mutter fragten, liess der Papst sie kommen. Als diese eintrat, umarmte sie mit innigem Vergnügen ihren Bruder, ohne ihren Gatten zu beachten. Auf die Frage, warum sie das tue, erwiderte sie: „Ich habe freilich allen Grund dazu nach der Grausamkeit, die du mir angetan." Der König erzählte ihr hierauf unter Tränen, wie die Sache so gekommen sei, wer die Schuld daran getragen und wie er sich dafür gerächt. Jetzt liess sich die Frau die Erklärung gefallen. Nun wurden die herrlichsten Feste gefeiert, und so verweilten sie in Rom mehrere Tage. Der Papst entband hierauf die beiden Fürsten von dem Befehl zum Kreuzzuge, und sie gaben daher Befehl zur Heimreise. Da sagte Frau Dionigia zu ihrem Gatten: „Ich übergebe dir hiermit diese Jünglinge als deine Söhne und empfehle sie deiner Huld. Geh hin mit Gott! Ich will hier bleiben zum Heil meiner Seele und mich von der Welt zurückziehen." Ihr Gemahl aber antwortete, er werde nimmermehr von Rom fortgehen ohne sie, und so entstand zwischen beiden ein lebhaftes Hin- und Widerreden. Der Papst jedoch und ihr Bruder, der französische König, baten sie so lange, bis sie mit ihrem Gatten die Rückreise nach England antrat. Sie nahmen Abschied vom Papst und reisten zusammen nach Frankreich, allwo grosse Freudenfeste veranstaltet wurden, und von dort fuhren sie hinüber nach England in ihre Residenz, wo sie zusammen glücklich lebten.

DER KAUFMANN VON VENEDIG

von SER GIOVANNI FIORENTINO

ES LEBTE ZU FLORENZ EIN KAUFMANN AUS DEM HAUSE der Scali, namens Bindo, der oftmals in Tana und Alexandrien gewesen war und alle jene weiten Reisen gemacht hatte, die man des Handels wegen unternimmt. Dieser Bindo war sehr reich und hatte drei erwachsene Söhne. Als er zum Sterben kam, rief er den ältesten und mittleren zu sich, machte in ihrer Gegenwart das Testament und setzte sie beide zu Erben all seiner irdischen Güter ein; dem jüngsten aber hinterliess er nichts.

Sobald das Testament fertig war, kam der jüngste Sohn, der GIANNETTO hiess und davon gehört hatte, zu ihm ans Bett und sprach: „Mein Vater, ich wundere mich sehr über das, was Ihr getan habt, da Ihr in Euerm Testament meiner gar nicht gedachtet." — Da antwortete der Vater: „Mein Sohn, es gibt niemand auf Erden, den ich mehr liebte als dich. Und so will ich nicht, dass du nach meinem Tod hier bleibst, vielmehr sollst du, sobald ich gestorben bin, nach Venedig zu einem deiner Taufpaten gehen, zum Herrn Ansaldo, der keine Söhne hat und mir schon wiederholt geschrieben, ich solle dich ihm schicken. Ich kann dir versichern, dass er der reichste Kaufmann ist, der zurzeit in der Christenheit lebt. Darum ist es mein Wunsch, dass du gleich nach meinem Tod zu ihm gehst und ihm diesen Brief hier bringest. Und wenn du es recht anzufassen weisst, so wirst du ein reicher Mann werden."

Da sprach der Sohn: „Mein Vater, ich bin bereit zu tun, was Ihr mir anbefehlt." Hierauf gab ihm der Vater seinen Segen, und nach wenigen Tagen verschied er. Seine Söhne erhoben darüber laute Klage und bestatteten den Toten mit grossen Ehren.

Einige Tage später riefen die zwei älteren Brüder Giannetto zu sich und sprachen zu ihm folgendermassen: „Lieber Bruder, wohl hat der Vater ein Testament gemacht und uns beide zu seinen alleinigen Erben eingesetzt, ohne deiner nur irgend zu erwähnen. Dessenungeachtet bist du gleichfalls unser Bruder, und so soll dir,



so gut wie uns, dein Anteil auch zukommen!" — Giannetto antwortete: „Liebe Brüder, ich danke euch für euer Anerbieten. Aber was mich betrifft, so habe ich im Sinne, mein Glück draussen in der Welt zu suchen. Dazu bin ich fest entschlossen, und so mögt ihr das euch zugewiesene und gesegnete Erbe behalten."
Wie nun die Brüder seine Entschlossenheit sahen, gaben sie ihm ein Pferd und Geld auf seine Reise. Giannetto nahm Abschied von ihnen und ritt über die Berge nach Venedig. Er kam zu dem Warenlager des Herrn ANSALDO und übergab ihm den Brief, den ihm sein Vater vor dem Tode eingehändigt hatte. — Als Herr Ansaldo das Schreiben las, erkannte er, dass dies der Sohn seines geliebten Freundes Bindo war, und kaum war er fertig mit Lesen, so umarmte er ihn und rief: „Sei mir willkommen, mein teures Kind, nach dem ich mich so viele Jahre gesehnt habe. Erzähle mir, wie geht es deinem Vater?" „Er ist gestorben!" erwiderte Giannetto. Jetzt umarmte und küsste ihn Ansaldo unter vielen Tränen und sprach: „Gar sehr tut mir der Tod deines Vaters leid; denn dieser wackere Mann hat mir geholfen, einen grossen Teil von dem, was ich jetzt besitze, zu gewinnen. Aber so gross ist meine Freude, die ich nun an dir habe, dass sie jenen Schmerz lindert."
Er liess ihn zu seinem Haus geleiten und befahl den Angestellten, seinen Ladendienern wie auch sämtlichen Gehilfen und Knechten, Giannetto mehr zu gehorchen und zu dienen als ihm selbst. Und vor allem übergab er ihm die Schlüssel zu seiner ganzen Barschaft und sprach zu ihm: „Mein Sohn, was hier an Geld ist, steht zu deiner Verfügung. Kauf dir schöne Kleider und Schuhe nach deinem Geschmack! Lade auch die Leute der Stadt zum Essen ein, damit du hier in Venedig bekannt wirst! Wie du es angreifen willst, das überlasse ich ganz deinem Geschick. Doch werde ich dich um so lieber haben, je besser du verstehst, dich beliebt zu machen."
Also fing Giannetto an, mit den venezianischen Edelleuten zu verkehren, Aufwartungen zu machen, offene Tafel zu halten, Geschenke zu geben, seine Dienerschaft reich zu kleiden, gute Rennpferde zu kaufen, Wettkämpfe und Ritterspiele zu veranstalten und in allen Dingen sich erfahren und geübt, hochherzig und feingesittet zu erweisen. Er bezeigte auch Herrn Ansaldo mehr Erfurcht, als wenn

er sein Vater gewesen wäre. Und so verständig wusste er umzugehen mit aller Art von Leuten, dass fast jedermann in Venedig ihm wohlgesinnt war, da man seine grosse Klugheit und Anmut wie auch seine seltene Höflichkeit bemerkte. Männer und Frauen schienen in ihn verliebt, und Herr Ansaldo sah nichts anderes mehr als ihn, so überaus gefiel ihm sein Wesen und sein Benehmen. Schliesslich gab es fast kein Fest mehr in Venedig, zu dem Giannetto nicht geladen worden wäre, dermassen hatten ihn alle lieb gewonnen.

Nun begab es sich, dass zwei seiner lieben Gefährten nach Alexandrien gehen wollten, auf zwei Schiffen mit ihren Waren, wie sie alljährlich zu tun pflegten. Sie sagten es Giannetto und fügten hinzu: „Du solltest auch mit uns übers Meer fahren, um die Welt zu sehen und vor allem jenes Damaskus und all die schönen Gegenden dort zulande." Darauf antwortete Giannetto: „Das würde ich gar zu gerne tun, wenn mein Vater, Herr Ansaldo, dazu seine Einwilligung gäbe." „Da lass nur uns machen," sagten jene, „wir wollen's schon fertig bringen, dass er dir's erlaubt, und er wird es ganz zufrieden sein." Sogleich gingen sie zu Herrn Ansaldo und sprachen: „Wir kommen Euch zu bitten, dass Ihr dem Giannetto gütigst gestatten möget, mit uns auf das Frühjahr nach Alexandrien zu gehen, und dass Ihr ihm ein Fahrzeug oder ein Kauffahrteischiff ausrüstet, damit er ein wenig die Welt zu sehen bekomme." Herr Ansaldo sagte: „Ich bin damit einverstanden, wenn's ihm Vergnügen macht." Jene antworteten: „Es ist sein Wunsch."

Also liess ihm Herr Ansaldo sogleich ein sehr schönes Schiff ausrüsten. Dieses wurde mit vielen Waren beladen und mit Flaggen und Waffen reich versehen. Und als es fertig war, befahl Herr Ansaldo dem Schiffsmeister und der Mannschaft, alles zu tun, was Herr Giannetto ihnen befehle und was ihnen aufgetragen werde. „Denn," sagte er, „ich sende ihn nicht aus, um Gewinn durch ihn zu machen, sondern zu seinem Vergnügen, damit er sich die Welt besehe." Als nun Giannetto zu Schiffe stieg, liefen alle Leute von Venedig hinter ihm her, um seine Abfahrt mit anzusehen, da seit langer Zeit kein so prächtiges und so wohlausgerüstetes Schiff von Venedig weggefahren war. Jedermann bedauerte sein Scheiden. So nahmen er und alle seine Gefährten von Herrn Ansaldo Abschied.

Sie stiegen zu Schiff, zogen die Segel auf und fuhren ihren Weg nach Alexandrien, auf Gott und auf ihr gutes Glück vertrauend.
Wie nun die drei Gefährten in drei verschiedenen Schiffen mehrere Tage lang dahingesegelt waren, geschah es, dass der besagte Giannetto eines Morgens vor Sonnenaufgang einen Meerbusen mit einer sehr schönen Stadt erblickte. Er fragte den Schiffspatron, wie jener Hafenplatz heisse. Der antwortete ihm: „Herr, dieser Ort gehört einer verwitweten Edeldame an, die schon viele reiche Männer zugrunde gerichtet hat." — „Wie das?" fragte Giannetto. „Herr," erwiderte jener, „es ist ein schönes, reizendes Weib, die das Gesetz befolgt, dass jeder, der dorthin kommt, bei ihr ruhen muss. Und wenn er mit ihr zu tun hat, so muss er sie zur Gattin nehmen und wird so Besitzer des Hafens und des ganzen Landes. Wird er aber nicht Herr über sie und bringt sie nicht unter sich, so verliert er alles, was er hat."
Giannetto überlegte ein wenig bei sich im stillen und sagte sodann: „Sieh zu, wie du es machst, dass du mich in diese Stadt bringst!" Der Patron entgegnete: „Mein Gebieter, bedenkt doch, was Ihr sagt! Wie viele sind schon hineingegangen und dadurch auf immer elend geworden!" Giannetto aber erwiderte: „Mische dich nicht in fremde Dinge, sondern tu, was ich dir sage!" So geschah es denn, dass sie plötzlich das Schiff wendeten und in die Bucht einfuhren, ohne dass ihre Gefährten etwas davon merkten. Gleich verbreitete sich am Morgen die Nachricht, wie dieses schöne Schiff in den Hafen gekommen sei, und alles Volk lief herbei, es zu sehen. Der Burgfrau wurde sofort davon Meldung gebracht. Sie schickte daher zu Giannetto, der unverzüglich zu ihr ging und sie mit viel Ehrerbietung begrüsste. Sie nahm ihn bei der Hand, fragte ihn, wer er sei und woher er komme und ob er die Sitte des Landes kenne. Giannetto bejahte es und fügte hinzu, er sei eben aus diesem Grunde gekommen. „So seid mir denn hundertmal willkommen!" sagte sie und erwies ihm den ganzen Tag die grösste Ehre. Auch liess sie viele Barone, Grafen und Ritter, die ihr untertan waren, einladen, damit sie ihm Gesellschaft leisteten. All diesen Edelleuten gefiel Giannettos Betragen wie auch sein gesittetes, einnehmendes und gesprächiges Wesen so sehr, dass fast jeder sich in ihn verliebte. Den ganzen Tag wurde

am Hofe getanzt, gesungen und geschmaust dem Giannetto zu Ehren, und jedem wäre es recht gewesen, ihn zum Gebieter zu erhalten. Als nun der Abend kam, nahm ihn die Burgfrau bei der Hand, führte ihn ins Schlafgemach und sagte: „Ich glaube, es ist nun Zeit, zu Bette zu gehen." Giannetto antwortete: „Edle Frau, ich bin zu Euern Diensten!" Alsbald kamen zwei Jungfrauen, die eine mit Wein, die andere mit süssem Backwerk. „Ihr werdet gewiss Durst bekommen haben," sagte die Frau, „darum trinkt!"
Giannetto nahm von den Süssigkeiten und trank von dem Wein, der, ohne dass er es wusste, so bereitet war, dass er schlafen machte. Er schlürfte davon eine halbe Schale, denn er schmeckte ihm gar gut. Darauf zog er sich sogleich aus und legte sich nieder. Kaum aber hatte er das Bett erreicht, so war er schon eingeschlafen. Die Frau legte sich ihm zur Seite. Er merkte aber nichts davon bis zum Morgen, als schon die Terzie vorüber war. Darum stand die Frau auf, sowie es Tag wurde, und liess das Schiff ausladen, das sie voll von verschiedenen kostbaren und feinen Waren fand.
Als nun die Terzie vorüber war, gingen die Kammerfrauen der Dame an das Bett Giannettos, hiessen ihn aufstehen und gaben ihm die Weisung, mit Gott seiner Wege zu gehen, denn er habe das Schiff und alles, was darauf sei, verloren. Darüber schämte er sich; denn er meinte, seine Sache schlecht gemacht zu haben. Die Dame liess ihm ein Pferd geben und Geld zur Reise, und so zog er traurig und betrübt von dannen und wandte sich wieder nach Venedig zurück. Als er daselbst angelangt war, mochte er aus Scham nicht nach Hause gehen, sondern begab sich in der Nacht zu einem seiner Freunde, der sich höchlich verwunderte und sprach: „Wehe! Giannetto, was ist das?"
Dieser erwiderte: „Mein Schiff scheiterte eines Nachts an einer Felsenklippe, so dass alles zerbarst und zerschellte und der eine da, der andere dorthin getrieben wurde. Ich klammerte mich an ein Stück Holz fest, das mich ans Ufer trieb. So ward ich gerettet und kam zu Lande hieher." Giannetto blieb einige Tage im Hause dieses seines Freundes, der sodann einmal den Herrn Ansaldo aufsuchte, ihn aber ganz niedergeschlagen fand. Herr Ansaldo sagte: „Ich fürchte so sehr für das Leben meines lieben Sohnes und dass ihm zur See

ein Unglück zugestossen sei. Ich kann daher weder Schlaf noch Ruh mehr finden, so aus tiefstem Herzen ist er mir lieb." Da sagte jener Jüngling: „Ich kann Euch von ihm Kunde bringen. Er hat Schiffbruch gelitten und all sein Hab und Gut verloren, doch ist er selbst mit dem Leben noch davongekommen." „Gott sei gelobt!" sprach Herr Ansaldo. „Wenn er nur gerettet ist, so bin ich zufrieden. Der Verlust, den er erlitten hat, soll mich nicht grämen. Aber wo ist er?" Der Jüngling antwortete: „Er befindet sich in meinem Hause." Da brach Herr Ansaldo sofort auf und wollte ihn sehen. Sobald er ihn erblickte, stürzte er sich in seine Arme und sprach: „Mein lieber Sohn, du brauchst dich nicht vor mir zu schämen; denn das kommt ja häufig vor, dass Schiffe im Meere bersten. Darum gräme dich nicht, mein Kind! Ich bin zufrieden, dass wenigstens dir kein Leid widerfahren ist." Und hiemit führte er ihn nach Hause und konnte nicht müde werden, ihn zu trösten. Die Neuigkeit verbreitete sich bald durch ganz Venedig, und jeder nahm innigen Anteil an dem Verlust, den Giannetto erlitten hatte.

Nun geschah es, dass nicht lange danach seine Gefährten aus Alexandrien zurückkehrten, alle mit reichem Gewinn. Sowie sie angekommen waren, fragten sie nach Giannetto und erfuhren alles. Deshalb liefen sie sogleich hin, ihn zu umarmen, und sagten: „Wie bist du von uns weggekommen und wohin bist du gegangen? Wir konnten gar nichts mehr von dir erfahren. Jenen ganzen Tag segelten wir rückwärts, konnten aber dich nirgends mehr sehen, noch in Erfahrung bringen, was aus dir geworden sei. Wir waren darüber so betrübt, dass wir auf der ganzen Reise nicht wieder froh werden mochten, denn wir glaubten, du seiest umgekommen." Giannetto antwortete: „Einem Meerbusen gegenüber erhob sich ein heftiger, widriger Wind, der mein Schiff schnurstracks auf eine Klippe hintrieb, die nahe dem Lande war, so dass ich mit knapper Not mein Leben retten konnte; denn alles ging drunter und drüber." Dies war der Vorwand, den Giannetto brauchte, um sein Missgeschick zu verbergen. Und nun veranstalteten sie zusammen eine grosse Festlichkeit, dankten Gott, dass wenigstens er davongekommen sei, und sprachen: „Mit dem nächsten Frühjahr, wenn es Gottes Wille ist, werden wir das schon wiedergewinnen, was du diesmal verloren hast. Darum so wollen wir

jetzt darauf denken, uns eine frohe Stunde zu bereiten, und den Trübsinn zu verscheuchen."

Und das liessen sie sich dann auch angelegen sein und waren fröhlich und guter Dinge nach ihrer frühern Gewohnheit. Giannetto aber dachte an nichts anderes, als wie er zu jener Frau zurückkehren könne, sann hin und her und sprach bei sich selbst: „Wahrhaftig, ich muss sie zur Frau erhalten, oder ich will dabei sterben." So konnte er denn fast gar nicht mehr heiter werden. Darum sagte Herr Ansaldo mehrmals zu ihm: „Du musst dich jetzt nicht weiter grämen; denn wir sind ja noch so reich an Hab und Gut, dass wir recht wohl bestehen können!" „Lieber Pate," erwiderte Giannetto, ich kann mich nicht beruhigen, wenn ich nicht diesen Weg noch einmal mache."

Als nun Ansaldo seinen Willen erkannte und die Zeit gekommen war, befrachtete er ein anderes Schiff mit noch mehr Waren als das erste und von noch höherem Wert, so dass er den grössten Teil dessen, was er auf der Welt besass, ihm anvertraute. Als seine Gefährten ihre Schiffe auch mit dem Nötigen ausgestattet hatten, stachen sie mit Giannetto zusammen in See, liessen die Segel blähen und steuerten ihres Weges. Und wie sie so einen Tag nach dem andern dahinfuhren, passte Giannetto beständig auf, ob er die Hafenstadt jener Dame nicht wiedersehe, die das Schloss der Frau von BELMONTE hiess. Als sie nun in einer Nacht an die Einfahrt zu jenem Golf gelangt waren, der in einer tiefen Bucht lag, erkannte ihn Giannetto augenblicklich, liess Segel und Ruder wenden und schlüpfte schnell hinein, ehe noch seine Gefährten auf den andern Schiffen etwas davon bemerkt hatten.

Wie nun die Herrin des Landes am Morgen aufgestanden war und hinunterschaute aufs Meer, bemerkte sie die Flaggen dieses Schiffes, erkannte sie alsbald, rief eine ihrer Zofen und sprach: „Kennst du jene Flagge?" Die Dienerin erwiderte: „Gnädige Frau, es scheint das Schiff jenes jungen Mannes zu sein, der vor einem Jahre hier ankam und uns mit seinen Waren einen so grossen Reichtum hinterliess." Die Dame sprach: „Gewiss, du sagst die Wahrheit. In der Tat, der muss nicht wenig in mich verliebt sein; denn ich habe noch nie einen zum zweiten Mal wieder kommen sehen!" Die Kammer-

frau versetzte: „Und ich habe noch keinen höflicheren und liebenswürdigeren Mann gesehen als ihn.“ Die Gräfin schickte viele Junker und Edelknaben nach ihm aus, die ihn mit grosser Festlichkeit empfingen, und er selbst begegnete ihnen freundlich und heiter. Und so kam er hinauf in das Schloss und vor das Angesicht der Frau. Als sie ihn erblickte, umarmte sie ihn mit grosser Lust und Freude, und er küsste sie wieder mit viel Ehrerbietung.
So verbrachten sie den ganzen Tag in Lust und Wonne. Wieder liess die Frau Barone und Edeldamen in Menge einladen, die an den Hof kamen, um Giannetto zuliebe dem Fest beizuwohnen. Fast all diesen Hofleuten tat es leid um ihn, und sie hätten ihn gern zu ihrem Herrn gehabt wegen seines einnehmenden und höflichen Wesens. Auch waren fast alle Frauen in ihn verliebt, als sie sahen, wie zierlich er sich beim Tanz bewegte und wie sein Gesicht immer heiter glänzte, so dass ein jedes meinte, er müsse der Sohn irgendeines grossen Herrn sein. Als aber die Dame sah, dass es Zeit war, schlafen zu gehen, nahm sie Giannetto bei der Hand und sagte: „Gehen wir nun zur Ruhe!“ Darauf gingen sie in die Kammer, setzten sich nieder, und siehe da kamen wieder zwei Jungfrauen mit Wein und süssem Backwerk. Sie tranken und assen und gingen dann zu Bette. Alsbald übermannte ihn der Schlaf, und er schlummerte ein. Die Frau zog sich aus, legte sich neben ihn nieder und kurz, er kam nicht wieder zu sich die ganze Nacht.
Als der Morgen anbrach, stand die Gräfin auf und befahl, sogleich das Schiff abfrachten zu lassen. Sobald nun die Terzie vorüber war, kam Giannetto wieder zu sich, suchte nach der Frau und fand sie nicht. Er fuhr mit dem Kopf in die Höhe und sah, dass es heller Tag war. Deshalb stand er sogleich auf und fing an, sich sehr zu grämen. Dann gab man ihm wieder ein Pferd und Geld auf die Reise und sagte zu ihm: „Geh deiner Wege!“ Voll Beschämung zog er von dannen, traurig und niedergeschlagen, ruhte aber nicht eher, bis er nach vielen Tagereisen in Venedig ankam, wo er bei Nacht in das Haus jenes seines Freundes eintrat, der bei seinem Anblick sich auf das äusserste verwunderte und sprach: „Weh mir, was ist das?“ „Schlecht steht es mit mir,“ erwiderte Giannetto. „Verwünscht sei mein Schicksal, das mich jemals in dies Land kommen liess!“ Darauf

entgegnete jener Freund: „Allerdings hast du wohl Ursache, es zu verwünschen; denn du hast den Messere Ansaldo zugrunde gerichtet, welcher der grösste und reichste Handelsherr in der Christenheit war, und die Schande ist noch schlimmer als der Schaden!" Giannetto blieb mehrere Tage in dem Hause dieses seines Freundes verborgen und wusste nicht, was er tun, noch was er sagen sollte. Ja, er war fast willens, nach Florenz zurückzukehren, ohne Herrn Ansaldo ein Wort davon wissen zu lassen. Am Ende aber beschloss er doch, zu ihm zu gehen, und so tat er auch. Als Herr Ansaldo ihn erblickte, sprang er auf, eilte ihm entgegen, umarmte ihn und rief: „Sei mir willkommen, mein Sohn!" Und Giannetto umarmte ihn unter Tränen. Als Herr Ansaldo alles vernommen hatte, sagte er: „Weisst du was, Giannetto? Mache dir darüber nur keinerlei Kummer! Da ich dich nun wieder habe, bin ich zufrieden. Es bleibt uns ja immer noch soviel übrig, dass wir gemächlich leben können. Es ist nun einmal so des Meeres Brauch, dem einen zu geben, dem andern zu nehmen." — Die Nachricht von diesem Ereignis verbreitete sich alsbald durch ganz Venedig. Jedermann sprach vom Herrn Ansaldo und bedauerte ihn sehr wegen des erlittenen Verlustes. Herr Ansaldo sah sich genötigt, viele seiner Besitzungen zu verkaufen, um die Gläubiger zu bezahlen, die ihm die verlorenen Waren geliefert hatten.

Inzwischen kamen Giannettos Reisegefährten mit grossen Reichtümern von Alexandrien zurück, und kaum in Venedig angelangt, erfuhren sie, dass auch Giannetto heimgekehrt sei und wie er abermals Schiffbruch gelitten und alles verloren habe. Darüber verwunderten sie sich und sprachen: „Das ist der ausserordentlichste Fall, der je erhört wurde." Hierauf gingen sie zu Herrn Ansaldo und zu Giannetto, begrüssten sie herzlich und sagten: „Seid unbekümmert, edler Herr! Das nächste Jahr wollen wir wieder ausziehen und für Euch gewinnen; denn wir sind eigentlich schuld an diesem Euerm Verlust, da ja wir es waren, die den Giannetto das erste Mal verleitet hatten, mit uns zu kommen. Darum macht Euch keine Sorgen; denn solange wir noch irgend etwas besitzen, so betrachtet dies als Euer Eigentum!" Herr Ansaldo dankte ihnen und sagte, er habe immerhin noch so viel, um nicht darben zu müssen. Da nun aber Giannetto vom Morgen bis zum Abend jenen Gedanken nachhing

und nie mehr heiter werden mochte, so fragte ihn einst Herr Ansaldo, was er habe, und erhielt zur Antwort: „Ich werde nicht eher zufrieden sein, bis ich das wieder erworben habe, was ich verloren." Da sprach Herr Ansaldo: „Mein Sohn, du darfst mir die Reise nicht noch einmal wagen; denn es ist klüger, wir halten mit dem Wenigen, was wir haben, sparsam haus, als dass du's weiter aufs Spiel setzest." Giannetto jedoch erklärte: „Ich bin entschlossen, alles zu tun, was ich vermag; denn ich würde es mir zur grössten Schande anrechnen, wenn ich die Sache so bewenden lassen sollte." Als nun Herr Ansaldo seinen Willen erkannte, entschloss er sich, alles zu verkaufen, was er noch auf der Welt besass, um ihm ein neues Schiff auszurüsten. Er veräusserte daher all sein Hab und Gut und behielt für sich nichts übrig, stattete aber ein prachtvolles Handelsschiff aus mit allerhand köstlichen Waren.
Und weil ihm noch zehntausend Dukaten fehlten, ging er zu einem Juden in Mestri und borgte sie von ihm unter der vertragsmässigen Bedingung, dass, wenn er sie ihm nicht zwischen heute und dem nächstkommenden St. Johannistag im Juni zurückgegeben habe, der Jude ihm ein Pfund Fleisch von seinem Leibe nehmen dürfe, von welcher Stelle ihm beliebe. Der Jude liess eine gerichtliche Urkunde darüber ausstellen, mit Zeugen und allen nötigen Formalitäten und Vorsichtsmassregeln versehen. Dann zahlte er ihm zehntausend Golddukaten aus, mit welchem Geld Ansaldo sofort das besorgte, was dem Schiff noch fehlte. Und wenn die ersten beiden Fahrzeuge schön waren, so war das dritte noch weit reicher und besser ausgestattet. Die Gefährten rüsteten ebenfalls ihre Schiffe aus mit dem Vorsatz, dass das, was sie gewinnen würden, ihrem Giannetto gehören sollte. Und als die Zeit zur Abreise gekommen war und die Schiffe segelfertig standen, sagte Herr Ansaldo zu Giannetto: „Mein Sohn, du gehst nun fort und weisst, unter welcher Verpflichtung ich zurückbleibe. Eines aber bitte ich von dir aus, wenn es dir wieder übel gehen sollte, dass es dir doch gefallen möge, wieder zu mir zu kommen, auf dass ich dich vor meinem Tod noch einmal sehen und zufrieden aus der Welt gehen kann." Giannetto erwiderte ihm: „Messere Ansaldo, ich will alles tun, womit ich hoffen kann, Euch gefällig zu werden."

Herr Ansaldo gab ihm seinen Segen, und somit nahmen sie Abschied und machten sich auf ihre Reise. Die beiden Gefährten hatten sorgsam acht auf Giannettos Schiff. Dieser aber ging mit all seinem Dichten und Trachten darauf aus, in der Bucht von Belmonte zu landen. Er beredete daher einen seiner Steuerleute, das Schiff zur Nachtzeit in den Golf jener Edelfrau zu lenken. Darnach, als es wieder Tag geworden war und die Gefährten in den andern beiden Schiffen sich umsahen und Giannettos Fahrzeug nirgends gewahren konnten, sprachen sie untereinander: „Gewiss, das ist wieder sein Unglück." Sie dachten daher, es bleibe ihnen nichts anderes übrig, als ihren Weg fortzusetzen, und konnten nicht aufhören, sich über ihres Freundes Schicksal zu verwundern. Mittlerweile war Giannettos Schiff in die Stadt eingelaufen. Alles eilte aus der Burg herbei, um zu schauen, und als sie merkten, dass Giannetto zurückgekehrt war, erstaunten sie sehr und sprachen: „Das muss der Sohn irgendeines grossen Fürsten sein, dass er jedes Jahr mit so vielen Waren und so schönem Schiffzeug hier ankommt. Wollte Gott, dass er noch unser Herr würde!"
So ward er empfangen von allen Grossen des Landes und von den Baronen und Rittern der Gegend. Auch der Edelfrau wurde sofort gemeldet, dass Giannetto wieder angekommen sei. Da trat sie an die Fenster des Palastes, sah das prächtige Schiff und erkannte die Flaggen, machte darob das Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach: „Wahrlich, es ist ein Wunder! Das ist jener Mann wieder, der so vielen Reichtum ins Land gebracht hat!" Und damit schickte sie nach ihm, und Giannetto kam zu ihr aufs Schloss. Sie begrüssten sich mit vielen Umarmungen und erwiesen sich Ehre, und den ganzen Tag war man bedacht, Fröhlichkeit und Feste zu feiern. Man veranstaltete Giannetto zulieb ein schönes Turnier, woran viele Barone und Ritter am selben Tag teilnahmen. Giannetto wollte auch tiostieren. Er verrichtete dabei Wunder der Tapferkeit und nahm sich so gut aus in Waffen und zu Pferd, und sein ganzes Wesen gefiel so sehr allen Edelleuten, dass jeder ihn zum Herrn zu erhalten wünschte. Als es nun am Abend Zeit war, sich zu Bette zu legen, nahm die Gräfin den Giannetto an der Hand und sprach: „Lass uns schlafen gehen!" Er stand schon am Eingang des Schlafgemachs, als eine

Zofe, der es um Giannetto leid tat, sich zu seinen Ohren neigte und ihm zuflüsterte: „Tu, als ob du tränkest; trink aber nicht diesen Abend!" Giannetto verstand diese Worte, trat in die Schlafkammer, und die Frau sagte zu ihm: „Ich weiss, dass Ihr Durst bekommen habt, und wünsche daher, dass Ihr trinket, ehe Ihr zu Bette geht!" Alsbald kamen zwei Mädchen, schön wie Engel, mit Wein und Zuckerbackwerk nach gewohnter Weise, und schenkten ein. Giannetto sprach: „Wer könnte sich enthalten zu trinken, wenn zwei so schöne Edelfräulein ihm den Becher reichen?" Darüber lachte die Frau. Giannetto nahm die Schale und tat, als ob er trinke, schüttete aber den Wein hinunter in seinen Busen.

Die Frau meinte, er habe getrunken, und sagte bei sich selbst: „Du magst immerhin noch ein anderes Schiff herbeiführen; denn dieses hast du verloren." Dann ging Giannetto zu Bette, fühlte sich ganz hell und munter und konnte kaum erwarten, bis die Frau zu ihm käme. „Diesmal hab ich sie gefangen," sprach er bei sich selbst; „heute hat sie die Zeche ohne den Wirt gemacht!" Und damit die Frau schneller ins Bett käme, tat er, als ob er anfange zu schnarchen und zu schlafen. Darum sagte die Frau: „Nun ist es recht." Sie zog sich aus und kam an Giannettos Seite. Dieser wartete nicht lange, sondern sobald sie unter die Decke geschlüpft war, wandte er sich nach ihr um, umarmte sie und sprach: „Jetzt habe ich, wonach ich mich so lange sehnte!" Damit gab er ihr den Friedenskuss der heiligen Ehe, und sie kam die ganze Nacht nicht mehr aus seinen Armen. Darüber war die Frau mehr als glücklich. Sie stand am Morgen vor Tag auf, liess aussenden nach allen Baronen und Rittern und vielen andern Bürgern der Stadt und liess ihnen verkünden: „Giannetto ist euer Gebieter. Darum denkt darauf, Festlichkeiten zu veranstalten!"

Sogleich verbreitete sich das Gerücht durch das Land, und man rief: „Es lebe der Herr! Es lebe der Herr!" Die Glocken wurden geläutet und Posaunen geblasen, um das Fest zu verkünden. Man sandte aus nach vielen Edelleuten und Grafen, die ausserhalb der Stadt wohnten, und liess ihnen sagen: „Kommet, euern Herrn zu sehen!" Und als Giannetto das Gemach verliess, wurde er zum Ritter geschlagen und auf einen Thron gesetzt. Er bekam ein Zepter

in die Hand und wurde mit grossem Triumph und Gepränge zum Herrscher ausgerufen. Und nachdem alle Barone und Damen an den Hof gekommen waren, wurde die Hochzeit Giannettos und der Edelfrau mit unbeschreiblicher Freude und unerdenklicher Lustbarkeit gefeiert. Alle Grossen des Landes kamen zu dem Feste, um sich zu ergötzen, zu turnieren, zu tiostieren, zu tanzen, zu singen und zu spielen und alle Kurzweil zu treiben, die zu solchen Festlichkeiten gehört. Herr Giannetto teilte in seiner Grossmut seidene Stoffe aus und andere kostbare Gegenstände, die er mitgebracht hatte, und zeigte sich bald so mannhaft, dass man ihn fürchtete und Recht und Gerechtigkeit männiglich geübt wurde.

* * *

In diesem Glück und Wohlleben vergass und vernachlässigte Herr Giannetto ganz und gar jenen armen Herrn Ansaldo, der sich dem Juden für zehnsausend Golddukaten verpfändet hatte. Wie er nun eines Tages mit seiner Frau an einem Fenster des Palastes stand, sah er eine Schar Männer über den Platz ziehen mit brennenden Kerzen in der Hand, die sie zum Opfer bringen wollten für die Kirche. Herr Giannetto fragte: „Was hat das zu bedeuten?" Die Frau versetzte: „Es ist eine Schar Handwerker, die nach der Kirche des heiligen Johannes zu opfern gehen, weil heute sein Festtag ist." Da gedachte Giannetto des Herrn Ansaldo, hob sich vom Fenster, seufzte schwer auf, wurde ganz blass und ging mehrmals im Saale auf und ab, in Nachdenken über diese Sache vertieft. Seine Gemahlin fragte ihn, was er habe.
„Nichts weiter!" versetzte Giannetto. Die Frau begann daher in ihn zu dringen und sagte: „Gewiss, Ihr habt etwas und wollt es mir nicht sagen!" Sie liess auch nicht nach, bis Giannetto ihr erzählte, wie Herr Ansaldo als Bürge für zehntausend Dukaten zurückgeblieben sei. „Und heute," fuhr er fort, „läuft die Frist ab, und es schmerzt mich sehr, dass mein Vater um meinetwillen sterben soll. Denn wenn er dem Juden heute das Geld nicht zurückzahlt, so muss er ein Pfund Fleisch von seinem Leibe verlieren." Die Frau sagte: Mein Lieber, besteigt schleunigst ein Pferd und reiset nach Venedig zu Lande, so werdet Ihr schneller hinkommen als zur See! Nehmt

zur Begleitung mit, wen Ihr wollt, packt hunderttausend Dukaten ein und rastet nicht, bis dass Ihr in Venedig seid. Und wenn er noch am Leben ist, so bringet ihn hieher!" Da liess Giannetto sofort die Trompete blasen, stieg zu Pferd mit zwanzig Begleitern, nahm hinlänglich Geld mit und schlug den Weg nach Venedig ein.
Unterdessen hatte der Jude den Herrn Ansaldo festnehmen lassen, weil die Frist abgelaufen war, und wollte ihm ein Pfund Fleisch vom Leibe schneiden. Da bat ihn Herr Ansaldo um die Vergünstigung, dass er seinen Tod noch um einige Tage verschiebe, damit, wenn sein Giannetto komme, er ihn wenigstens noch einmal sehen könne. Der Jude sagte: „Ich will Euch diesen Gefallen tun und Euch Aufschub gewähren. Aber wenn er hundertmal käme, so ist es meine Absicht, Euch ein Pfund Fleisch aus dem Leibe zu nehmen, wie die Papiere besagen." Herr Ansaldo versetzte, er sei es zufrieden. Ganz Venedig sprach daher von diesem Falle. Ein jeder hatte Mitleid, und viele Kaufleute taten sich zusammen, um die Summe zu bezahlen. Der Jude aber wollte davon nichts wissen, sondern trachtete darnach, den Mord zu begehen, um sich rühmen zu können, er habe den grössten Kaufmann der Christenheit ums Leben gebracht.
Indes nun Herr Giannetto eilends heranreiste, zog ihm seine Gemahlin sogleich nach, und zwar als Richter verkleidet und von zwei Dienern begleitet. In Venedig angelangt, begab sich Herr Giannetto in das Haus des Juden, umarmte Herrn Ansaldo mit vieler Freude und sagte darauf dem Juden, er wolle ihm sein Geld geben, ja noch mehr, soviel, wie er verlange. Der Jude aber antwortete, er wolle gar kein Geld, da er es nicht zur rechten Zeit erhalten habe, vielmehr liege ihm daran, Herrn Ansaldo ein Pfund Fleisch vom Leibe zu nehmen. Hier erhob sich nun ein grosser Streit, und jedermann gab dem Juden unrecht. Weil man aber bedachte, dass es in Venedig allenthalben rechtlich zugehe und der Jude seine Ansprüche in vollgültiger und gesetzlicher Form begründet und verbrieft hatte, so wagte niemand gegen ihn zu entscheiden, sondern man verlegte sich aufs Bitten. Darum begaben sich alle Kaufleute von Venedig zu ihm, um Gnade zu erflehen. Der Jude aber bestand nur immer hartnäckiger auf seiner Forderung. Jetzt erbot sich Herr Giannetto, ihm zwanzigtausend Dukaten zu geben, aber jener wollte nicht.

Dann kam er auf dreissigtausend, auf vierzig- und auf fünzigtausend, und so stieg er bis auf hunderttausend Dukaten. Endlich sprach der Jude: „Weisst du was? Wenn du mir mehr Dukaten gäbest, als die ganze Stadt Venedig wert ist, so würde ich mich doch nicht damit abfinden lassen, sondern ich bestehe auf dem, was meine Papiere besagen." So standen die Verhandlungen.

Und siehe, da kam in Venedig jene Dame an, als Richter verkleidet, und stieg in einem Gasthaus ab. Der Wirt fragte einen der Diener: „Wer ist dieser edle Herr?" Der Page, der bereits von der Gräfin unterrichtet war, was er zu sagen habe, wenn er nach ihr gefragt würde, antwortete: „Es ist ein rechtsgelehrter Edelmann, der von Bologna kommt, wo er studiert hat, und nun in seine Heimat geht." Als der Wirt dies vernahm, tat er ihm viel Ehre an. Während der verkleidete Richter bei Tische sass, sprach er zu dem Wirt: „Sagt mir, wie ist denn das Regiment hier in eurer Stadt?"

„Nur allzu gerecht, edler Herr!" antwortete der Wirt. — „Wieso?" fiel der Richter ein. „Das will ich Euch sagen, gnädiger Herr," entgegnete der Wirt. „Einmal kam ein Jüngling von Florenz hierher, der Giannetto hiess, und ging zu einem seiner Taufpaten, namens Herr Ansaldo. Und er betrug sich so artig und wohlerzogen, dass in der ganzen Stadt Männer und Frauen ihn herzlich lieb gewannen. Ja, es ist nie ein Fremder bei uns so allgemein beliebt gewesen wie er. Dieser sein Taufpate nun rüstete ihm dreimal ein Schiff aus, und diese drei Schiffe waren von grösstem Wert, aber jedesmal war er damit unglücklich, so dass es ihm zuletzt an Geld zur Ausrüstung des Schiffes fehlte. Daher borgte jener Herr Ansaldo zehntausend Dukaten von einem Juden unter der Bedingung, dass, wenn er sie ihm nicht bis zum Sankt Johannistag im nächstfolgenden Monat Juni zurückgebe, der besagte Jude ihm ein Stück Fleisch vom Leibe schneiden dürfe, wo es ihm beliebe. Nun ist zwar glücklicherweise der gute Jüngling zurückgekehrt und wollte statt der zehntausend Dukaten hunderttausend bezahlen, doch der arglistige Jude will nicht. Es sind alle rechtschaffenen Leute der Stadt zu ihm gegangen, um ihn mit Bitten zu erweichen, aber es hilft nichts."

Darauf antwortete der Richter: „Dieser Handel ist leicht zu schlichten." Der Wirt versetzte: „Wenn Ihr Euch der Mühe unterziehen

wolltet, die Sache zu Ende zu führen, so dass der brave Mann sein Leben nicht einbüsst, so würdet Ihr Euch die Gunst und Liebe des wackersten Jünglings erwerben, der je gelebt hat, und zugleich die aller Leute dieser Stadt!" Da liess der Richter eine Aufforderung bekanntmachen, wer irgendeinen Rechtsstreit zu schlichten habe, der solle sich an ihn wenden. Und so wurde auch Herrn Giannetto gemeldet, es sei ein Richter von Bologna angekommen, der bereit sei, jeden Handel beizulegen. Darum sagte Herr Giannetto zu dem Juden: „Wir wollen zu diesem Richter gehen!" „Meinetwegen," versetzte der Jude. „Es mag kommen, wer da will, so habe ich in jedem Fall das Recht, zu tun, was meine Urkunde besagt."
Als sie vor den Richter traten und ihm die schuldige Ehrerbietung erwiesen, erkannte der Richter den Herrn Giannetto sogleich, nicht aber Herr Giannetto den Richter; denn der letztere hatte mit Hilfe gewisser Kräuter seine Gesichtszüge unkenntlich gemacht. Herr Giannetto und der Jude trugen nun jeder seine Sache und die Gründe dem Richter vor. Dieser nahm den Schein, las ihn und sagte hierauf zu dem Juden: „Ich rate dir, diese hunderttausend Dukaten anzunehmen und jenen guten Mann frei zu geben, der dir überdies immer dafür verpflichtet sein wird." „Daraus wird nichts!" antwortete der Jude. — „Aber," sagte der Richter, „es wäre das Beste, was Ihr tun könnt." Der Jude dagegen wollte sich auf nichts von alledem einlassen. Darauf begaben sie sich insgesamt zu dem Stadtgericht, das über dergleichen Fälle gesetzt ist. Der verkleidete Richter verlangte nach Herrn Ansaldo und sprach: „Nun lasst ihn vortreten!" Sobald Ansaldo erschienen war, sagte der Richter zu dem Juden: „Wohlan, nimm ihm ein Pfund Fleisch, wo du willst, und bringe deine Sache zu Ende!" Da hiess ihn der Jude sich ganz entblössen und nahm ein Rasiermesser zur Hand, das er eigens zu diesem Zweck hatte machen lassen. Herr Giannetto aber wandte sich zu dem Richter und sagte: „Herr, darum habe ich Euch nicht gebeten!" Der Richter antwortete: „Sei getrost, er hat ihm das Pfund Fleisch noch nicht herausgeschnitten!" Gleichwohl trat der Jude auf ihn zu. Da sprach der Richter: „Halt! Pass auf, dass du's recht machst! Denn wenn du mehr oder weniger als ein Pfund nimmst, so ist's um deinen Kopf geschehen. Ferner lass dir sagen, dass, wenn dabei

nur ein einzig Tröpfchen Blut vergossen wird, du ebenfalls des Todes bist, denn deine Papiere besagen nichts von Blutverlust. Auch sprechen sie, dass du ihm ein Pfund Fleisch nehmen darfst, nicht aber das Geringste mehr noch weniger. Darum, wenn du klug bist, ergreifst du die Massregeln, von denen du glaubst, dass sie zu deinem Besten gereichen!" Und sogleich schickte er nach dem Scharfrichter, hiess ihn Pflock und Beil mitbringen und sprach: „Sowie ich nur ein Tröpfchen Blut fliessen sehe, lass' ich dir den Kopf abschlagen!" Da bekam der Jude Angst. Herr Giannetto aber fing an, sich wieder zu erheitern. Endlich, nach vielem Hin- und Herreden begann der Jude: „Herr Richter, Ihr seid klüger als ich. So lasst mir denn jene hunderttausend Dukaten auszahlen, und ich bin zufrieden!" Der Richter aber erklärte: „Ich will, dass du dir ein Pfund Fleisch nimmst, wie dein Schein besagt, denn Geld sollst du nicht einen Heller erhalten. Hättest du das Geld vorher genommen, wo ich es dir wollte geben lassen!"
Der Jude stieg herab zu neunzig-, dann zu achtzigtausend Dukaten, aber der Richter blieb nur immer fester auf seinem Ausspruch. Da sprach Herr Giannetto zu dem Richter: „Geben wir ihm, was er verlangt, wenn er nur Herrn Ansaldo frei lässt!" „Lass mich schalten nach meinem Ermessen!" versetzte der Richter. Darauf begann der Jude: „So gebt mir fünfzigtausend Dukaten!" Der Richter aber antwortete: „Ich gebe dir nicht den mindesten Stüber, den du je gesehen." „So gebt mir," fuhr der Jude fort, „wenigstens meine zehntausend Gulden! Verflucht sei Luft und Erde!" Der Richter aber erwiderte: „Verstehst du mich nicht? Nichts will ich dir geben! Willst du ihm ein Pfund Fleisch nehmen, so nimm es! Wo nicht, so lass ich deine Papiere annullieren und vernichten."
Darob waren alle Anwesenden über die Massen vergnügt. Jeder spottete über den Juden und sprach: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!" Als nun der Jude sah, dass er nicht erreichen konnte, was er wollte, nahm er seine Papiere und zerriss sie voll Ärger in kleine Stücke. So ward Herr Ansaldo frei, und Herr Giannetto geleitete ihn mit grossem Jubel nach Hause.
Darauf nahm er schnell die hunderttausend Dukaten, eilte zu dem Richter und fand diesen in seinem Gasthaus beschäftigt, sich auf

die Abreise zu rüsten. Da sagte Herr Giannetto zu ihm: „Edler Herr, Ihr habt mir den grössten Dienst erwiesen, der mir je erzeigt worden ist. Darum bitte ich Euch, dieses Geld anzunehmen. Ihr habt es reichlich verdient!" Der Richter antwortete: „Mein lieber Herr Giannetto, ich sage Euch grossen Dank dafür; aber ich bedarf dessen nicht. Nehmt es mit Euch, auf dass Eure Frau Euch nicht beschuldigt, schlecht damit gewirtschaftet zu haben!" Giannetto entgegnete: „Diese ist meiner Treu so grossherzig, feingesittet und rechtschaffen, dass, wenn ich Euch viermal soviel gäbe, sie doch zufrieden wäre. Denn sie verlangte, ich solle viel mehr als dies mitnehmen." Da fuhr der Richter fort: „Und wie seid Ihr denn sonst mit ihr zufrieden?" Giannetto antwortete: „Es gibt kein Geschöpf auf der Welt, das ich gleich liebhaben könnte wie sie; denn sie ist so klug und so schön, wie sie die Natur nur zu schaffen vermochte. Und wenn Ihr mir die Gunst erzeigen wolltet, mitzukommen, um sie zu sehen, so werdet Ihr Euch wundern über die Ehre, die sie Euch antun wird, und könnt Euch überzeugen, ob sie nicht das ist, was ich sage, oder noch viel mehr."

Der Richter antwortete: „Dass ich mit Euch komme, das geht nicht an, denn ich habe noch andere Geschäfte. Aber weil Ihr mir sagt, dass es eine so treffliche Frau ist, so grüsst sie von mir, wenn Ihr sie wiederseht!" „Das soll geschehen!" sprach Herr Giannetto. „Aber ich wünschte doch, dass Ihr von diesem Gelde nähmt." Während er so sprach, sah der Richter einen Ring an seinem Finger und sagte daher zu ihm: „Gebt mir diesen Ring! Sonst will ich weiter keinen Heller." „Es sei," antwortete Herr Giannetto, „ob ich's gleich ungern tue; denn meine Frau hat ihn mir geschenkt und mir gesagt, ich solle ihn immer tragen um ihrer Liebe willen. Und wenn sie ihn nicht mehr an meinem Finger sieht, so wird sie glauben, ich habe ihn einem Weibe gegeben, und so wird sie sich erzürnen über mich und meinen, ich sei ihr untreu geworden, während ich sie doch mehr liebe als mich selbst."

Der Richter erwiderte: „Es scheint mir gewiss, dass sie Euch von Herzen lieb hat und Euch hierin glauben wird. Sagt Ihr nur, Ihr hättet den Ring mir geschenkt! Aber vielleicht wolltet Ihr ihn einer alten Liebschaft hier verehren?" „Die Liebe und Treue," versetzte

Giannetto, „die ich zu ihr trage, ist so gross, dass es in der Welt keine Frau gibt, mit der ich sie vertauschen möchte, so voller Liebreiz ist sie in allen Dingen!“ Und damit zog er den Ring vom Finger und gab ihn dem Richter. Sodann umarmten sie sich und verbeugten sich gegeneinander.

„Tut mir noch einen Gefallen!“ sagte der Richter. „Verlanget!“ versetzte Herr Giannetto. „Haltet Euch nicht mehr lange hier auf,“ fuhr der Richter fort, „sondern geht gleich heim zu Eurer lieben Frau!“ „Es kommt mir vor,“ versicherte Giannetto, „als wären es hunderttausend Jahre, seit ich sie nicht mehr gesehen.“ So nahmen sie Abschied. Der Richter stieg in eine Barke und fuhr seines Weges. Herr Giannetto aber gab seinen Freunden Mahlzeiten und Gastereien, schenkte ihnen Pferde und Geld und hielt so Festlichkeiten mehrere Tage lang. Dann aber verabschiedete er sich von allen Venezianern, nahm den Herrn Ansaldo mit sich, und viele seiner alten Freunde gingen mit ihm. Fast jedermann, Männer wie Frauen weinten aus Rührung über sein Fortgehen, so freundlich hatte er sich während seines Aufenthalts in Venedig gegen alle betragen. Also schied er und kehrte nach Belmonte zurück.

Nun begab es sich, dass seine Frau mehrere Tage vor ihm dort ankam und tat, als wäre sie in den Bädern gewesen. Sie nahm wieder ihre weibliche Kleidung an, liess grosse Zubereitungen treffen, alle Strassen mit Zendal bedecken und viele Scharen Bewaffneter neu kleiden. Als nun Herr Giannetto und Messere Ansaldo im Schiff anlangten, ging ihnen der ganze Hofstaat entgegen, und alle riefen: „Es lebe unser Herr! Es lebe unser Herr!“ Sowie sie ans Land stiegen, eilte die Burgfrau, den Herrn Ansaldo zu umarmen, und stellte sich etwas empfindlich gegen ihren Giannetto, obwohl sie ihn mehr liebte als sich selbst. Es wurde ein grosses Fest veranstaltet mit Turnieren, Waffenspiel, Tanz und Gesang, woran alle Ritter und Edeldamen, so viele daselbst waren, teilnahmen. Als jedoch Herr Giannetto sah, dass ihm seine Gemahlin kein so freundliches Gesicht machte wie sonst, trat er in sein Gemach, rief sie zu sich und sprach: „Was hast du?“ Dabei wollte er sie umarmen.

Die Frau aber sagte: „Du brauchst mir keine Liebkosungen zu machen. Ich weiss wohl, dass du in Venedig deine alten Lieb-

schaften wieder aufgesucht hast!“ Herr Giannetto begann sich zu rechtfertigen. Die Frau aber fuhr fort: „Wo ist der Ring, den ich dir gab?“ Giannetto antwortete: „Da haben wir's nun, wie ich mir's dachte. Ich sagte doch gleich, du werdest Böses dabei denken. Aber ich schwöre dir bei Gott und bei meiner Treue zu dir, dass ich den Ring jenem Richter gegeben habe, der mir den Prozess gewinnen half!“ Die Frau aber erwiderte: „Und ich schwöre dir bei meinem heiligen Glauben und bei meiner Treue zu dir, dass du ihn einem Weibe geschenkt hast. Ich weiss es gewiss, und doch trägst du keine Bedenken so zu schwören!“

Giannetto versetzte jedoch: „Ich flehe zu Gott, mich augenblicklich von dieser Welt zu vertilgen, wenn ich dir nicht die Wahrheit sage, ja, dass ich meine Bedenken schon dem Richter geäussert habe, als er mich um den Ring bat.“ Die Frau entgegnete: „Du hättest ja noch dort bleiben und Herrn Ansaldo allein hierherschicken können, indessen du dich mit deinen Liebschaften ergötztest. Denn ich höre, sie haben alle geweint, als du weggingst.“ Da konnte Herr Giannetto seine Tränen kaum mehr zurückhalten, war in schwerer Not und sprach: „Du tust einen Eid auf etwas, das nicht wahr ist und nimmermehr wahr sein kann!“

Als aber die Frau ihn weinen sah, ging es ihr wie ein Stich ins Herz. Sie stürzte plötzlich in seine Arme und fing an, laut aufzulachen. Sie zeigte ihm den Ring und erzählte ihm alles, wie er mit dem Richter gesprochen habe und wie der Richter niemand anders gewesen sei als sie selbst und auf welche Art er ihr den Ring gegeben. Darüber war Herr Giannetto aufs äusserste erstaunt, und weil er dennoch die Wahrheit ihrer Rede erkannte, fing er an, über die Massen fröhlich zu werden. Er trat aus dem Gemach und erzählte es einigen seiner Freunde und Gefährten. Und es wuchs und mehrte sich dadurch von diesem Tage an die Liebe unter ihnen. Darnach rief Herr Giannetto jene Kammerdienerin zu sich, die ihm an jenem Abend den Rat gegeben hatte, nicht zu trinken, und gab sie dem Herrn Ansaldo zur Ehe. So lebten sie lange Zeit in Glück und Fröhlichkeit bis an ihr Ende.

DIE BEIDEN KINDER VON SALERNO

von MASUCCIO DA SALERNO

ICH ERINNERE MICH NOCH WOHL, WIE MEIN URALTER Grossvater mir öfters als vollkommene Wahrheit erzählte, dass zur Zeit Karls II. in Salerno ein sonderbarer Ritter lebte aus alter und vornehmer Familie, namens Messere Mazzéo. Der war Oberrichter und besass weitaus mehr Geld und Güter als irgendein anderer seines Landes. Als er bereits hoch betagt war, starb ihm seine Gattin, und es blieb ihm nur sein einziges Töchterlein übrig. Das hiess Veronica und war ein reizend schönes und verständiges Wesen. Obwohl viele es umwarben und zur Frau begehrten, hatte es der Vater immer noch unverheiratet zu Hause behalten, entweder aus übergrosser Liebe zu seinem einzigen Kinde, oder weil er sie für irgendeine hohe Verbindung bestimmt hatte.

Nun war aber von ihrer Kindheit an ein adeliger Knabe namens Antonio Marcello immer im Hause ein- und ausgegangen, der mit Veronicas Mutter weitläufig verwandt war. Zu diesem lieblichen Knaben hatte das Mädchen eine stille Liebe gefasst, die immer inniger wurde. Antonio war zwar ein zurückhaltender und sehr artig erzogener Jüngling und wurde darum von dem Vater Veronicas als guter Sohn geliebt. Aber da er des Mädchens Neigung sehr wohl bemerkte und als ein junger Mensch gegen die Angriffe der Liebe sich noch nicht genug schirmen konnte, gewann auch er dies schöne Mädchen lieb und da die Gelegenheit ihrem gemeinsamen Wunsche günstig war, sassen sie oft in süssester Minne beisammen.

Obgleich sie nun zwar in der Folge jeweilen alle Vorsichtsmassregeln trafen, so gingen sie doch nicht umsichtig genug zu Werke. Denn als sie eines Tages ganz vergnügt und arglos sich liebkosten, begab es sich, dass sie durch einen vorher nicht in Betracht gezogenen Zufall von einem Diener des Hauses gesehen wurden, welcher sofort den Vater herbeirief und ihm den ganzen Vorfall erzählte. Dieser eilte

voller Zorn mit seinem Gefolge dahin, wo die Liebenden waren, welche gerade auf dem Gipfel ihrer Seligkeit ohne Widerstand festgenommen wurden. Antonio jedoch, der sehr gewandt und mutig war, rang sich gleich wieder aus den Händen seiner Gegner los, bahnte sich mit dem Degen in der Hand den Weg ins Freie und flüchtete sich, ohne von jemand erkannt oder verletzt worden zu sein, nach Hause.
Messere Mazzéo blieb bis in den Tod betrübt zurück, als er sah, wohin die Sache gediehen war und wollte nun von seiner Tochter durchaus wissen, wer der entflohene Jüngling sei. Veronica aber war vorsichtig genug und kannte ihres Vaters jähzornig Wesen wohl. Sie wusste, dass er dem Knaben das Leben in keinem Falle schenken würde. Und da ihr das Leben ihres Antonio teurer als das ihrige war, so gab sie ihrem Vater nach einiger Überlegung zur Antwort, sie wolle lieber jede Qual und selbst den Tod erdulden, als den Jüngling zu verraten. Darob entflammte nun des Vaters Zorn zur Wut, und als er sah, wie sie auf ihrer Weigerung beharrte, fasste er, so sehr sich seine natürliche Liebe zu seinem Kind dagegen sträubte, doch mit grosser Herzhaftigkeit den Entschluss, sie's mit dem Tode büssen zu lassen. Er befahl daher sogleich, ohne sie weiter sehen zu wollen, zweien seiner vertrautesten Diener, Veronica auf eine Barke zu schleppen, einige Meilen weit mit ihr ins Meer hinaus zu fahren und sie dann ins Wasser zu werfen. Obgleich diese es ungern taten, banden sie das Mädchen doch, um dem Gehorsam nachzukommen und führten sie auch unverweilt ans Meeresufer. Und wie sie dort das Schifflein segelfertig machten, kam einem von ihnen das Mitleid. Er versuchte auf geschickte Weise auch den andern umzustimmen, der mit nicht geringerem Widerstreben an einer so grausamen Handlung teilnahm. Ein Wort gab das andere, und so fassten sie am Ende den Entschluss, dem armen Mädchen das Leben zu schenken und es in Freiheit zu setzen, sollten sie dafür auch selbst den Tod erleiden müssen.
Sie banden Veronica also los und baten sie, sie möge dieser Befreiung stets nach ihrem ganzen Wert gedenken, wenn sie aus der Heimat entflohen sei und ihr Vater jemals seiner Diener Handlungsweise erfahren sollte. Das arme Mädchen, welches so von ihren eigenen Dienern ihr Leben als Geschenk annehmen musste, fühlte

wohl, dass keine Dankesworte eine solche Tat hinreichen belohnen könnten und sie bat darum Gott den Herrn, dass er es ihnen vergelten möge. Auch versprach sie ihnen mit heiligem Schwur, sich so zu benehmen, dass nie jemand, geschweige denn ihr unbarmherziger Vater, je von ihr Kunde erhalten werde.
Sie schnitten ihr darauf die Locken kürzer und verkleideten sie mit ihrer eigenen Tracht, so gut sie konnten, in einen Knaben, gaben ihr das wenige Geld mit, das sie bei sich hatten, zeigten ihr die Strasse, die von Salerno nach Neapel führt, und trennten sich von ihr unter Tränen. Ihre Kleider brachten sie dann mit nach Hause und versicherten dem alten Herrn, sie hätten seinen Befehl ausgeführt und das Kind mit einem grossen Stein am Halse etwa zehn Meilen auf dem Meere draussen in die Tiefe versenkt.
Das unglückliche, zarte Geschöpf, das ihr Lebtag noch nie aus ihrer Vaterstadt herausgekommen war, wurde fast bei jedem Schritte mutloser, besonders wenn sie daran dachte, dass sie ihren Antonio nun verlasse, ohne hoffen zu können, ihn wiederzusehen. Sie überlegte darum, ob sie nicht heimlich wieder nach Salerno zurückkehren solle. Doch erinnerte sie sich ihres gegebenen Versprechens, sodass sie jeden Gedanken an Heimkehr fahren liess. Darum nahm sie den Weg unter die Füsse, obwohl sie nicht gewohnt war, zu Fusse zu gehen, empfahl sich dem Schutze Gottes und zog ihre Strasse, ohne zu wissen, wohin. So wanderte sie den ganzen Rest der Nacht weiter mit grosser Beschwerde. Als dann der Tag anbrach und die Sonne aufging, befand sie sich in der Nähe von Nocéra unweit dem Vesuv, wo sie zu einer Reisegesellschaft stiess, die nach Neapel wollte. Sie schloss sich diesen Leuten vertraulich an. Nun war unter ihnen ein kalabresischer Edelmann, der dem Herzog von Kalabrien einige Falken an dessen Hof in Neapel überbringen sollte. Dem gefiel des vermeinten Jünglings Aussehen und er fragte ihn, woher er sei, und ob er in Dienste treten wolle. Veronica, welche in ihrer Kindheit von einer alten Dienerin aus Apulien viele Wörter dieser Mundart Süditaliens nachahmen gelernt hatte, geriet auf den Gedanken, sich derselben nun immer zu bedienen und antwortete: Mein Herr, ich bin ein Apulier und aus keiner andern Absicht von zu Hause fortgegangen, als um Dienste zu suchen. Da ich aber von adeliger

Familie stamme, möchte ich mich nicht gern zu niedrigem Dienste hergeben. Der Kalabrese sagte: könntet Ihr Euch dazu verstehen, einen Falken zu besorgen? Diese Frage kam Veronica sehr gelegen, da sie im Hause ihres Vaters nicht nur einen, sondern viele Falken mit grosser Zärtlichkeit gepflegt hatte. Sie erwiderte daher, sie habe sich von Jugend auf mit nichts anderem beschäftigt als mit diesem. Nachdem sie so noch manches hin und her geredet, wurden sie einig, dass sie ihm unterwegs einen Falken übernehme.

Als sie hernach in Neapel ankamen, wurde sie von ihrem Herrn besser gekleidet, so dass sie wirklich ganz wie ein schmucker und hübscher Schildknappe aussah, und als man dem Herzog von Kalabrien die Sperber überreichte, da geschah es, dass dieser mit den Falken zugleich auch den Apulier haben wollte, sei es aus höherer Fügung des Schicksals, oder weil sein anmutiges Äussere ihn dazu bewog, zumal sie mit den Tierchen so gut umzugehen wusste. Und so geschah es auch. Veronica trat als Page in des Herzogs Dienste, und es wurde unserm Falkner ein neapolitanischer Edelmann beigesellt. Sie war auch eifrig bestrebt, sich gut aufzuführen und treu zu dienen, so dass sie in kurzer Zeit die Gunst und Gnade ihres Gebieters in einem Masse erwarb, wie nur die am meisten bevorzugten und geschätzten Diener des Hofes. Ihr Glück nahm auch mit jedem Tage zu, bis es schliesslich dem Schicksal gefiel, ihr eine andere Bahn zu weisen.

Der alte Vater, der unterdessen in unerträglichem Schmerz zurückgeblieben war, musste sich, da die Sache als Gerücht unter die Leute gekommen war, die meiste Zeit in seinem Palast verschlossen halten und führte dort oder auf seinem Landgute ein einsames und düsteres Leben. Antonio aber hatte mit bittern Tränen den Tod seiner Veronica beweint. Durch vorsichtige Erkundigungen war er dann zur Überzeugung gelangt, dass der Ritter nie habe erfahren können, wer der entflohene Jüngling gewesen sei. Um nun jeden Verdacht von sich abzulenken, besuchte er den alten Herrn einige Tage nach dem Vorfall, als ob er sich aus alter Anhänglichkeit zu ihm und seinem Hause hingezogen fühlte. Er begleitete ihn meistens auf das Land und bezeigte sich gegen ihn wie ein eigener und getreuer Sohn mit grösster Nachgiebigkeit und Teilnahme. Der alte Herr Mazzéo rechnete ihm dies sehr hoch an, da es ihm schien, als

sei Antonio der einzige, der ihn in seiner misslichen Lage nie verlassen hätte. Aus diesem Grunde gewann er ihn lieb wie einen eigenen Sohn und wandte ihm so sehr alle Gunst und Neigung seines Herzens zu, dass er keine Stunde ohne seinen Antonio mehr bleiben konnte. Und weil er sah, wie dieser mit Freude und Ehrerbietung ihm alles zu liebe tat, was er nur konnte, entstand in seinem Herzen der Wunsch, ihn zum Sohne anzunehmen, da ihn sein unseliges Los ohne Erben gelassen hatte. Und dieser Gedanke wurde zum Entschluss. Er setzte in seinem Testament den Antonio zum Erben all seiner fahrenden und liegenden Güter ein und schied nicht lange darauf aus diesem Leben.

So sah sich nun Antonio im Besitz einer reichen Erbschaft und zog in das Schloss des Ritters ein. Und da war keine Stelle, die ihn nicht an seine Geliebte erinnerte und wo er nicht oft geweint und geseufzt hätte, wenn er daran dachte, wie sie eher hatte den Tod erleiden wollen, als seinen Namen zu verraten. Beim Gedanken an solch getreue Liebe fasste er bei sich den Entschluss, kein andres Mädchen mehr in sein Herz zu schliessen, noch eine Ehe einzugehen.

Unterdessen geschah es gerade um diese Zeit, dass der Herzog, bei dem Veronica als Page in Neapel diente, eine Reise nach Kalabrien machen wollte. Dies war unserm „Apulier" über alles lieb, da sie so hoffen konnte, nicht allein ihren Heimatort Salerno wiederzusehen, sondern auch bei dieser Gelegenheit wieder einmal etwas von ihrem Geliebten zu erfahren, und auch von ihrem Vater zu hören, dem sie durchaus keinen Hass nachtrug. Denn um sich nicht irgendwie zu verraten, hatte sie vermieden, nach ihren Angehörigen zu fragen und daher nie etwas von ihnen vernommen. Als sie nun auf ihrer Reise über die Stadt Salerno kamen, wurde dort das Gefolge des Herzogs nach Stand und Würden in verschiedenen Häusern untergebracht und das Schicksal fügte es, dass durch eine ganz zufällige und unabsichtliche Anordnung dem Antonio Marcello das Los zufiel, den Apulier samt seinen Begleitern in sein Haus aufnehmen zu dürfen. Welche Wonne dies der Veronica bereitete, kann sich ein jedes leicht ausdenken. Die Gäste wurden von Antonio sehr ehrenvoll und freundlich aufgenommen, und am Abend lud er sie bei sich zu einem prunkvollen Nachtessen ein. In derselben Säulenhalle, wo die beiden als Kinder vor Jahren so oft zusammen gespielt und ihrer

Liebe sich gefreut hatten, hier in dieser gleichen Loggia fassten sie auch jetzt einander wieder ins Auge. Da stiegen dem Antonio die Erinnerungsbilder seiner Veronica wieder neu im Herzen auf, und indem er ihres lieblichen Wesens und ihres Todes gedachte, begleitete er all seine Worte mit Seufzern.

Als nun Veronica sich so in ihr eigenes, väterliches Haus zurückgeführt sah, machte es ihr grosse Freude, ihren treuen Geliebten so im Besitze von allem zu sehen. Da sie aber weder den Vater noch einen seiner ehemaligen Diener mehr erblickte, kam eine leise Wehmut über sie, und sie hätte gern gefragt, doch scheute sie sich davor. Wie sie nun so unentschlossen bei Tische sass, stellte ihr Begleiter an Antonio, den Hausherrn, die Frage, ob das im Säulengang gemalte Wappen das seinige wäre. Antonio antwortete: nein, vielmehr hätte es einem ehrwürdigen Ritter angehört, der Messere Mazzéo geheissen und Oberrichter von Salerno gewesen sei. Der hätte in seinem Alter keine Kinder gehabt und darum ihn zum Erben all seiner Güter eingesetzt. So habe er als Adoptivsohn nicht nur die hinterlassenen Besitzungen sich zu eigen gemacht, sondern auch den Namen des Hauses und das Wappen der Familie übernommen, wie wenn es sein leiblicher Vater gewesen wäre.

Als Veronica diese Kunde vernahm, fühlte sie sich vor Freude mit einem Male so beglückt, dass sie nur mit Mühe die Tränen bemeistern konnte. Doch tat sie sich Gewalt an, um das Nachtessen nicht zu stören. Als aber die Tafel vorüber war, konnte sie nicht mehr länger warten, ihren einzig Geliebten, den das gütige Geschick ihr bis hieher aufbehalten hatte, mit offenen Armen zu umfangen. Sie fasste daher den Antonio bei der Hand, verliess ihren Begleiter und die übrige Gesellschaft und betrat mit ihm ein anderes Gemach. Dort wollte sie einige Worte an ihn richten, die sie sich vorgenommen hatte, um zu sehen, ob er sie noch erkenne. Aber die Freude in ihrem Herzen war so gross, dass sie nur noch sagen konnte: O mein Antonio, ist's möglich, dass du mich nicht mehr kennst? Er, der wie bereits erzählt, seine Veronica schon vorher zu erkennen geglaubt hatte, war nun auf diese Worte hin plötzlich überzeugt, dass sie es sei und sprach, von grösster Rührung überwältigt: Ach, so lebst du also noch, mein Herz? Nach diesen Worten sank auch er in ihre

Arme. So hielten sie sich lange stumm umschlungen, und als sie wieder zu sich kamen, erzählten sie sich gegenseitig ihre Erlebnisse. Antonio erkannte, dass er das so erfreuliche Ereignis ihres Wiedersehens nicht verheimlichen könne. Sie verliessen daher das Zimmer und obgleich es schon spät war, schickte Antonio schleunigst Boten aus, und beschied die ganze Verwandtschaft Veronicas und seine eigene, sie möchten sich wegen einer Sache von grosser Wichtigkeit zu ihm in sein Haus verfügen. Sie kamen auch sofort herbei, und als sie versammelt waren, bat er sie, sie möchten ihn zum Palast des Fürsten begleiten, denn er beabsichtige, mit ihrer Erlaubnis vom Herzog die Gnade zu erbitten, dass er ein adeliges Lehen wieder in seine Rechte einsetze, welches einst dem Messere Mazzéo gehört habe, nun aber seit Jahren in fremdem Besitz gewesen sei, ohne dem rechten Eigentümer, der leider unbekannt geblieben, einen Nutzen abzutragen. Alle gingen gerne mit ihm hin, und sobald sie vor dem Fürsten standen, nahm Antonio seine Veronica bei der Hand, und die beiden erzählten nun vor allen Anwesenden ihre Erlebnisse und ihr unerwartetes Wiedersehen. Darauf erklärten sie, wie sie gleich von Anfang ihrer Liebe an durch ihr feierliches Wort und beiderseitiges Einverständnis als Gatten sich geheiratet und wie sie nun wünschten, mit Genehmigung seiner fürstlichen Gnade diesen ihren Ehebund vor so hohen Zeugen öffentlich bekannt zu machen. Nicht wenig war der Herzog mit den Grossen seines Reiches, wie auch alle andern Anwesenden von nah und fern darüber verwundert, als sie diese Begebenheiten hörten, und es war auch für jeden eine Freude zu sehen, welch gutes und ehrenvolles Ende die Sache nahm. Ein jeder lobte Antonios kluges Verfahren und das würdige Benehmen Veronicas. Der Herzog entliess sie hierauf mit grosser Befriedigung nach Hause und am andern Morgen liess er eine prunkvolle Messe feiern, woran er selber mit vielen Adeligen unter grossem Zudrang des Volkes teilnahm. Bei dieser Festlichkeit wurde dann zur allgemeinen Freude der Bürger von Salerno die schöne Veronica mit Antonio nach Stand und Würden getraut. Sie teilten grosse Geschenke aus und lebten dann in Glück und Reichtum, von inniger Liebe und reizenden Kindern erfreut, lange Jahre ungestört bis an ihr Ende.

SIENESISCHER EDELMUT

nach BERNARDO ILICINI von SIENA und MATTEO BANDELLO

IN SIENA, EINER GAR PRÄCHTIGEN UND ALTEN STADT Toscanas, waren zwei reiche und angesehene Adelsfamilien, diejenige der Salimbeni und die der Montanini, aus denen schon tüchtige Männer hervorgegangen waren. Eines Tages veranstalteten sie eine festliche Jagd, bei der die Bracken einen besonders wilden Eber erlegten. Auf beiden Seiten rühmte man die Hunde, und jede Partei behauptete, die ihrigen hätten den Eber zuerst aufgescheucht und angegriffen. Es entstand ein Wortstreit, der so heftig wurde, dass man den Degen zog und ein Montanini einen der Salimbeni erstach. Von diesem Tage an bekämpften sich die beiden Adelsgeschlechter mit so erbitterter Fehde, dass nach kurzer Zeit das Haus der Montanini dem gänzlichen Untergang nahe kam. Allgemach hatte sich dann die Feindschaft etwas verwischt und gemildert. Im Jahre des Herrn 1395 waren von den Montanini nur noch ein Jüngling namens CARLO und seine Schwester ANGELIKA übriggeblieben.
Dieser Carlo besass neben seinem Palast in der Stadt als einziges Erbstück noch einen Landsitz ausserhalb der Mauern im Strovetal, der tausend Golddukaten wert war und von dessen Einkünften er mit seiner Schwester bescheiden lebte. Obwohl er in Kleidung und Pferden nicht mehr wie seine Vorfahren oder andere Edelleute glänzen konnte, die an herrlicher Seide, schweren Sammet- und Brokatstoffen nicht sparten, so leuchtete doch aus seinem Antlitz, seiner Rede, den feinen Sitten und jeder seiner Taten der angestammte Adel seiner Ahnen. Ebenso wurde seine Schwester Angelika als das schönste, sittsamste und holdseligste Mädchen der ganzen Stadt geachtet und trug ihren Namen Angelika mit Recht, da sie wie ein guter Engel erschien.
Nun wohnte nahe ihrem Hause ein junger Edelmann namens Anselmo, aus dem Geschlechte der Salimbeni. Der hatte oft Gelegenheit Angelika zu sehen, und ihr Liebreiz bezauberte ihn so sehr, dass er sie nicht genug bewundern konnte und tief betrübt ward, wenn er sie nicht sah. Aber da Angelika der Familie seiner Todfeinde an-

gehörte, so wagte Anselmo nicht, irgend jemand seine Leidenschaft anzuvertrauen, und weil Angelika seine Zuneigung weder bemerkte, geschweige denn erwiderte, so hatte er keine Hoffnung, dass auch sie ihm gewogen sei.
Da geschah es, dass ein Bürger der Stadt, der in der Regierung sass und zu wichtigen Ämtern gelangt war, sein Augenmerk auf Carlos hübsches Landgut geworfen hatte und es zu kaufen wünschte, weil es an seine neu erworbenen Ländereien stiess. Er liess also Carlo anfragen, ob er sein Gut verkaufen wolle und bot ihm tausend Dukaten in bar. Carlo, der mit seiner Schwester vom Ertrag seines Landgutes lebte und wohl wusste, dass zu diesem Preis kein anderes von so schöner Lage zu bekommen war, sagte rundweg ab. Da beschloss der Bürger, ihn aus der Welt zu schaffen, um so zu dem begehrten Landstück zu kommen.
Es waren zu damaliger Zeit die meisten Adelsfamilien Sienas aus der Stadt verbannt worden, und die Bürgerlichen führten das Ruder. Ein Gesetz verfügte, dass, wer mit den Verbannten verkehre, um ihnen die Rückkunft zu ermöglichen, tausend Florin Busse zu zahlen habe. Könne er dies nicht, so sei sein Leben verwirkt. Leicht gelang es dem Schurken, mittelst falscher Zeugen Carlo solchen Verrates anzuklagen und ins Gefängnis zu bringen. Konnte er binnen vierzehn Tagen die Summe nicht erlegen, so sollte er enthauptet werden. In dieser Not sah Carlo, dass er sein Landgut verkaufen müsse, und schickte einen Unterhändler zu dem Ratsherrn, um ihm seine Besitzung anzubieten, bekam aber von ihm zur Antwort, er wolle das Gut jetzt nicht mehr, und selbst, wenn er noch Lust hätte, so könne er ihm nur noch siebenhundert Florin geben.
Da beschloss Carlo, der die Habgier und die Ränkesucht jenes Mannes durchschaute, geduldig den Tod zu erleiden, um seiner Schwester wenigstens noch das väterliche Erbe zu retten, von dem sie leben und sich ihrem adeligen Stande gemäss dereinst verehelichen könne. Carlo hatte zwar viele reiche Verwandte mütterlicherseits, welche aber, als sie hörten, er habe sich so an den Gesetzen des Magistrats vergangen und gegen die Regierung gearbeitet, nicht für ihn zu reden noch die grosse Summe zu zahlen wagten, um nicht selbst in den gleichen Verdacht zu kommen.

Angelika, die ihren Bruder zärtlich liebte, beschwor ihn, doch das Landhaus samt allem zu verkaufen und sich um ihre Mitgift nicht zu kümmern, sondern sein Leben zu retten. Aber sie vermochte seinen hohen, ritterlichen Sinn nicht zu beugen und weinte über sein und ihr Schicksal Tag und Nacht. Viel zu schnell rückte der letzte Tag heran. Morgen sollte Carlo auf dem grossen Marktplatz, wo heute das berühmte Palio-Rennen abgehalten wird, zum Tode geführt werden. Da geschah es, dass Anselmo etwa um die neunte Stunde von seinen Gütern nach Siena zurückkehrte und einige Frauen weinend aus Angelikas Haus kommen sah. Er fragte einen Nachbar und hörte von Carlos traurigem Schicksal, der morgen um tausend Florin willen enthauptet werden sollte. Betroffen stieg er vom Pferd, trat in sein Haus und schloss sich in seine Kammer ein, wo er sich seinen Gedanken überliess. Das Glück — so sprach er zu sich selbst — kommt mir zuvor, indem mit Carlo der letzte des uns verfeindeten Geschlechtes untergeht. Dann wird Angelika hilflos sein, und wer wird mir's dann wehren können, dass sie doch noch die Meine werde? Darum danke ich dem Schicksal und warte zufrieden, bis ihr Bruder tot ist. — Plötzlich aber kreuzte ein andrer Gedanke seine Überlegung, der ihm sagte: Ei, Anselm, wie niedrig und so gar nicht ritterlich denkst du, der du doch einen Edelmann dich nennst und hoher Geburt dich rühmst! Wenn unsre Ahnen sich befehdeten, trägt dann Carlo eine Schuld daran? Oder womit hat er dich denn beleidigt? Ziemt es dir nicht besser, jegliches Unrecht mit fürstlicher Grossmut zu vergelten und die alte Feindschaft zu vergessen? Und als du die Schönheit und die feinen Sitten Angelikas priesest, dachtest du auch daran, dich an ihrem Bruder zu rächen? Kannst du wirklich zusehen, wie ihr Bruder um tausend Gulden willen sterben soll? Hat dir das Glück dazu solch grossen Reichtum verliehen, dass du jetzt nicht beweisen wolltest, wie Angelikas Liebe dir höher steht als alles Gold, das Midas und Crassus je besassen?
Und nachdem er so einige Zeit nachgedacht, beschloss er, die Summe zu bezahlen, entstehe daraus, was da wolle. Er öffnete eines seiner Kästchen, entnahm daraus tausend Golddukaten, deren Wert denjenigen von ebenso viel Florin weit überstieg, liess sich von einigen seiner Diener begleiten und begab sich zur Signoria auf das Rat-

haus, wo er trotz der späten Stunde den Kämmerer noch in der Stube schreibend fand. „Verzeiht," sprach er, „wenn ich Euch so spät noch störe. Hier sind die tausend Golddukaten, die Carlo Montanini als seine Busse entrichten lässt. Zählt sie und gebt mir die schriftliche Zusage, dass er noch heute Nacht in Freiheit gesetzt wird." Der Kämmerer nahm die tausend Goldstücke in Empfang und wollte den Mehrwert, um den die Dukaten tausend Gulden überstiegen, herausgeben, aber Anselmo liess es nicht zu. Und als er den Freilassungsschein erhalten, übergab er ihn einem seiner Diener und ritt noch gleichen Abends auf sein Landgut zurück. Der Bote indessen eilte, obwohl es bereits Mitternacht war, zum Gefängnis und überbrachte den Zettel dem Gouverneur. Der las den Auftrag und versprach, den Befehl sofort auszuführen. Er liess unverweilt Carlo aus der Zelle vor sich rufen. Dieser dachte bei sich: Es wird der Beichtvater sein, der mich auf meinen letzten Gang vorbereiten soll. Aber wie erstaunt war er, als der Aufseher ihm die schweren Ketten abnehmen liess und zu ihm sprach: „Sei guter Dinge, Carlo. Soeben ist der Befehl zu deiner Befreiung gekommen, und du magst getrost nach Hause gehn." Carlo, ausser sich vor Freude und Verwunderung, fragte, wer denn das Geld erlegt habe. Der Gouverneur aber erklärte, er wisse es selber nicht und könne auch nicht sagen, wie der Bote geheissen.

Also kehrte Carlo, der nicht wusste, wie ihm geschah, nach Hause zurück und klopfte am Eingang. Er meinte, Angelika habe ihn doch noch durch ihre Anstrengungen gerettet. Da er aber die Haustüre verschlossen fand und ihr Weinen und Schluchzen hörte, wunderte er sich von neuem. Angelika, die vor Schmerz noch keinen Schlaf hatte finden können, schickte ihr Mägdlein, um nachzusehen. Und als sie hörte, ihr Bruder wäre da, fiel sie ihm um den Hals und weinte und lachte im Übermass ihrer Freude nicht anders, als wenn er von den Toten auferstanden wäre. Alle Nachbarn, Freunde und Verwandten kamen herbeigelaufen, so dass des Erstaunens kein Ende ward. Carlo erkundigte sich bei allen seinen Angehörigen, wer denn die Busse bezahlt hätte. Aber diese entschuldigten sich, nichts für ihn getan zu haben. Sie wüssten auch nicht, wer es gewesen sei. Daher konnte er den Tag kaum erwarten, um zu erfahren, wem er sein Leben zu verdanken habe.

Am nächsten Morgen eilte er zum Rathaus und erfuhr dort, dass Messere Anselmo aus dem Hause der Salimbeni die Schuld in tausend blanken Golddukaten für ihn bezahlt und seine Freilassung erwirkt habe. Das war ihm jetzt ein neues Rätsel, und er konnte, als er wieder in sein Haus zurückgekehrt war, nicht begreifen, was Anselmo zu solchem Edelmut bewogen haben könnte. Und indem er Anselmos Benehmen gegen ihn immer eifriger überlegte und wohl fand, dass er sich selbst solch grossmütige Handlung nicht zu verdanken habe, fiel ihm ein, wie dieser schon oft seine Schwester Angelika mit liebreichen Augen betrachtet hatte. Da ward es ihm klar, dass jener aus Liebe zu ihr die Schuld getilgt habe, und er fasste sogleich den Beschluss, die hochherzige Tat auf ebensolche Weise zu vergelten. Als es Abend war, ging er mit seiner Schwester und einem Begleiter, der eine Fackel vorantrug, zu Anselmos Haus und klopfte daselbst an die Tür. Ein Diener kam und meldete dann voll Verwunderung den ungewohnten Gast. Eiligst liess Anselmo Lichter anzünden und hiess, indem er die Treppen hinunterstieg, den unerwarteten Besuch willkommen. Er nahm Carlo, der ihm bedeutete, dass er ihn allein zu sprechen wünsche, bei der Hand zu seiner Rechten, hiess Angelika, von seinen Dienern begleitet, vorangehen, und so stiegen sie zusammen in den grossen Saal hinauf. Der war herrlich geschmückt mit allerlei Hausrat, so wie es dem Reichtum und Ansehen des adeligen Geschlechtes geziemte. Und nachdem sie in einem anstossenden Zimmer Platz genommen und die Diener sie allein gelassen hatten, begann Carlo, zu Anselmo gewandt, also zu reden: „Ihr werdet Euch, gnädigster Herr, nicht verwundern, wenn ich in Euch jetzt und immerdar meinen Gebieter erkenne. Habt Ihr doch dieses mein Leben gerettet und Angelika ihren Bruder wieder geschenkt. Und da ich nichts habe, als unsre beiden Seelen, so mögen sie fürderhin Euch zugehören. Darum übergibt auch Angelika sich freiwillig in Eure Macht, um immer Euer eigen zu sein. Ich überlasse sie also Euch und Eurer grossen Huld." Und ohne eine Antwort abzuwarten, verliess er mit seinem Diener das Gemach und kehrte ohne seine Schwester in sein Haus zurück.

Anselmo, der sich Angelika allein gegenübersah, die er über alles zärtlich liebte, blieb stumm und wusste kein Wort zu sagen, so sehr überraschte ihn der plötzliche Wandel der Dinge. Dann rief er seiner

Muhme, dass sie dem holden Kinde etwas Gesellschaft leiste, verliess hierauf das Zimmer und befahl, eiligst alle seine Verwandten und Freunde herbeizuholen, die denn auch nach einer Stunde neugierig erschienen. Und nachdem man viele Fackeln und Kerzen angezündet hatte, bat er sie, mit ihm zu kommen, worauf sie sich allesamt nach Carlos Hause auf den Weg machten. Dort wurden sie im grossen Saale, der jedoch allen frühern Schmuckes entbehrte, empfangen, und Anselmo fing an, folgendermassen zu reden: „Vieledle Damen, liebe Freunde! Ihr werdet Euch verwundert haben, dass ich zu dieser Stunde hier in dies Haus gekommen bin, und werdet begierig sein, zu vernehmen, was diese Versammlung zu bedeuten habe, da dergleichen seit langer Zeit nicht Brauch gewesen, noch je erlebt worden ist. So höret! Ihr alle werdet wissen, welch grosser Taten der Edelmut, wenn er einmal in einem Menschen wohnt, fähig ist. Er ist gleich einem harten Fels im Meer, gegen den die Wogen brausend schäumen: Unerschütterlich steht er fest. Und so vermag auch Armut und Not ein edles Herz nicht zu beugen. Das sage ich, der ich die Grösse und den Seelenadel Carlo Montaninis und seiner Schwester Angelika hier zu beobachten Gelegenheit hatte, wo selbst der Ruin ihrer Familie ihre Ritterlichkeit und hohe Gesinnung nicht zu brechen vermochte. Ich kann nicht umhin, meine Ahnen zu tadeln, dass sie mit aller Gewalt ein solches Geschlecht auszurotten trachteten, dem so manche um unsere Vaterstadt hochverdiente Männer entsprossen sind, und das vielmehr verdient, zu den auserlesensten Geschlechtern der ganzen Stadt gezählt zu werden. Und dass ich's kurz gestehe: So sehr gefiel mir der feine Anstand und die Schönheit Angelikas, dass ich sie von Herzen lieb gewann. Aber wegen der Feindseligkeit unsrer Familien wagte ich nicht, meine Liebe zu offenbaren. Nun geriet, wie ihr wisst, Carlo ins Gefängnis. Da er lieber sterben wollte, als seine Schwester der Mitgift zu berauben, so erlöste ich ihn, damit ein so edler Geist, der einzige Bruder und Schutz seiner Schwester, ihr nicht geraubt werde. Aber nun seht die wahre Trefflichkeit Carlos, der eine solch kleine Gefälligkeit nicht annehmen wollte, ohne auf wirklich einzige Art sie zu vergüten. Vor kurzem kam er in mein Haus und gelobte, immerdar mein Knecht zu sein, indem er zugleich seine Schwester mir frei-

mütig überliess. Jawohl, sie soll allezeit mein eigen sein, da ich sie hiemit vor euch allen als meine liebe Gattin anerkenne." Und damit steckte er ihr einen köstlichen Ring an ihre Hand. „Weil es aber nicht Sitte ist, dass ein so treffliches Mädchen wie Angelika ohne Brautgabe bleibe, so erkläre ich hiemit öffentlich, dass ich meiner lieben Frau die Hälfte all meiner Besitzungen und Habe überweise und schenke. Die andere Hälfte aber soll Carlo gehören, den ich wieder in seine Freiheit setze und ihn meinen lieben Bruder nenne." Hierauf küsste er seine schöne Braut und bestimmte, dass am nächsten Sonntag die Hochzeit in Carlos Hause gefeiert werden sollte.
Wie gross die Freude aller Anwesenden war, ist mit Worten nicht zu sagen. Tags darauf lief die Nachricht davon durch die ganze Stadt, und da war keiner, der nicht Anselmo zu seiner Wahl beglückwünschte und nicht Angelika als die reizendste und schönste Blume Sienas gepriesen hätte. Und sie war kaum siebzehn Jahre alt, aber doch so verständig, leutselig und voller Anmut des Benehmens, als ob sie an einem Fürstenhof erzogen worden wäre. Am folgenden Sonntag waren alle Häupter der Stadt zur Hochzeitstafel in Carlos Hause geladen, und man freute sich männiglich über die glückliche Versöhnung, welche die zwei Familien festlich begingen. Und als die Stunde des Abendessens heranrückte, führte Anselmo seine Braut mit grosser Pracht und begleitet von der jubelnden Menge in seinen Palast, wo mit vieler Fröhlichkeit getafelt, gespielt und getanzt wurde. So erwuchs Carlo und seiner Schwester Angelika aus dem Unheil unverhofftes Glück.

EIN ITALIENISCHER EULENSPIEGEL

von GENTILE SERMINI, Bürger von Siena

IN DER PRÄCHTIGEN STADT ROM WOHNTE EIN PRIESTER, namens Ser Pace. Der war Pfarrherr eines Kirchleins und lebte ganz geruhsam von seiner Pfründe. Er war ein Mann von milder Gemütsart und höflichem Umgang, einer guten Tafel nicht gram und lud häufig andere Geistliche zum Essen ein.

Als er einstmals einen Küchenjungen brauchte, lief ihm einer in die Hände aus Colle im Elsatal, namens Masetto, der sich eben damals als Hausknecht verdingen wollte. Sie sprachen miteinander und kamen überein, dass Masetto sein Leben lang bei dem Pfarrherrn bleiben solle mit dem Versprechen, alles so genau als möglich zu erfüllen, was man ihm befehle. Ser Pace nahm ihn also auf Lebenszeit zu seinem Diener an und setzte für sich eine Busse von 25 Gulden fest, wenn er ihn fortjage. Gleicherweise sollte der Bursche dieselbe Summe bezahlen, wenn er seine Entlassung begehre. Weil aber Masetto in einem etwas lockeren Alter stand, übergab er dem Priester zwanzig Dukaten als Pfand, um desto eher sein Vertrauen zu gewinnen, und überdies ein silbernes Geschmeide, das einen Falken darstellte und sieben Lot schwer war. Ser Pace liess diesen Dienstvertag noch durch die Hand eines öffentlichen Notars beglaubigen und als alles im reinen war, trat Masetto bei dem Pfarrherrn in Dienste und kam seiner Pflicht mit so grossem Eifer nach, dass er die Zuneigung seines Herrn in hohem Masse erwarb. Nachdem Masetto etwa vierzehn Tage lang in aller Ordnung gedient, begann er das ins Werk zu setzen, weswegen er sich eigentlich zu Ser Pace begeben hatte.

Es war um die grosse Fastenzeit. Da sprach eines Tages der Pfarrherr zu Masetto: „Morgen kommen vier Priester auf Besuch zum Mittagessen. Kauf darum zehn Pfund Fische und rüste sie gut zu. Weiche auch Bohnen ein, aber nicht viel; denn es ist nicht gerade

ein Gericht für Priester. Lass es nur an den Fischen nicht fehlen!" Masetto antwortete: „Es soll geschehen, gestrenger Herr." Und er sorgte für alles. Da es fünf Priester waren, so legte er elf Bohnen ins Wasser, denn er rechnete zwei für jeden und eine für sich. Am andern Morgen setzte er sie aufs Feuer. Auch bereitete er die Fische köstlich zu, wie es ihm sein Herr befohlen hatte. Als die Stunde zum Mittagessen kam, war alles fertig, und die Gäste traten ins Haus. Masetto empfing sie freundlich und reichte ihnen Handwasser. Drauf setzten sie sich zu Tische, und nach einem würzigen Salat trug der Schalk die Teller auf mit je zwei Bohnen auf einem. Als das die Gäste sahen, verwunderten sie sich bass und schauten einander an. Da sagte der Pfarrherr zu seinem Küchenjungen: „Masetto, was ist das für eine Hungerleiderei? Geh und schöpf mehr heraus! Bist du verrückt? Man setzt doch Priestern nicht solche Teller vor! Masetto antwortete: „In der Schüssel ist nur noch eine Bohne für mich. Wenn ihr sie begehrt, so will ich sie euch bringen." —
„Was sagst du da?" erwiderte Ser Pace, stand auf und ging in die Küche, um selber nachzusehen. Und er fand es wirklich so. Da tadelte er ihn sehr und sprach: „Pass auf, dass dir so etwas nicht zum zweiten Mal begegnet. Masetto versetzte, er habe es nur aus Gehorsam getan. Man habe ihm ja befohlen, nur wenig Bohnen zu kochen, deshalb habe er zwei für jeden Geistlichen und eine für sich gerechnet. — „Genug damit für jetzt," sagte der Pfarrer, „bring uns die Fische." So speisten sie zu Mittag. Als dann das Essen vorüber war, sagte Ser Pace zu den Gästen: „Morgen will ich euch entschädigen. Ich erwarte euch also allesamt zum Mittagstisch."
Sie nahmen's an und der Pfarrer gab nun seinem Diener die Weisung, was er für morgen bereit zu halten habe, nämlich Salsinen und frische Fische. Überdies solle er Erbsen einweichen. „Nimm dich in acht," fügte er dann hinzu, „dass es dir nicht wieder geht wie heute. Schütte reichlich Erbsen ins Wasser; denn die Gäste wollen keine Possen auf dem Teller. Koch also in Hülle und Fülle und nicht so ärmlich!"
„Ihr könnt euch drauf verlassen, gestrenger Herr," erwiderte Masetto. Als es nun Zeit war, nahm er einen halben Scheffel voll Erbsen, den der Pfarrer vor wenigen Tagen gekauft hatte und weichte alle



ein. Am Morgen setzte er sie dann in drei grossen Töpfen übers Feuer und liess sie kochen. Alles war bereit, als die Gäste kamen. Sie setzten sich zu Tisch und Masetto trat nun in den Saal mit solchen Erbssuppen, dass nicht nur die Geistlichen, sondern sogar die Schweineherden von Castri sich über diese Masse geschämt hätten. Sowie Ser Pace diese Erbsenbescherung sah, rief er lachend: „Masetto hat uns für gestern entschädigen wollen" — und sie lachten alle miteinander.

Unterdessen beschäftigte sich Masetto in der Küche ganz unbefangen weiter damit, die Fische nach dem Wunsch der geistlichen Herren zuzubereiten und ihre Teller immer wieder neu zu füllen, so dass, wenn er sich gestern durch seine Armseligkeit verhasst gemacht hatte, sie nunmehr seine Freigebigkeit loben mussten. — „Esset nur wacker drauf los," sprach er schelmisch, „denn es ist genug von allem da, namentlich Erbsen." — „Hast du uns denn noch nicht alle hereingebracht?" fragte Ser Pace. „Es ist noch so viel übrig," fuhr Masetto fort, „dass es noch für zwanzig Portionen reichen würde, grösser als diese sind."

Nachdem sie mit Essen fertig waren, wollte der Pfarrherr doch nachsehen und fand drei grosse Kessel voll Erbsen über dem Feuer. Da rief er seine Gesellschafter herbei, zeigte sie ihnen und sprach zu seinem Küchenjungen: „Was Teufels hast du wieder angestellt, Masetto! Diese Erbsen hätten ja für hundert Mann ausgereicht. Hast du denn alle Erbsen gekocht, die da waren?" „Jawohl gestrenger Herr," entgegnete Eulenspiegel.

Jetzt wurde der Pfarrer schwer erzürnt und gab ihm einen kräftigen Verweis. Masetto aber verteidigte sich und sprach: „Ich tue, was ihr mir befehlt und ihr werdet bös darob. Gestern hiesst ihr mich wenig Bohnen kochen. Ich tat es, und ihr schaltet mich. Dann befahlt ihr, ich solle reichlich Erbsen zubereiten und jetzt, wo ich gehorchte, schimpft ihr wieder. Das ist nicht recht von euch. Ihr wisst, dass eine Strafe darauf besteht, wenn ich nicht tue, was ihr mir befehlt. Ich gebe mir alle Mühe, und doch zürnt ihr mir. Ich tu es nur, um nicht die 25 Dukaten Busse bezahlen zu müssen." Hier endigte ihr Wortstreit und wer es mit angehört, der hätte dem Schelm rechtgeben müssen, so gut wusste er zu sprechen. Darob geriet denn der Pfarrer in Wut und sagte zu Masetto: „Mach dass du mir heute das Haus räumst."

Nach diesen Worten ging der Herr mit seinen Gesellschaftern fort und schloss die Türe mit dem Schlüssel von aussen ab, ohne eine Antwort zu erwarten. Masetto hatte seinen Befehl gehört, sah, wie man ihn einschloss und schrie mit lauter Stimme: „Auf welchem Wege soll ich denn das Haus räumen? Ihr habt mich ja eingeschlossen!" — „Durch die Fenster meinetwegen," rief Ser Pace ärgerlich zurück. — „Ganz recht, gestrenger Herr," antwortete Masetto. Indessen die Geistlichen zur Vesper in die Kirche gingen, schickte sich Masetto an, den Befehl getreulich zu vollziehen. Er begann also durch die Fenster das Haus zu räumen und fing gleich oben im Saale an. Tische, Bänke, Tafeln, Tischtücher, Krüge, Untersätze, Schüsseln, Bestecke, kurz alles, was da war, warf er zu den Fenstern hinaus auf den Hof. Dann ging er in die Küche. Die Kessel, Pfannen, Feuerröste, Feuerzangen, Holzplatten, Teller, was er nur fand, es hüpfte alles hinunter auf den Platz. Dann eilte er ins Schlafzimmer. Das Bettzeug samt der Bettlade, die Truhen und Koffern mit allem was darin war, Kapuzen, Priestergewänder, Altardecken, Bücher, nichts blieb liegen, es musste durch die Fenster inden Pfarrhof fliegen. Hierauf kam er zum Hühnerstall. Den leerte er aus und warf ihn samt dem flatternden Federvieh hinab. Auf dem Estrich lag ein ganzer Berg von Korn. Das schüttete er sackweise zum Fenster hinaus und leerte das Korn auf den Wirrwarr der anderen Sachen im Hofe.
Als nun Ser Pace und seine Gefährten wieder aus der Kirche kamen, sagten sie: „Wir wollen doch sehen, ob sich Masetto aus dem Fenster gestürzt hat." Sie gingen also hin, und als sie an das Hoftor kamen, hörten sie ein lautes Kreischen und Durcheinanderfliegen der Hühner, weil Masetto eben wieder einen Sack voll Körner herabgoss. Der Pfarrherr war neugierig, was da los sei, machte wütend das Hoftor auf und sah nun hier all seine Habseligkeiten ganz durcheinander und zerbrochen am Boden liegen. Voll Ingrimm schrie er auf und rief Masetto zu: „Was machst du da, Verräter?"
„Ich räume das Haus, wie ihr mir befohlen habt," gab Masetto ganz erschöpft zur Antwort, indem er einen neuen Sack herabschüttete. „Ich habe nur noch wenig Korn auszuleeren, dann ziehe ich den Fässern den Zapfen aus, und so werde ich bald ganz fertig sein. Macht nur noch eine kleine Runde um die Ecke, und bis ihr wieder

kommt, sollt ihr alles fix und fertig sehen, dass auch nicht das kleinste Härchen übrig bleibt." Der Pfarrer spie Feuer und Flammen vor Zorn und rief: „Mach, dass du mir sofort aus dem Hause kommst, du Schurke!" Zugleich nahm er einen Stock, eilte damit die Treppe hinauf und wollte ihn durchbläuen, Masetto jedoch, der jüngere und flinkere Beine hatte, lief ihm davon. Ser Pace sprang ihm nach und jagte ihn zum Haus hinaus. Als der Schalk im Hofe unten war, rief er den vier Priestern zu: „Ihr seid Zeugen, dass mich mein Herr fortgejagt hat."
In diesem Augenblick kam zufällig ein Ritter des römischen Senators vorüber. Er hörte den Lärm, trat herzu, vernahm den Fall und führte den Pfarrer samt Masetto gefangen mit sich, indes die vier Geistlichen nachfolgten. Alle wurden vor den Senator geführt, und Ser Pace setzte dem Richter den Schaden auseinander, den ihm sein Diener zugefügt hatte. Hierauf sprach Masetto: „Gnädiger Herr, lasst mir mein Recht werden. Da Ser Pace ein Geistlicher ist, so lasst ihn zuerst Gewähr leisten, dass er eure Gerichtsbarkeit anerkenne." Und so geschah es. Der Pfarrer unterwarf sich der weltlichen Gerichtsbarkeit und leistete hinreichende Gewähr. Darauf erzählte Masetto seinerseits die Sachlage, wies den schriftlichen Vertrag vor, den er mit seinem Herrn eingegangen war und welches Unterpfand er ihm gegeben. Ser Pace aber fing nun an, den Schaden aufzuzählen, den er erlitten hatte.
Nachdem der Senator beide Parteien angehört und ihre Gründe erwogen hatte, sprach er das Urteil, der Pfarrherr müsse dem Masetto 25 Gulden Busse bezahlen und überdies das geleistete Unterpfand zurückerstatten. Ser Pace aber und seine Gefährten schieden sehr unbefriedigt; denn sie hatten jetzt zum Schaden noch den Spott. Indessen sie zusammen in die Pfarrei zurückkehrten, um dort die im Hofe liegenden Habseligkeiten wieder ins Haus zu tragen und daselbst aufzustellen, machte sich Eulenspiegel zum Tor der Stadt hinaus und floh in der Richtung gen Bolsena von dannen.

EURYALUS UND LUKREZIA

von ENEA SILVIO PICCOLOMINI aus Pienza bei Siena, nachmaligem Papst Pius II.

ES IST ALLGEMEIN BEKANNT, WELCH HOHE EHRE DEM deutschen Kaiser Sigismund zuteil wurde, als er zu Besuch nach unserer Vaterstadt Siena kam. Man hatte ihm einen Palast in der Nähe der Kapelle der heiligen Martha zur Wohnung angewiesen, und als der Kaiser sich nach dem festlichen Empfang dorthin begeben wollte, gingen ihm vier verheiratete, vornehme Damen von gleicher Jugend, Kleiderpracht und Schönheit entgegen. Kaiser Sigismund war damals schon bei Jahren, zeigte sich jedoch für weiblichen Liebreiz nicht unempfänglich. Er plauderte gern mit Frauen, hatte Freude an ihrer Anmut und erquickte sich am Anblick ihrer Schönheit. Sobald er nun die Damen sah, schwang er sich vom Pferde, begrüsste sie und sprach, zu seinen Begleitern gewendet: Habt Ihr jemals Frauen gesehen, die so hübsch waren, wie diese? Bei Gott, die sind schön wie Engel. Darauf neigten die vier ihre Augen bescheiden zur Erde und waren dadurch noch hübscher. Unter ihnen aber glänzte wie ein Stern die noch nicht zwanzigjährige Lukrezia. Diese stammte aus der Familie der Camilli und war mit Menelaus, einem sehr reichen Manne verheiratet.
Lukrezia war grösser als die andern Frauen, hatte prachtvoll goldenes Haar, das ihr aber nicht wie bei den Mädchen über die Schultern hinabfiel, sondern sie trug es aufgebunden mit edelsteinbesetzten Spangen. Ihre Stirn war hoch und frei und keine Falten drauf zu sehen. Schön geschwungen waren ihre Augenbrauen, schwarz und nicht zu dicht und in entsprechender Entfernung auseinander. Ihre Augen strahlten in solchem Glanz, dass niemand darein schauen konnte, ohne von ihrer Zaubermacht geblendet zu sein. Ihre Nase war gerade und teilte gleichmässig die beiden rosenfarbenen Wangen. Und nichts Lieblicheres lässt sich denken als diese Wangen, wenn sie lächelte und sich alsdann ein kleines Grübchen darin zeigte. Ach, man hätte sie am liebsten küssen mögen. Ihr Mund war klein und zierlich, ihre Lippen korallenfarbig und zum Beissen schön.

Dann sah man da ganz kleine Zähne in regelmässiger Reihe, wie aus Kristall und dazwischen ein schelmisches Zünglein, o, das sprach nicht, sondern es machte Musik. Und was soll ich von ihrem feinen Kinn und dem weissen Halse sagen? Kurzum, es gab an ihrem Körper nichts, das nicht entzückend war. Und was man sah, liess ahnen, was verborgen war. Daher konnte niemand diese Frau anschauen, ohne ihren Gatten darum zu beneiden. Es gab auch nichts Liebenswerteres als die Scherzreden, die sie im Munde führte. Und doch war sie bei alledem bescheiden. Auch tat sie ihre Ehrbarkeit nicht durch strenge Mienen kund, wie es die meisten Frauen tun, sondern sie gab sich mit natürlicher Heiterkeit. Sie war auch weder allzu schüchtern noch ausgelassen, sondern zurückhaltend, ruhig und massvoll. Ihre Kleidung war überaus reich, und es fehlte ihr weder an Halsketten und Spangen, noch an Bändern und Gürtel. Prächtig war der Schmuck ihres Haares, und es glänzten darin Diamanten und Perlen, wie auch an ihren Fingerringen. Schöner kann Helena nicht gewesen sein, als Paris bei König Menelaus zu Gaste war, noch reicher geschmückt war Andromache bei ihrer Hochzeit mit Hektor. Es befand sich unter den vier Frauen auch Katharina Petrucci, die wenige Tage nachher starb. Aber ihre hohe Schönheit musste vor Lukrezia verblassen. Vor ihr also neigte sich der Kaiser und mit ihm sein Gefolge, und wohin sie ging, dahin folgten ihr aller Augen, und jeder war glücklich, sie anzuschauen.

Einen freilich gab es unter dem kaiserlichen Geleite, der ihr ebenbürtig schien an Schönheit wie an Reichtum. Und dieser hiess Euryalus und war ein Franke aus Deutschland. Der war damals zweiunddreissig Jahre alt und nicht von hoher, aber angemessener und prächtiger Gestalt. Er hatte leuchtende, stets gütig blickende Augen und zeigte in seinem ganzen Auftreten eine gewisse Majestät. Hatten die andern Begleiter wegen des langen Kriegsdienstes schon leere Taschen, so war er von Haus aus reich und bekam überdies von Kaiser Sigismund aus Freundschaft viele Geschenke. Dadurch war er in den Stand gesetzt, sich täglich in immer neuem Kleiderschmuck zu zeigen und über mehrere Diener zu verfügen. Er erschien bald in goldgestickten, bald in purpurnen oder dann in seidenen Gewändern und ritt auf einem prächtigen Pferd. Sowie er nun Lukrezia

zum ersten Mal gesehen hatte, gewann er sie lieb und konnte sie nicht genug betrachten. Und er liebte sie nicht umsonst. Wie wundersam: Es gab in Siena doch so manche hübsche Jünglinge, und eben diesen einen erwählte sich Lukrezia. Und gleichfalls fehlte es nicht an andern, edlen Frauen, und eben diese eine musste sich Euryalus ausersehen. An diesem Tage jedoch ahnte keines, vom andern ebenfalls geliebt zu werden, und beide glaubten, ihr Sehnen sei umsonst.
Als die Festlichkeiten zu Ehren des Kaisers Sigismund vorüber waren, und die schöne Lukrezia sich wieder zu Hause befand, da musste sie immer an Euryalus denken und er an sie. Wer wird nun noch die Liebe von Pyramus und Thisbe für etwas Besonderes halten, da sie doch Nachbarn waren, einander von Kind auf kannten und sich dadurch lieb gewannen? Unsere beiden aber hatten sich noch nie gesehen, hatten nie von einander gehört. Er war ein Franke aus deutschen Landen und sie eine Toskanerin. Sie verstanden ihre Sprache gegenseitig nicht, die Augen allein hatten alles bewirkt. Sie gefielen einander. Von diesem Tage an waren Lukrezias Gedanken nur noch mit Euryalus beschäftigt. Sie vergass dabei sogar ihre Ehe und schätzte ihren Mann nicht mehr. Sie stellte sich immer nur ihren Geliebten vor und sprach bei sich: „Ich weiss nicht, wie es kommt, dass ich meinen Gatten nicht mehr lieben mag, dass seine Worte mich verdriessen und seine Liebkosungen mir zuwider sind. Immer muss ich an den Fremden denken, der heute neben dem Kaiser stand. Reiss diese unselige Liebesflamme aus der Brust, wenn du's vermagst, Unglückliche! O könnt' ich's nur, so wär ich nicht so krank, wie ich jetzt bin. Eine unbekannte Gewalt zieht mich wider meinen Willen zu ihm hin. Ein anderes rät mir die Liebe, ein anderes die Vernunft. Wohl weiss ich, was gut ist, und dennoch muss ich dem Bösen folgen. Doch was kümmert dich im Grunde dieser Fremde? Was liebst du einen Ausländer? Wenn dir dein Mann verhasst ist, warum nimmst du nicht einen Edelmann aus der Toskana? Aber, wehe mir, ein solcher hätte nicht des Euryalus Angesicht, denn wer müsste nicht befangen werden von seiner Schönheit, seiner Jugend und seinem hohen Adel? Wie aber, wenn er mich nun eines Tages verliesse, um einer andern nachzulaufen? Doch nein, er sieht nicht darnach aus, und sein feines Gemüt wie auch seine Schönheit macht

mir nicht den Eindruck, als ob ich so etwas zu befürchten hätte. Auch bin ich selber hübsch genug, dass er in gleicher Weise nach mir verlangen wird, und ich ihn ewig an mich fesseln kann. Zwar laufen mir nicht wenige nach, und wie manche Liebhaber bewachen meine Tür. Ihm allein will ich mich weihen, und er wird entweder hier bleiben oder mich mitnehmen, wenn er von dannen zieht. Soll ich aber wirklich meinen Mann, meine Mutter, meine Heimat verlassen? Aber meine Mutter ist hart und gönnt mir keine Freuden, meinen Mann will ich lieber entbehren als nur gezwungen um mich dulden und das Vaterland? Das ist da, wo es einem wohl ergeht. Soll ich aber meinen guten Ruf hingeben? Nun, was kümmern mich die Leute und ihr Geschwätz, das ich nicht höre? Wer allzuviel auf seine Ehre gibt, der bringt's nicht weit. Wie viele andere Frauen taten gleich wie ich? Helena liess sich ganz gern von Paris rauben, und niemand beschuldigt den des Fehlers, der mit vielen andern irrt." — So beschwichtigte Lukrezia ihr Gewissen. — Die Glut im Herzen des Euryalus war jedoch um nichts geringer.

Nun lag das Haus Lukrezias zwischen dem kaiserlichen Palast und der Wohnung des Euryalus, so dass er nicht an den Hof gehen konnte, ohne an ihren Fenstern vorüberzukommen. Und jedesmal, wenn sie ihren Geliebten erblickte, wurde sie rot, so dass der Kaiser bald diese Sache merkte. Als Euryalus wieder einmal an der Seite seines Gebieters vorüberritt und der Kaiser sah, wie sie errötete, da sagte er zu ihm: Nun, Euryalus, verleitest du die Frauen hier in dieser Stadt? Siehst du, wie dieses Weib dich liebt? Und ein ander Mal, als sie wieder vorüberkamen, tat er, als missgönnte er ihm sein Glück, zog ihm den Helm über die Augen und sprach: Heute sollst du sie nicht sehen, ich will mich allein an ihrem Antlitz freuen, worauf Euryalus versetzte: Ich verstehe nicht, was Eure Majestät damit meint. Ich habe nichts mit ihr. Aber vielleicht ist es nicht ganz vorsichtig von Euch gewesen, mir die Augen zu verdecken, denn wer das gesehen hat, könnte leicht Verdacht schöpfen.

Euryalus ritt auf einem kastanienbraunen Pferd. Das trug den Nacken hoch und stattlich den Kopf. Schlank war sein Leib und wohlgebaut sein Rücken. Und wie feurig war sein Mut! Hörte es von fern Trompetenklang, so war es nicht mehr zu bezähmen. Dann spitzte

es die Ohren, es zitterten ihm die Glieder, und aus seinen Nüstern sprühten Flammen. Es knirschte ins Gebiss, schüttelte die stolze Mähne und zerstampfte ungeduldig den Boden mit seinen Hufen. Diesem edlen Tiere glich Lukrezia, sobald sie Euryalus gewahrte. So lange sie allein war, nahm sie sich vor, aller Liebe zu dem Fremden zu entsagen. Erblickte sie aber den Euryalus, so loderte ihr Herz empor wie Stroh, in das ein Funke fällt und worein der Wind bläst. Je öfter also Euryalus vorüberritt, desto weniger konnte sie ihre Leidenschaft beherrschen, und sie erwog lange Zeit, wem sie ihr Geheimnis anvertrauen solle, denn wer da schweigend liebt, den verzehrt die Glut nur um so mehr. Nun hatte sie in ihrem Hause einen alten Diener, namens Sosias. Der war ein Deutscher und hatte ihrem Gatten lange Jahre treu gedient. Er schien ihr mehr seiner Herkunft als seiner Person wegen des Vertrauens würdig Als eines Tages der Kaiser mit grossem Gefolge wieder durch die Stadt zog und an ihrer Wohnung vorüberritt und sie ihren Geliebten auch unter der Schar bemerkte, rief sie den Diener Sosias ans Fenster und sprach: Schau einmal diese Leute an. Gibt es irgendwo noch so prächtige Menschen? Siehst du, wie gross und stattlich sie alle gewachsen sind und was für schönes, goldnes Lockenhaar sie tragen? Und was für Gesichter! Wie milchweiss ist ihr Hals und wie stark ihre Brust! Wahrlich, solche Männer gibt es bei uns nicht. Die stammen eher von Göttern ab und sind vom Himmel zu uns gekommen. Ja, wenn mir das Schicksal einen solchen Mann gegeben hätte! Wenn ich sie jetzt nicht mit eignen Augen gesehen, so hätte ich dir nie geglaubt, was du mir von ihnen erzählt hast, dass die Germanen das trefflichste Volk sind, wie ja das Gerücht von ihnen erzählt. Ihre weisse Haut kommt wohl von der rauhen, nordischen Witterung her. Kennst du übrigens einige von diesen Leuten? — O, ihrer viele, erwiderte der Diener. — Etwa den Franken Euryalus? forschte sie weiter. — Den kenne ich so gut wie mich selber. Aber wozu fragt Ihr das? — So will ich dir's sagen, erwiderte Lukrezia, denn du bist schweigsam. Du wirst es nicht weiter sagen. Unter allen, die beim Kaiser dienen, gefällt mir keiner so sehr wie Euryalus. Ich liebe ihn und weiss doch nicht, wie diese Sehnsucht enden soll. Ich bitte dich, geh hin zu ihm und sage ihm, dass ich ihn gerne

hab. Das ist alles, was ich von dir begehre. Du sollst auch diese Botschaft nicht ohne Lohn hinbringen. — Was höre ich? rief Sosias, so etwas Schlechtes sollte ich begehen? Soll meinen Herrn verraten? Jetzt wo ich alt bin, soll ich so Schändliches vollführen, was ich als jung vermieden? Besser ist's, ihr verbannet als Edelfrau unsrer Stadt diese unreinen Gedanken aus Eurer Brust. Zertretet das Feuer dieser Lust, denn wer dem Funken nicht wehrt, der wird der Flamme nicht Meister. Und wie, wenn Euer Mann das inne würde? Mein Gott, wie würde er Euch strafen! Eine solche Sache lässt sich auf die Dauer nicht verbergen. — Schweig, entgegnete Lukrezia, ich habe keine Angst, denn wer den Tod nicht fürchtet, der scheut sich vor nichts mehr. Mag kommen, was da will, ich tue es. — Gott, wohin seid Ihr geraten, jammerte der Diener. Ihr wollt also Euer Haus entehren, und doch hat noch niemand aus Eurer Familie die Ehe gebrochen. Meint Ihr, dass es verborgen bleibe? Tausend Augen werden Euch bewachen, Eure Mutter wird es merken, Euer Mann, all die Verwandten, ja sogar die Mägde. Und wenn auch Eure Dienerschaft noch schwiege, so werden doch die Pferde und die Hunde reden, die Türen und die Marmorsteine werden Euch anklagen. Und könntet Ihr's selbst aller Welt verbergen, so wird es einem dennoch nicht entgehen, nämlich Gott dem Herrn, der alles sieht. Die Gewissensbisse trieben Euch umher, und Euer verschuldetes Gemüt fände keine Ruh mehr. Darum beschwöre ich Euch, bezähmet Eure Liebesglut und behütet Euer reines Herz vor solcher Freveltat."
„Ich weiss wohl, es ist alles wahr, was du da sagst, versicherte Lukrezia. Aber eine dunkle Macht treibt mich dazu. Ich sehe den tiefen Abgrund vor mir offen stehen, und dennoch stürze ich mich hinein. Darum, wenn du noch ein wenig Erbarmen mit mir hast, so geh' und richt' die Botschaft aus." Da seufzte Sosias über ihre Worte und sprach: Ach nein, ich flehe zu Euch, bei meinem grauen Haar, bei meiner von Sorgen müden Brust und den treuen Diensten, die ich Eurem Mann geleistet, beherrschet Eure Leidenschaft, denn wer nur schon den guten Willen hat, geheilt zu sein, der ist es schon zur Hälfte. — Darauf antwortete Lukrezia: Noch ist nicht jedes Ehrgefühl von mir gewichen. Darum will ich dir folgen, Sosias, und meine Leidenschaft mit dem einzigen Mittel bändigen, das mir

übrig bleibt, nämlich: ich will sterben, ehe ich sündige. — Jetzt erschrak der Diener und sprach: O Himmel, sprecht nicht also, sondern fasset Mut, denn eben jetzt seid ihr erst wert zu leben, da Ihr Euch des Todes würdig haltet. — Ich bin fest entschlossen zu sterben, erwiderte Lukrezia, nur weiss ich nicht, welchen Tod ich wählen soll. Soll ich mich mit einem Strang oder mit einem Dolch umbringen, soll ich Gift nehmen oder mich aus dem Fenster stürzen. Aber eines davon wird geschehen. — Das leid ich nicht, rief Sosias bekümmert, aber Lukrezia fuhr fort: Wenn einer sterben will, so kann ihn niemand daran hindern. — Nun denn, wenn Eure Raserei so weit geht, so muss man trachten, Euer Leben zu bewahren. Schliesslich ist ja auch der gute Name trügerisch. Der böse hat oft einen guten, der rechtschaffene manchmal einen schlechten Ruf. Ich will also den Euryalus aufsuchen und die Sache an die Hand nehmen. Vielleicht, dass ich Euch zufrieden stellen kann.

Mit diesen Worten entflammte Sosias noch mehr ihre Liebesglut und nährte ihr Herz mit neuer Hoffnung. Er hatte aber gar nicht im Sinn, nach seinen Worten zu handeln, sondern gedachte nur, sie von Tag zu Tag hinzuhalten und ihr Verlangen zu besänftigen, weil er wohl wusste, dass mit der Zeit schon manche Liebe erloschen ist. Mit erfundenen Nachrichten wollte er sie so lang beschäftigen, bis der Kaiser mit seinem Gefolge abgereist wäre oder sie andern Sinnes würde. Seine Hilfe wollte er ihr nicht versagen, aus Furcht, sie könnte einen andern Diener ins Vertrauen ziehen oder gar Hand an sich legen. Er tat deshalb dergleichen, als ob er oft im Hause des Euryalus aus- und einginge und meldete ihr, wie glücklich der Geliebte über ihre Zuneigung sei und dass er nur auf einen geeigneten Zeitpunkt warte, wo sie sich sprechen könnten. Dann wieder berichtete er ihr, es hätte sich keine Gelegenheit geboten, ihn zu sprechen und nicht selten veranlasste er es, dass man ihn aufs Land schickte und vertröstete sie dann auf seine Wiederkehr. So hielt er ihre Sehnsucht hin und sagte zuletzt, um nicht zu lügen, wirklich einmal zu Euryalus: O, wenn Ihr wüsstet, wie ihr geliebt werdet! — verriet aber nicht, wer es sei.

Inzwischen aber verzehrte sich auch Euryalus in allerlei Hoffnung und Zweifel. Er kannte den Sosias nicht und ahnte auch nicht, dass Lukrezia ihn geschickt habe. Auch er machte sich allerhand Vor-

würfe und sprach bei sich selbst: Du weisst, wie gewaltig die Leidenschaft ist. Auf kurzen Genuss folgt lange Pein. Einer, der liebt, stirbt fortwährend und ist doch niemals tot. Was soll ich darum wieder solche Possen anfangen? — Als ihm dieses keinen Eindruck machte, meinte er wieder: Wozu soll ich mich aber eigentlich gegen die Liebe sträuben? Soll mir nicht erlaubt sein, was Cäsar, Alexander und Hannibal taten? Aber ich brauche gar keine Feldherren anzuführen. Man sehe nur die Poeten an. Hing nicht Virgil an einer Strickleiter hoch oben am Turm, um zu seiner Geliebten zu gelangen? Aber freilich können wir von den Dichtern nicht immer das Beste erwarten. So wollen wir denn bei den Philosophen nachsehen, die uns so treffliche Lebensregeln aufstellen. Liess da nicht sogar ein Mann wie Aristoteles sich verleiten, dass ihn ein Weib bestieg und auf ihm gleich wie auf einem Pferde ritt? — Den Göttern gleich ist die Majestät unseres Kaisers. Und doch, wie oft ist er verliebt. Ja sogar Herkules, dieser Kraftmensch, soll Köcher und Löwenfell weggelegt haben und an den Spinnrocken gesessen sein und die Hand, die sonst die Keule schwang, spann nun den Faden an tanzender Spindel, indes er sich die Locken kräuseln liess. So ist die Liebe etwas ganz Natürliches. Auch die Tiere fühlen ihr Feuer, und von ihr glühen die Wunder des Meeres. Kein Wesen kann dieser Macht entgehen. Den Jüngling macht sie ungestüm und den alten durchläuft sie noch einmal wärmend die Glieder. Nie gefühlte Glut entfacht sie im Busen des Mädchens. Was sträube ich mich also gegen die Gesetze der Natur? Die Liebe bezwingt ja das ganze Weltall, drum will ich der Liebe mich weihen.

Sobald dieser Entschluss bei ihm feststand, sah er sich nach einem alten Weibe um, das seiner Geliebten einen Brief überbringen könnte. Er hatte einen treuen Diener, der in solchen Dingen Bescheid wusste. Der übernahm den Auftrag und gab ihn einer Kupplerin, welche folgenden Brief an Lukrezia überreichen musste:

Gruss und Heil, Lukrezia, möchte ich dir mit diesem Brief anbieten, wenn ich nur selbst des Glücks genügend hätte, denn alle Hoffnungen meines Lebens hängen von dir ab. Ich liebe dich mehr als mich selbst und kann nicht glauben, dass dir meine Sehnsucht verborgen geblieben sei. Meine Augen sind oft von Tränen feucht, wenn ich

deiner gedenke, und ich seufze, wenn ich dich erblicke. O nimm es gütig auf, wenn ich mich dir entdecke. Mich bezauberte dein Liebreiz und deine edle Gestalt, wodurch du alle andern übertriffst. Ich habe noch nicht gewusst, was Liebe ist. Erst du hast mich gänzlich in Bann geschlagen. Lange genug habe ich mich dagegen gewehrt, aber umsonst, denn wer kann da widerstehen, wenn er den tiefen Glanz deiner Augen sieht? Ich bin dein Gefangener. Um deinetwillen entbehre ich Schlaf, Speise und Trank. Dich lieb ich Tag und Nacht! Nach dir verlang ich, dich rufe ich, auf dich warte ich, auf dich hoffe ich und erquicke mich mit dem Gedanken an dich. Dir gehört mein Herz. Dein bin ich ganz, du allein vermagst mich zu erretten oder zu verderben. Wähle eins von beiden und tue es mir zu wissen. Sei auch mit deinen Worten nicht härter als du mit deinen Augen warst, die mich bezauberten. Ich verlange ja so wenig, nur eine Gelegenheit, mit dir zu sprechen. Das allein ist der Zweck dieses Briefes: Ich möchte dir mit Worten sagen, was ich jetzt bloss schreiben kann. Gewährst du mir diese Gunst, so bin ich glücklich, versagst du es, so erlischt mein Herz. Ich empfehle mich dir und deiner Huld. Lebe wohl, du meine Seele und meines Lebens Trost.

Sowie der Brief gesiegelt war, lief das Weib eiligst damit zu Lukrezia hin, die sie allein im Haus antraf und sprach: Diesen Brief schickt Euch der vornehmste und angesehenste Liebhaber des kaiserlichen Hofes und lässt Euch bitten, ihr möget ihm Gehör schenken. — Nun war die Kuppelei jener Alten stadtbekannt, und es erschien darum Lukrezia unerträglich, dass dieses ehrlose Geschöpf zu ihr geschickt wurde. Sie fuhr sie deshalb an: Ich möchte nur wissen, wieso du dich unterstehst, in dieses Haus zu kommen. Bist du von Sinnen, dass du dich in meine Nähe wagst? Du unterfängst dich, in vornehme Häuser zu treten und edle Frauen in Versuchung zu bringen? Du erkühnst dich, eine Ehe anzutasten? Wäre es nicht unter meiner Würde, so wollte ich schon dafür sorgen, dass du nie mehr Liebesbriefe überbrächtest. Hinweg mit dir, und nimm deinen Brief da nur wieder mit oder besser gib ihn her, ich will ihn zerreissen und in das Feuer werfen. — Sie nahm das Schreiben, zerriss es in viele Stücke und sagte, als sie es in die Asche des Feuers warf: So sollte es dir ergehen, schändliches Weib, man sollte dich

ebenfalls verbrennen. Und jetzt nur schleunigst fort mit dir, dass mein Mann dich nicht ertappt und die Strafe dir erteilt, welche ich dir diesmal erlassen habe. Dass du mir nie wieder unter die Augen kommst! — Ein anderes Weib hätte wirklich Angst bekommen, aber dieses kannte die Art der Frauen und dachte bei sich selbst: Eben dadurch, dass du so tust, zeigst du, dass du gerne willst. Dann sagte sie laut: Verzeiht mir, gnädige Frau, aber ich dachte Euch bloss einen Gefallen zu erweisen. Wenn ich mich geirrt habe, so entschuldigt. Ich will nicht wiederkommen. Doch werdet Ihr bald sehen, was für einen Liebhaber ihr verschmäht habt!
Mit diesen Worten schied sie von Lukrezia, suchte den Euryalus auf und sprach zu ihm: Freut Euch, glücklicher Liebhaber, die Frau liebt Euch noch mehr als Ihr sie. Sie hatte bloss keine Zeit, gleich die Antwort zu schreiben. Ich fand sie traurig, aber sobald sie Euren Namen hörte und ich ihr den Brief gab, da erheiterte sich ihr Angesicht, und sie bedeckte das Schreiben mit tausend Küssen. Sie wird Euch zweifellos in Bälde Antwort geben. — Mit diesen Worten ging die Alte fort und hütete sich, dem Euryalus wieder zu begegnen, um nicht für ihre Lügen bestraft zu werden. Lukrezia aber hob inzwischen, als sie allein war, die zerrissenen Fetzen des Briefes wieder auf, setzte jedes Stückchen an seinen Platz, fügte die Handschrift zusammen und las den Brief dann unzählige Mal, küsste ihn mit bebenden Lippen und wickelte ihn zuletzt in ein Nesseltuch, das sie unter ihren Schmucksachen aufbewahrte. Und indem sie bald dald diesen, bald jenen Ausdruck sich ins Gedächtnis rief, sog sie daraus eine stündlich wachsende Liebe. Dann ging sie endlich daran, Euryalus zu antworten und sandte ihm folgende Zeilen:
Lass ab davon, etwas zu erhoffen, was nicht sein darf, Euryalus. Hör auf, mich weiter mit Boten und Briefen zu belästigen und glaube vor allem nicht, dass ich zu denen gehöre, die sich verkaufen. Ich bin nicht die, wofür du mich hältst, und der du ein solches Weibsbild schicken darfst. Suche dir eine andere Freundin. Von mir wirst du niemals etwas erlangen, was sich nicht schickt. Gehab dich wohl.
Obgleich dieser Brief dem Euryalus allzu schroff vorkam und mit dem Bericht der Kupplerin nicht stimmte, liess er doch die Möglichkeit eines Briefwechsels offen. Euryalus sah auch nicht ein, warum er der

Überbringerin nicht trauen sollte, der Lukrezia ihr Vertrauen schenkte. Es quälte ihn nur, dass er des Italienischen nicht hinreichend mächtig war. So gab er sich denn alle Mühe, es eiligst zu erlernen. Und da ihn die Liebe fleissig machte, so war er bald imstande, ihr ohne fremde Hilfe, deren er zu seinem ersten Briefe bedurft hatte, folgendermassen zu antworten: Sie möge es ihm nicht so sehr zürnen, dass er ihr dieses Weibsbild geschickt. Er sei hier fremd und hätte niemand sonst gewusst. Er hätte auch von ihr nichts Unerlaubtes gewünscht, sondern sei der Überzeugung, dass sie sittenstreng und ehrbar wäre, und eben deshalb schätze er sie so hoch. Für eine leichtfertige Frau sei er ohnehin nicht zu haben, denn Schönheit allein hätte für ihn keinen Wert, sie sei hinfällig und vergänglich. Aber wo Sittsamkeit und Liebreiz sich verbänden, das finde er göttlich, und eben darum verehre er sie und wünsche nichts anderes als ihr seine Gedanken mündlich zu eröffnen, denn schriftlich ginge es nicht gut. — Mit diesem Briefe schickte er ihr zugleich Geschenke, die nicht allein von kostbarem Gold, sondern auch von hervorragender Arbeit waren.

Lukrezia antwortete darauf folgendermassen: Ich habe deinen Brief erhalten und will mich nicht mehr über das Weib beklagen. Dass du mich liebst, das achte ich nicht gross, denn du bist nicht der erste und einzige, den mein Aussehen besticht. Viele waren in mich verliebt, und einige sind es noch, aber das hat ihnen nichts geholfen und wird auch dir nichts nützen. Mit dir sprechen kann und will ich nicht. Mich allein zu treffen ist unmöglich, es sei denn, du verwandelst dich in eine Schwalbe. Das Haus ist hoch und der Eingang wohl bewacht. Deine Geschenke nehme ich nur deshalb an, weil ich die Arbeit daran wirklich reizend finde. Aber damit du mir nichts schenkst, um ein Liebespfand darin zu sehen, so sende ich dir diesen Ring, den meine Mutter von meinem Vater erhielt. Er soll die Bezahlung für die mir geschenkten Schmucksachen sein. Der Edelstein im Ring ist ungefähr von gleichem Wert wie deine Gabe. Lebe wohl. — Euryalus schrieb ihr darauf zurück:

Dein Brief hat mich unendlich gefreut, zumal er die Angelegenheit wegen der Alten aus dem Wege räumt. Nur schmerzt es mich, dass du meine Liebe nicht hoch genug schätzest, denn wenn dich auch mehrere lieben, so doch gewiss keiner so innig wie ich. Du glaubst

mir nicht, weil ich nicht mit dir reden kann. Wäre dies möglich, so würdest du mich sicherlich nicht verschmähen. O, könnte ich mich in eine Schwalbe verwandeln, oder noch besser in Staub, damit du das Fenster mir nicht verschliessen könntest. Warum willst du nicht mit mir reden, meine teure Lukrezia? Töte mich nicht mit Worten, mich, der ganz der Deine ist. Gestehe mir, dass du mich lieb hast, und so bin ich selig. Dass du meine Gaben nimmst, macht mich froh. Sie werden dich stets an mich erinnern, so bescheiden sie sind. Etwas hübscher ist das, was du beiliegend empfängst. Nimm es gütig auf, weil es von einem kommt, der dich liebt. Bald bekomme ich schönere Sächelchen aus meiner Heimat. Die musst du haben, sowie sie da sind. Dein Ring kommt nimmermehr von meinem Finger und er ist immer von den vielen Küssen nass, die ich ihm deinetwegen gebe. Lebe wohl, mein teures Lieb! und gewähre mir Trost.

In dieser Art gingen die Briefe hin und her, bis Lukrezia folgendes schrieb: Gern wollte ich, mein Euryalus, deinen Wunsch erfüllen und dir meine Liebe gewähren, wie es dein Adel und deine Sitte verdient. Ich schweige davon, wie mir deine Gestalt und dein liebreiches Antlitz gefällt, aber es wäre zu gewagt für mich, wenn ich dich liebte. Ich kenne mich und weiss, dass ich in der Liebe kein Mass und Ziel hielte. Lang kannst du nicht hier bleiben, und wenn ich einmal deine Liebe genossen hätte, so könnte ich dich nicht mehr entbehren. Du würdest mich nicht mitnehmen wollen, und ich würde nicht hier bleiben mögen. Ich brauche nur an Jason und Medea, Theseus und Ariadne oder an Aeneas und Dido zu denken, so habe ich Beispiele genug, wie es den Frauen ergeht, die Ausländer geliebt haben und von ihnen wieder verlassen wurden. O, ich kann mich nicht der Gefahr aussetzen, einen Fremden zu lieben. Ihr Männer seid in diesem Punkte festeren Gemüts und besser im Stande, die Raserei der Liebesleidenschaft zu bezwingen. Wenn aber eine Frau davon ergriffen wird, lo lässt sie erst im Tode von ihr ab. Und wenn ein Weib sich enttäuscht sieht, so gibt es nichts schrecklicheres für sie. Darum habe ich als verheiratete Frau von adeliger Herkunft mich entschlossen, der Minne nicht Gehör zu schenken und so auch nicht deiner. Und so bitte ich dich, nicht länger meine Liebe zu erstreben, sondern dies Feuer sogleich zu ersticken, weil es mir

sonst sicherlich den Tod brächte. Deine Geschenke erwidere ich mit einem goldnen Kreuzlein, das mit Perlen geschmückt ist, und obwohl klein, des Wertes doch keineswegs entbehrt. Gehab dich wohl!

Auf diesen Brief hin schwieg Euryalus natürlich erst recht nicht, sondern schrieb, von neuer Hoffnung entflammt, also zurück:

Gegrüsset seist du, teuerste Lukrezia, die du mich mit deinem Brief so glücklich machtest, wenn auch manche Bitternis darin steckt. Ich hielt ihn in den Händen, deinen Brief, der mit deinem Siegel versehen war. Und dann las ich ihn, nicht ein, sondern viele mal und noch öfter hab ich ihn geküsst. Er rät mir freilich Dinge an, die nicht dein Ernst sein können. Du bittest mich da, ich solle aufhören dich zu lieben, als ob du der Liebe zu einem Ausländer nicht Raum geben dürfest und führst Beispiele an von solchen, die betrogen wurden. Und das schreibst du so geschickt und fein, dass ich nicht weiss, ob ich mehr deinen Geist bewundern oder dein Herz lieben soll. Und wer könnte gerade dann zu lieben aufhören, wenn er sieht, was für ein Ausbund von Klugheit und Gescheitheit seine Auserwählte ist! Wenn du meine Liebe dämpfen wolltest, dann hättest du mir nicht deine feine Bildung offenbaren sollen. Denn so löscht man keinen Brand, sondern derart facht man einen kleinen Funken erst recht zu lodernden Flammen an. Ach, wie ich glühte, als ich fand, dass du zu deiner Schönheit und Sittsamkeit noch eine solch hohe Bildung vereinigst. Und da verlangst du wirklich, ich solle dich nicht mehr lieben! Verlange von den Bergen, dass sie eben werden, und gebiete den Flüssen, sie sollen rückwärts gehen. Ich vermag so wenig meine Liebe zu dir aufzugeben, als die Sonne ihre Bahn verändert. Wenn die skythischen Berge ihren Schnee, die Meere ihre Fische und die Wälder ihr Wild entbehren wollen, dann will ich dich vergessen. Oh, es ist den Männern durchaus nicht so leicht, ihre Liebe zu bezwingen, wie du glaubst. Und wenn du mir Beispiele aufzählst, wie oft die Frauen von Fremdlingen getäuscht wurden, so kann ich dir noch mehr Männer nennen, die von den Frauen verraten wurden. Den Troilus betrog die Criseis, den Deiphobos verriet die Helena, die Zauberin Kirke verwandelte ihre Verehrer in Schweine. Nein, es ist ungerecht, wegen einzelner das ganze Geschlecht zu verurteilen. Wählen wir lieber

andere Beispiele! Was war das für eine Liebe zwischen Antonius und Kleopatra! Und von wie vielen erzählt Ovid, die aus Liebe zu Ausländerinnen nicht mehr heimkehrten. Sie wollten lieber auf Verwandte, Heimat und Königswürde verzichten. Und so bitte ich dich, bedenke nicht, was einige wenige sich zu schulden kommen liessen. Ich diene dir mit ganzer Treue, und du darfst mich nicht mehr einen Ausländer nennen. Ich bin sogar einheimischer, als mancher, der hier geboren ist. Meine Heimat wird immer da sein, wo du bist. Sollte ich gezwungen sein, in Geschäften auf kurze Zeit wegzureisen, so werde ich so schnell als möglich wiederkehren. Und nach Deutschland geh ich nur, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und dann um so länger bei dir zu bleiben. Der Kaiser hat hierzulande immer eine Menge Geschäfte, und ich will besorgt sein, dass ich damit betraut werde, sei es als Gesandter oder sonst in amtlicher Person. Der Kaiser bedarf eines Statthalters in der Toskana und wird mich sicherlich dazu ernennen. Darum zweifle nicht mehr an meiner treuen Gesinnung. Erbarme dich deines Euryalus, der vor Sehnsucht wie Schnee an der Sonne sich verzehrt. Ich wundere mich, wie ich so viele Nächte ohne Schlaf und so viele Tage ohne Speise und Trank habe zubringen können. Siehe, wie mager und bleich ich bin. Es ist nur noch ein kleines Ding, das meinen Leib und meine Seele zusammenhält. Wenn ich dir Vater, Mutter und Kinder umgebracht hätte, du könntest nicht grausamer gegen mich sein. Wenn du mich nun so strafst, was willst du erst denen antun, die dir wirklich schaden. Schreib mir, dass du mich lieb hast, ich will nichts anderes. Kaiser und Könige lieben ihre Diener, wenn sie sie als treu erkennen. So nimm auch mich in Gnaden auf. Lebe wohl!

So wie ein innerlich gebrochner Turm, der von aussen fest und uneinnehmbar scheint, beim ersten Stoss zusammenstürzt, so wurde auch Lukrezia durch diese Zeilen besiegt. Jetzt erkannte sie den Eifer des Geliebten und gestand ihm ihre lang verhehlte Liebe mit folgenden Worten:

Ich kann dir nicht länger mehr widerstehen, lieber Euryalus, und du sollst wissen, dass auch ich dich liebe. Du hast gesiegt, und ich bin die Deine. Ich Unglückliche, dass ich deine Briefe jemals annahm.

Welchen Gefahren setze ich mich aus! Sieh zu, dass du auch hältst, was du mir geschrieben hast. Ich verlasse mich ganz auf dich. Wenn du mich betrügst, so bist du ein Verräter, ein Nichtswürdiger. Und es ist so leicht, ein Weib zu hintergehen, aber je leichter, desto schändlicher. Noch ist alles wie es war. Gedenkst du, mich jemals zu verlassen, so sage es, damit wir nicht etwas beginnen, was uns nachher reut, denn in allen Dingen muss man das Ende bedenken. Ich bin, wie wohl die meisten Frauen, blind. Du bist ein Mann, so sorge für uns beide. Ich bin die Deine, und wenn ich mich dir hingebe, so ist es für immer. Lebe wohl, du Führer und Beschützer meines Lebens!

Sie schrieben sich noch viele Briefe und hatten nur noch den einen Wunsch, zusammenzukommen, aber das schien schwierig, da Lukrezia nie allein ausgehen konnte und sie selten ohne Obhut war. Das kommt bei den Italienern sehr häufig vor, dass jeder seine Frau bewacht wie einen Schatz. Ich halte das für ganz unnötig, denn die Frauen streben gerade nach dem am meisten, was ihnen am strengsten verboten ist. Lässt man ihnen dagegen eine gewisse Freiheit, so sind sie viel eher treu. Ist eine Frau nicht aus sich selbst ehrbar, so hilft auch alles Bewachen nichts. Denn wer bewacht wieder ihre Wächter? Das Weib ist ein unzähmbares Tierchen, das weder Zügel noch Zaum erträgt.

Lukrezia hatte einen Stiefbruder, den sie in ihr Geheimnis eingeweiht und dem sie ihre Briefe zum überbringen anvertraut hatte. Mit ihm wurde ferner verabredet, dass Euryalus eines Tages heimlich in seine Wohnung kommen sollte. Er wohnte nämlich bei seiner Stiefmutter, der Mutter Lukrezias, die mit ihrer Tochter häufig zusammenkam, denn sie hatten nicht weit zu einander. Euryalus sollte also im Hause versteckt werden, und sobald die Mutter in die Messe gegangen wäre, musste Lukrezia auch hinkommen, wie um die Mutter zu besuchen. Da sie sie nicht finden würde, sollte sie gleichsam ihre Rückkehr abwarten, in Wirklichkeit jedoch bei Euryalus verweilen. Den Liebenden erschienen die zwei Tage bis dahin wie ebensoviel Jahre. Das Glück war ihnen jedoch nicht günstig. Denn an dem festgesetzten Tage schien die Mutter Verdacht zu schöpfen, verschloss ihr Haus, als sie zur Kirche ging, und sperrte ihren Stiefsohn aus, so dass diesem nichts andres übrig blieb, als dem Euryalus die üble Botschaft zu hinterbringen. Das war bitter für die beiden,

aber Lukrezia meinte: Wenn das nicht gelungen ist, so müssen wir eben einen andern Weg einschlagen, und meine Mutter wird mein Glück nicht hindern. — Sie hatte inzwischen einen Verwandten ihres Mannes, namens Pandalus bereits ins Vertrauen gezogen und forderte den Euryalus auf, ihn anzureden, da er zuverlässig sei und ihnen vielleicht eine Zusammenkunft ermöglichen könnte. Aber Euryalus traute diesem Vetter nicht, da er ihn immer in Gesellschaft des Menelaus sah. Und während er noch überlegte, was er tun sollte, erhielt. er den Auftrag, nach Rom zu gehen und mit dem Papste über die Krönung seines Kaisers Sigismund zu unterhandeln. Das kam freilich den beiden sehr ungelegen, doch konnte er sich dem Befehle seines Herrn nicht entziehen. So reiste er von Siena fort nach Rom und blieb zwei volle Monate aus. — Während dieser Zeit war Lukrezia daheim in ihrem Hause, liess die Fenster zu, ging in Trauerkleidern und wollte nicht ausgehen. Alles wunderte sich und konnte doch die Ursache nicht erraten. Es wurde öd und gedrückt im Hause, gleich als ob die Sonne darin fehlte. Die Dienstleute, welche ihre Herrin oft auf dem Bette liegen und nie mehr fröhlich sahen, meinten, sie wäre krank und rieten ihr, obwohl vergeblich, zu Arzneien. Sie lachte nicht mehr und wollte auch ihr Schlafgemach nicht eher verlassen, als bis sie erfuhr, Euryalus käme zurück und der Kaiser sei ihm entgegengeritten. Da warf sie sich, wie aus einem langen Traum erwacht, in Festgewänder, schmückte sich wie sonst, öffnete die Fenster und erwartete dort ihren Geliebten voller Freude. Als der Kaiser sie erblickte, hub er an: Jetzt ist es klar, Euryalus, du brauchst es nicht länger mehr zu leugnen. Solang du fort warst, liess sich Lukrezia nicht blicken. Nun du wieder kommst — geht die Sonne auf. Die Liebe kann man auf die Dauer nicht verbergen, man mag es anstellen, wie man will. — Euer Gnaden belieben wieder mit mir zu scherzen, antwortete Euryalus, und ich muss lachen. Ich verstehe nicht, was Ihr damit meint. Offenbar hat das Gewieher Eurer Pferde oder das Rauschen Eures langen Bartes sie hervorgelockt. Und während er so sprach, schaute er verstohlen zu Lukrezia empor und warf Aug in Auge — dies war die erste Begrüssung nach seiner Rückkehr.

Wenige Tage darauf machte Euryalus' getreuer Diener eine Weinschenke ausfindig, die hinter dem Hause von Lukrezia gelegen war,

und von wo aus man in das Schlafzimmer der holden Frau sehen konnte. Er machte sich mit dem Wirt vertraut, besah sich die Örtlichkeit genau, führte den Euryalus dorthin und sprach: „Von diesem Fenster aus könnt ihr sogar mit Lukrezia sprechen.“ Die beiden Häuser waren hier durch ein enges Sackgässchen getrennt, das kaum drei Ellen breit war und in das sich selten jemand verirrte, nicht einmal die Sonne. Hier an diesem Fenster sass der Liebende lange Zeit in der Erwartung, seine Lukrezia durch Zufall zu sehen. Und er täuschte sich nicht. Denn plötzlich erschien sie an ihrem Fenster und blickte dahin und dorthin. — Wie geht es dir, Gebieterin meines Lebens? flüsterte er ihr zu. Wohin schaust du denn, mein Herz? Hieher, hieher, musst du sehen! Ich bin's, dein Euryalus! Ich, ich bin hier, schau nur! — Du hier, rief Lukrezia, o liebster Euryalus, endlich kann ich mit dir reden. Ja, wenn ich dir nur um den Hals fallen könnte! — Das ist kein grosses Wagnis, versetzte drauf Euryalus. Ich will eine Leiter hinüberlegen, schliess du dein Zimmer ab. Zu lange haben wir es aufgeschoben, unsrer Liebe uns zu freuen. — Vorsicht, Euryalus, wenn du mich nicht verderben willst. Hier, rechts von meinen Fenstern wohnt ein böser Nachbar und auf den Wirt da drüben können wir uns nicht verlassen. Um ein paar Batzen richtet er dich und mich zu Grunde. Wir müssen es anders anstellen. Es ist ja schon viel, wenn wir hier miteinander reden können. — Aber ich, erwiderte Euryalus, ich habe das Leben satt, wenn ich dich nicht endlich einmal fest in meinen Armen halten kann. — Das Gespräch, das sie in jenem Winkel führten, dauerte noch lange, und sie warfen sich mit einem Stab sogar Geschenke zu, wobei es schwer gewesen wäre zu entscheiden, wer von beiden spendabler war. Mittlerweile kam der Diener Sosias hinzu, merkte ihren Verkehr und sprach bei sich selbst: Umsonst hab ich also den beiden Liebenden Hindernisse in den Weg gelegt. Wenn ich nicht mit List dem Ding zuvorkomme, so wird meine Herrin zu Grunde gehn und Euryalus seine Ehre verlieren. Es ist schon viel, wenn ich von beiden Übeln das eine abwenden kann. Möge meine Herrin lieben, sofern es nur heimlich geschieht. Wenn nur die Sache nicht mit Mord und Totschlag endet. Ich will drum zu ihr gehen und ihr meine Hilfe anbieten. Mag ihre Reinheit nicht gerettet werden, so ist es genug,

die Ehre ihres Hauses zu behüten. Die Sinnenlust ist eine allgemeine Sünde der Menschen, aber der Kluge begeht sie insgeheim.
Während er so mit sich redete, sah er Lukrezia aus ihrem Schlafgemach herauskommen, näherte sich ihr und sprach: Warum habt Ihr mir nichts mehr von Eurer Liebe wissen lassen? Euryalus ist Euch also noch so teuer wie zuvor. Dass es nur ja geheim bleibt! Gebt nur acht, wem Ihr Euch anvertraut. Die erste Stufe der Weisheit ist, nicht zu lieben, die nächste, seine Liebe wenigstens geheim zu halten. Aber ohne einen Mitwisser werdet Ihr nicht weit kommen. Ihr wisst, wie sehr ich Euch ergeben bin. Wollt Ihr mir einen Auftrag geben, so stehe ich zu Diensten. Es wird meine höchste Sorge sein, alles geheim zu halten, damit Euch keine Strafe trifft und Euer Mann nicht ins Gerede der Leute kommt. — Du hast recht, Sosias, antwortete Lukrezia, und ich vertraue dir vollkommen. Ich weiss nicht wie es kam, aber du bist mir unzuververlässig vorgekommen. Jetzt, wo du dich freiwillig anbietest, nehm ich deine Dienste gerne an und fürchte nicht, von dir getäuscht zu werden. Du weisst, wie heftig ich verliebt bin und lange halt ich dies Feuer nicht mehr aus. Hilf mir, dass wir zusammenkommen. Euryalus ist krank vor Liebe, und ich sterbe. Wenn wir nur einmal beisammen gewesen sind, so werden wir uns eher mässigen können, und alles bleibt geheim. Geh also zu Euryalus und sage ihm, der einzige Weg, wie er zu mir gelangen könne, sei der: Heute in vier Tagen brächten uns die Landleute das Korn ins Haus. Er solle sich als Lastträger verkleiden und einen Getreidesack die Treppen hinauf in den Speicher tragen. Du weisst, mein Schlafzimmer hat eine Türe nach dieser Treppe. Richt nur alles ordentlich aus und sage dem Euryalus, ich wolle tagsüber dann zu Hause bleiben und rechtzeitig im Schlafzimmer sein. Er solle die Tür nur aufmachen, sobald er allein sei und zu mir eintreten.
Sosias übernahm wohl oder übel diesen schlimmen Auftrag, um grösseres Unheil zu vermeiden. Er suchte den Euryalus auf und setzte ihm alles auseinander. Jener hielt es für eine Kleinigkeit und klagte nur, dass es noch so lange gehe. So brachte also die Liebe den Euryalus dahin, dass er, der als vornehmer Herr und Günstling des Kaisers in Überfluss und Wohlleben aufgewachsen war, sich zum

Knecht erniedrigte, einen schmutzigen Kittel über seine seidenen Kleider anzog, sein Gesicht mit Farben unkenntlich machte und sich unter die Lastträger gesellte. — Derart verkleidet machte er sich also auf und betrat das Haus der Lukrezia. Daselbst belud er sich mit einem Kornsack, trug ihn auf den Estrich und war beim Herabkommen der letzte. Dann öffnete er leise die inmitten der Stiege gelegene Tür zum Schlafgemach und verschloss sie hinter sich. Und da sah er nun seine Lukrezia, allein mit einer Handarbeit beschäftigt und trat näher mit den Worten: Sei mir gegrüsst, du meines Lebens Glück und meine Hoffnung! Find ich dich hier allein? Kann ich dich endlich in meine Arme schliessen? Keine Mauer, keine Entfernung trennt mich mehr von deinen Küssen! — Obwohl Lukrezia selber dies alles angeordnet hatte, so erschrak sie doch über Euryalus' plötzlichen Eintritt und glaubte eher einen Geist zu sehen als ihn. Als er sie aber küsste und umarmte, erkannte sie ihn bald und sagte: Bist du es wirklich, mein liebster Euryalus? Und tief errötet schloss sie ihn fester in ihre Arme und drückte ihm einen innigen Kuss auf die Stirn. Dann fuhr sie fort: O Gott, in welche Gefahr hast du dich um meinetwillen begeben! Jetzt weiss ich, wie sehr du mich liebst. Jetzt habe ich deine Treue erprobt und bewährt gefunden. Aber auch du sollst mich nicht anders finden. Wenn nur der Himmel uns günstig ist. So lang meine Seele in mir lebt, werde ich niemand anderem angehören als dir. Meinen Mann hat man mir wider Willen aufgezwungen, und mein Gemüt weiss nichts von ihm. Wohlan denn, meine Lust und meine Wonne, wirf diesen Kittel ab und diesen Strick und zeig dich mir im Seidenkleid wie du bist! Und schon warf er die schmutzige Hülle von sich und strahlte in Purpur und Goldgewand vor ihren Augen, um sich der Liebe zu weihen, als plötzlich Sosias an die Türe klopfte und rief: Achtung, ihr Liebenden. Ich weiss nicht, was Menelaus hier sucht, aber er kommt eiligen Schrittes hieher. Macht schnell, dass Ihr nicht entdeckt werdet. — „Hier ist ein kleiner Schlupfwinkel" — sprach jetzt Lukrezia. „Es sind allerhand Kostbarkeiten darin aufbewahrt. Schnell da hinein. Es ist zwar finster, doch bist du sicher. Aber rühr dich nicht und räuspere dich auch nicht." Unschlüssig was er tun sollte, folgte Euryalus endlich ihrem Vorschlag. Sie schloss hernach die Türe auf und kehrte zu ihrer Hand-

arbeit zurück. Gleich darauf trat Menelaus mit einem Freund in ihr Gemach. Sie suchten einige Urkunden, die sich auf das Staatswesen bezogen. Als sie in den Truhen nichts fanden, meinte Menelaus: Vielleicht sind sie dort in unserem verborgenen Fach — geh, Lukrezia und hol ein Licht, wir wollen dort nachsehen.
Entsetzt über diese Worte, verlor Euryalus in seinem Versteck beinahe das Bewusstsein. Er begann schon seine Geliebte zu verabscheuen und dachte bei sich selbst: Mein Gott, was wird mit mir geschehen! Wie konnte mich nur mein Leichtsinn hieher treiben! Jetzt werde ich erwischt, büsse meine Ehre und des Kaisers Gunst und Gnade ein. Wenn ich nur mit dem Leben davon komme! Wer soll mich hier lebendig herausbringen? Das ist ausgeschlossen. Ich bin des Todes! O ich Narr, ich grösster Tor von allen. Ich hab's doch gewusst und bin trotzdem in diese Falle gegangen. Was sind das für Liebesfreuden, wenn man sie so teuer erkauft? Kurzer Genuss, dann aber lange Reue! Um der Liebe willen, deren Glück wie Rauch verfliegt, machen wir uns so viel Ungelegenheiten! Und so auch ich. Jetzt werde ich allen Leuten ein warnendes Beispiel sein. Alles wird über mich reden. Wie das herauskommen soll, weiss ich nicht. Wenn nur der Himmel mich erlösen wollte — nie wieder geh ich der Liebe in die Falle. O Gott, erlöse mich nur dieses Mal! Schone meiner Jugend. Rechne mir meine Torheit nicht an, sondern lass mich am Leben, damit ich Busse tun kann. Niemand kann mir helfen als du, mein Gott, allein. Komme ich jetzt davon, so soll keine List der Frauen mich mehr täuschen. —
In nicht minder verzweifelter Lage war Lukrezia, nur fürchtete sie nicht bloss für sich, sondern auch für den Geliebten. Aber sie fand in ihrer Geistesgegenwart dennoch plötzlich einen Ausweg und sagte: Hier, Menelaus, über dem Fenster habe ich ein Kästchen, in das du, wenn ich mich recht entsinne, Briefe hinein getan hast. Lass sehen, ob diese Urkunden nicht darin sind. Sie eilte nach dem Fenster, um das Kästlein zu holen, liess es aber scheinbar unabsichtlich aus dem Fenster fallen: O weh! rief sie, das Kästchen ist mir auf die Gasse hinuntergefallen. Lauft schnell, damit nicht ein Schmuckstück oder eine Urkunde verloren geht. Lauft doch! Was steht Ihr hier herum? Ich werde es vom Fenster aus nicht aus den Augen lassen, damit man nichts davon stehlen kann.

Und so lief denn Menelaus mit seinem Begleiter hinunter in die Gasse. Das Haus aber war nach toskanischer Bauart ziemlich hoch, und sie mussten viele Stufen hinuntersteigen, so dass inzwischen Euryalus sein Versteck mit einem andern, das ihm Lukrezia zeigte, vertauschen konnte. Mittlerweile sammelten die beiden Männer die herabgefallenen Schmuckstücke und Pergamente von der Gasse auf, und weil sie die gesuchte Urkunde darunter nicht fanden, machten sie sich über die verborgene Nische her, worin Euryalus eben noch gesteckt hatte. Dort fanden sie endlich das Gewünschte, grüssten Lukrezia und gingen wieder aus dem Hause.
Jetzt schob sie sogleich den Riegel vor die Tür und rief: Komm hervor, Euryalus, mein Allerliebster, jetzt sind wir sicher, jetzt können wir plaudern, wie es uns gefällt und niemand sieht uns, wenn wir uns umarmen. Das Schicksal wollte unseren Wünschen widerwärtig sein, aber der Himmel wollte zwei treue Liebende nicht im Stiche lassen. Komm jetzt in meine Arme, es ist nichts mehr zu befürchten. Was zauderst du? Hier bin ich, komm!
Euryalus überwand alsgemach den Schrecken und kam hervor. Er umarmte seine Geliebte und sprach: Noch nie hab ich eine so furchtbare Angst ausgestanden wie diesmal. Aber du bist es wert, dass man um deinetwillen so viel durchmacht. Ich habe ein solch köstliches Gut nicht teuer genug erkauft. Ja, ich wollte tausendmal sterben, könnte ich nach meinem Tod wieder lebendig werden und dich um diesen Preis erlangen. O mein Glück und meine Seligkeit! Träume ich oder sehe ich dich wirklich? Halte ich dich in meinen Armen? Ja, ja, du bist es, ich umfasse dich!
Lukrezia war mit einem dünnen Gewande bekleidet, das faltenlos ihre Glieder umgab und weder die Formen der Brust noch die Linien der Hüfte verbarg. Schneeweiss war ihr Hals, ihre Augen glänzten wie der Morgenstern, ihr Antlitz war in Heiterkeit verklärt, ihre Wangen hatten die Farbe von Lilien und Rosen, ihr Mund lächelte lieblich und bescheiden, ihre Brüste schwollen wie Orangen in holder Fülle empor und wogten und bebten vor Verlangen. Diesen Reizen konnte Euryalus nicht länger widerstehen und vergass alle Scheu und Zurückhaltung. Allein sie leistete Widerstand. Sie müsste auf ihre Ehre und ihren guten Namen bedacht sein.

Mehr als gute Worte und Küsse dürfe sie ihm nicht gewähren, Darob lächelte Euryalus und erklärte: Entweder weiss man es, dass ich zu dir gekommen bin oder man weiss es nicht. Wenn man's weiss, so wird kein Mensch glauben, dass nichts geschehen sei. Dann aber wäre es ein Unsinn, in üblen Ruf zu kommen für etwas, was man nicht einmal getan hat. Sind wir dagegen unbemerkt geblieben, so erfährt man auch dieses nicht. Ich will den Liebeslohn empfangen und lieber sterben, als dass ich ihn entbehre. — Aber es ist eine Sünde, meinte Lukrezia verschämt. — Freilich ist es eine Sünde, versetzte drauf Euryalus, nicht zu geniessen, was man geniessen kann. — Und so musste sich Lukrezia seinem Wunsche fügen. — Verschaffte ihnen auch der Genuss ihrer Liebe keine Sättigung, sondern nur um so heisseres Verlangen, so gedachte doch Euryalus der Gefahr und schied wider Willen von Lukrezia. Und weil er sich wieder als Lastträger verkleidet hatte, schöpfte niemand Verdacht.
Während er nach Hause ging, war er nicht wenig besorgt, man möchte ihn erkennen und sprach daher bei sich: Wenn mir jetzt der Kaiser begegnete und mich erkennte, wie würde er mich auslachen! Ich würde allen Leuten zum Gespött. Ich dürfte ihm nicht sagen, dass ich bei Lukrezia gewesen, denn er liebt sie selber. — Unter diesen Gedanken begegnete er dreien seiner Diener und ging unerkannt an ihnen vorbei. Erst zu Hause erkannten sie ihn, nachdem er sich wieder umgekleidet hatte. Da erzählte er ihnen sein Abenteuer und war selber erschreckt über die Gefahr, die er überstanden hatte. Zugleich erkannte er aber auch die Klugheit Lukretias, deren Geistesgegenwart ihn vor dem sichern Tod gerettet hatte. — Bald aber ermutigte ihn die Vorstellung ihrer Schönheit zu neuen Wagnissen. O, rief er vor Entzücken aus, wann schau ich wieder diese treuen Augen, wann vernehme ich wieder ihre süsse Stimme? Ach, ihr marmorweissen, wonnigen Glieder, wann schmiege ich mich wieder an euch? Wann beisse ich wieder in diese korallenen Lippen, wann spüre ich wieder das schelmische Zünglein in meinem Mund? Mein Freund, du hast keinen Begriff davon, wie schön sie ist. Wärst du bei mir gewesen! Wahrlich, Kandaules, der König von Lydien, hatte keine so schöne Frau wie diese. Ich wundere mich gar nicht, dass er sie seinem Freunde in voller

Nacktheit zeigen wollte, um dadurch noch mehr Genuss zu haben. Ich würde sofort dasselbe tun, wenn ich nur könnte, denn sonst kann ich dir nicht deutlich machen, wie herrlich schön sie ist, und welches Glück ich bei ihr genossen habe. So plauderte Euryalus zu seinem Freund. Aber auch Lukrezia war nicht weniger beglückt, nur hatte sie niemand, dem sie ihre Freude anvertrauen durfte. Dem Sosias alles zu berichten, hätte sie sich gescheut.
Zu dieser Zeit begab es sich, dass ein ungarischer Edelmann aus dem Gefolge des Kaisers sich in Lukrezia verliebte. Und da er selbst ein hübscher Mensch war, hielt er es für ausgemacht, dass auch er bei ihr Gegenliebe finde und meinte, es wäre nur ihre weibliche Schüchternheit zu überwinden. Denn nach allgemeiner Sitte unserer Frauen zeigte auch Lukrezia allen ein gleich freundliches Gesicht. So kam er denn vollends von Sinnen und wollte nicht ruhen, bis er die Gesinnung seiner Geliebten erfahren hätte. Nun war es bei den edlen Frauen von Siena eine herkömmliche Gewohnheit, dass sie ein am ersten Meilenstein gelegenes Kirchlein der hochgelobten Jungfrau Maria, Bethlehem genannt, öfters besuchten. So begab sich denn Lukrezia, von zwei Dienerinnen und einer Kammerfrau begleitet, ebenfalls dorthin. Der Edelmann ging ihr mit einem Veilchensträusschen nach, dessen Blätter vergoldet waren und der in seinem Grunde einen Liebesbrief auf einem winzigen Stückchen Papier verbarg. Das ist nichts Neues, denn Cicero erzählt sogar, er hätte einmal eine so klein geschriebene Ilias gesehen, dass die ganze in einer Nuss Platz gehabt hätte. Der Ungar stellte sich also den Damen vor und überreichte der Lukrezia den Strauss, doch sie wollte ihn nicht annehmen. Der Fremde wurde dringender und bat sie inständig. Da sagte die alte Kammerfrau: Nehmt doch die Blumen an, was ist denn weiter dahinter? Ihr könnt ja mit dieser Kleinigkeit einem andern eine Freude machen. Da folgte Lukrezia ihrem Rat und nahm das Sträusschen an, schenkte es aber schon nach wenigen Schritten einer ihrer Dienerinnen. Bald darauf begegneten ihnen zwei Studenten, welche die Veilchen ohne viele Umstände von dem Mädchen erhielten. Und als sie den Strauss auseinander nahmen, fanden sie zwischen den Stengeln das Liebesgedicht.

Bisher war das Volk der Studenten den sienesischen Frauen lieb und wert gewesen. Sowie aber des Kaisers Hof nach Siena kam, galten sie nichts mehr, weil die Frauen am Waffenklang jetzt mehr Gefallen hatten als an den Feinheiten der Literatur. Darüber waren die Studenten sehr aufgebracht und eifersüchtig, und sie suchten dem Gefolge des kaiserlichen Hofes allerlei Streiche zu spielen. Sowie sie den Brief in den Veilchen entdeckt hatten, eilten sie zu Menelaus und gaben ihm die Schrift zu lesen. Dieser lief wutentbrannt zu seiner Frau, fuhr sie an und machte im ganzen Hause Lärm. Lukrezia erklärt sich für unschuldig, setzt ihm den Hergang auseinander und ruft ihre Kammerfrau als Zeugin herbei. Die Sache kommt vor den Kaiser, man führt Klage und der ungarische Edelmann wird vorgeladen. Er bekennt, bittet um Entschuldigung und schwört, er wolle Lukrezia nie mehr behelligen! Im stillen aber wuchs seine Liebe dadurch nur noch mehr. — Bald darauf kam der Winter heran. Der Südwind hörte auf, und statt dessen zogen rauhe Stürme über das Land. Vom Himmel fiel Schnee, und die ganze Stadt Siena geriet darob in Jubel und rüstete sich zu Wintervergnügungen. Die Frauen warfen Schneebälle hinunter in die Gasse, die Jünglinge hinwieder schickten solche zu den Fenstern empor. Diese Gelegenheit ergriff der Ungar. Er schrieb einen neuen Liebesbrief, umkleidete ihn mit Wachs, formte darum einen Schneeball und warf ihn der Lukrezia ins Fenster. Aber das Schicksal war ihm auch diesmal nicht hold, denn der Schneeball entglitt ihren Händen und rollte ins Zimmer zum Kamin, wo der Schnee samt dem Wachs zerschmolz und der Brief zum Vorschein kam, den die Mägde, welche sich am Feuer wärmten, sofort dem anwesenden Menelaus vorlasen. Jetzt kam es zu einem neuen Skandal, so dass der ungarische Edelmann eiligst aus der Stadt flüchten musste. Dieser Vorfall kam dem Euryalus sehr zu statten, weil Menelaus ihn mittlerweile ganz aus dem Augenmerk verlor. So hatte er freien Spielraum, und es bewährte sich das Sprichwort: Nicht leicht ist es, etwas zu behüten, wenn viele darnach Verlangen tragen.

Nach dem ersten Liebesgenuss ersehnten die beiden ein zweites Beieinandersein. Nun befand sich zwischen dem Hause der Lukrezia und dem benachbarten Gebäude, wie schon erzählt, ein schmales

Gässchen, und wenn man mit den Füssen an beiden Wänden ansperrte, so war das Emporklimmen zu Lukrezias Fenster nicht schwer. Aber das konnte man nur nachts unternehmen. Einstmals wollte Menelaus auf sein Landgut reisen und dort übernachten, und diesen Tag konnten die Liebenden vor Freude kaum erwarten. Menelaus begab sich wirklich auf den Weg, und Euryalus schlich verkleidet in das enge Gässlein, wo Menelaus einen Stall hatte. Dort verbarg er sich auf den Rat des Dieners Sosias im Heu und wartete die Nacht ab. Da kam Dromo, der andre Diener des Menelaus, der die Pferde zu besorgen hatte und nahm, um die Krippe zu füllen, Heu hinweg ganz in der Nähe, wo Euryalus versteckt lag. Und er würde fortgefahren und den Liebhaber gewiss mit der Heugabel durchstochen haben, wäre nicht Sosias rasch hinzugeeilt und hätte zu dem Knechte gesagt: Lieber Freund, lass mich den Pferden Futter geben, und schau du unterdessen nach, ob unser Abendessen fertig ist. Gott sei Dank, dass der Herr fort ist. Bei der Frau haben wir's immer besser als bei ihm. Sie ist immer freigebig und artig mit uns, er aber ist jähzornig und geizig, schreit uns an, und es ist schwer, mit ihm zu verkehren. Nie haben wir's gut, solange er da ist. Du weisst, wie wir bei ihm Hunger leiden müssen und wie er selber hungert, um uns ja nicht viel geben zu müssen. Nicht einmal die Krumen schimmligen Brotes gönnt er uns und schliesst ein, was vom gestrigen Essen übriggeblieben ist, um uns dann am Abend die gleichen Flussfische und Heringe wieder vorzusetzen. Ja sogar den Schnittlauch zählt er genau nach. Pfui, wer durch solches Knausern reich wird. Es ist gar zu dumm, wie ein Bettler zu darben, um schliesslich als reicher Mann zu sterben. Wie viel gütiger ist dagegen unsere Frau, die uns Kalbsbraten und junge Böcklein, Hühner sogar und Tauben zu essen gibt und guten Wein in Fülle. Geh, Dromo und schau nach, dass wir heute etwas Rechtes zu essen bekommen. — Ich gehe schon, antwortete Dromo, ich putze auch lieber den Tisch, als dass ich die Pferde striegle. Heut hab ich den Herrn aufs Land begleitet, aber hol ihn der Teufel, nicht ein Wörtlein hat er dabei mit mir geredet, ausser am Abend, als er mich heim zu den Pferden schickte und der gnädigen Frau sagen liess, dass er heute Nacht nicht zurückkäme.

Es freut mich, Sosias, dass dir diese Art unseres Herrn auch endlich zuwider ist. Ich hätte schon längst den Dienst gewechselt, wenn mich nicht die Frau mit ihren guten Leckerbissen festhielte. Heut Nacht gehen wir nicht schlafen, sondern wir wollen trinken und schmausen, bis der Morgen graut. Bei Gott, der Herr soll uns in einem ganzen Monat nicht so viel abknausern, als wir bei einem einzigen Nachtessen vertilgen." — Euryalus hörte in seinem Versteck diesem Gespräch mit Befriedigung zu und merkte sich diese Dienerart, wusste aber, dass es bei ihm zu Haus auch nicht anders zuginge, wenn er fort sei.
Sowie Dromo weggegangen war, kam er aus dem Heu hervor und sagte: „Dir, Sosias, werd ich diese herrliche Nacht zu verdanken haben, der du mich hieher geführt und trefflich gesorgt hast, dass ich nicht entdeckt wurde. Du bist ein wackrer Mann und ich hab dich drum auch lieb und du wirst bald sehen, dass ich nicht undankbar bin." — Die verabredete Stunde war gekommen und Euryalus, der schon zwei Gefahren glücklich entronnen war, stieg rüstig die Mauer empor und gelangte durch das offene Fenster zu Lukrezia in das Zimmer, wo sie ihn, am Kaminfeuer sitzend, mit einem reichlichen Imbiss bereits erwartete. Sowie sie ihren Geliebten sah, sprang sie auf und eilte ihm entgegen. Sie liebkosten und küssten sich und verbrachten die seligsten Stunden. Aber wie kurz dauern die Freuden, wie lang die Sorgen dieser Welt! Kaum war Euryalus so recht von Herzen glücklich, so störte wieder Sosias und meldete, Menelaus sei zurückgekommen. Euryalus erschrak und wollte sich davonmachen. Schnell verbarg Lukrezia unterdessen Wein und Speisen und eilte ihrem Manne entgegen, in die Halle, wo die Familie zu speisen pflegte und bemühte sich, ihren Mann dort festzuhalten, um Euryalus Zeit zur Flucht zu geben. Sie begrüsste also Menelaus mit den Worten: „Wie gut, dass du zurück bist! Ich lebe immer in Angst, wenn du fort bist, denn ohne dich finde ich keinen Schlaf. Drum wollen wir zu Nacht essen und dann ins Bett gehen!" — Aber Menelaus hatte bereits auf dem Landgut zu Abend gegessen und wollte gleich ins Schlafzimmer hinauf sich zur Ruhe legen. Da sprach Lukrezia: „Ich merke wohl, du hast mich nicht mehr lieb, sonst hättest du nicht ohne mich zu Nacht gegessen.

Ich mochte, derweil du fort warst, weder essen noch trinken. Übrigens sind die Landleute aus Rosalia gekommen und brachten uns Trebianerwein. Ich habe ihn aus Missmut noch nicht versuchen wollen. Jetzt aber bist du hier. Da wollen wir, wenn es dir recht ist, in den Keller gehen und den Wein kosten, ob er auch wirklich so gut ist, wie die Bauern sagten." — Und nach diesen Worten nahm sie eine Laterne in die rechte und ihren Mann bei der linken Hand und stieg mit ihm in den untersten Keller, wo sie so lange bald aus diesem Kruge, bald aus jenem mit ihm trank und den Wein probierte, bis sie gewiss war, dass Euryalus inzwischen entronnen sein konnte. Dieser hatte auch richtig die Flucht ergriffen und kam etwas verstimmt nach Hause.

Am andern Morgen liess Menelaus, sei es aus Vorsicht oder aus Argwohn, jenes Fenster nach dem Gässlein zumauern, da er merkte, dass es gar leicht wäre, auf diesem Weg zu seiner Gattin zu gelangen. Er wusste zwar nichts sicheres, aber es war ihm nicht verborgen geblieben, dass man seine Frau stets mit Bitten belästigte. Auch kannte er die Unbeständigkeit des weiblichen Gemüts, das soviel Launen hat, als es Blätter an den Bäumen gibt. So hatten die beiden Liebenden keine Möglichkeit mehr, zusammenzukommen. Und auch Briefe zu schicken ging nicht mehr an, denn auch der Wirt jener Weinschenke hinter Lukrezias Hause, von wo aus Euryalus mit ihr hatte reden und ihr Briefe zuwerfen können, wurde auf Veranlassung des Menelaus von dem Rat der Stadt vertrieben. Es blieb ihnen also nichts übrig, als sich zu sehen und sich durch Winke zu verständigen. Der letzten Liebesfreuden konnten sie sich nicht mehr freuen. Das schaffte ihnen bittre Sehnsucht.

Euryalus sann hin und her und überlegte, was zu tun wäre. Da fiel ihm ein, er könnte doch den zuerst abgelehnten Versuch machen, den Pandalus, den früher bereits erwähnten Vetter des Menelaus ins Vertauen zu ziehen. Er bat ihn also zu sich, führte ihn in ein abgelegenes Zimmer seines Hauses und sprach hierauf: „Nimm Platz hier, lieber Freund, ich habe eine wichtige Sache mit dir zu besprechen, wobei ich dreier Eigenschaften bedarf, die ich in dir zu finden hoffe, nämlich: Treue, Eifer und Verschwiegenheit. Schon lange wollte ich dich in mein Geheimnis ziehen, aber damals kannte

ich dich noch nicht ganz. Jetzt kenne ich deinen erprobten Charakter und liebe dich. Und wenn ich auch sonst nichts Gutes von dir wüsste, so würde ich dich schon deshalb schätzen, weil alle deine Mitbürger dich loben und meine Bekannten, mit denen du Freundschaft geschlossen, mir viel Gutes von dir erzählten. Und da wir nunmehr als Freunde verkehren, so will ich dir sagen, was ich von dir wünsche. Du weisst, wie sehr wir Menschen nach Liebe verlangen und wie es im Wesen der Liebe liegt, dass sie um so heftiger entbrennt, je grössere Hindernisse sich ihr in den Weg stellen. Und dafür gibt es kein besseres Heilmittel als die geliebte Person möglichst viel um sich zu haben. Wie viele Männer und Frauen haben zu unserer Zeit und in früheren Epochen dadurch, dass sie nicht zusammenkamen, einen traurigen Tod erlitten. Dagegen haben viele nach erlangtem Genuss sich wieder von der Raserei befreit. Es ist also das Klügste, dem Ungestüm der Liebe nachzugeben, denn wer gegen den Sturm steuert, der leidet Schiffbruch. Ich sage dies, um dir, mein Pandalus, zu offenbaren, dass ich Lukrezia liebe. Daran bin freilich nicht ich schuld, sondern das Schicksal. Ich habe die Sitten und Gebräuche von Siena nicht gekannt. Ich war der Meinung, eure Frauen fühlten wirklich das, was in ihren Augen zu lesen ist. Aber sie betören einen und lieben doch nicht. Ich glaubte Lukrezia sei mir hold, da sie mich mit freundlichen Blicken anschaute, und ich liebte sie. Als ich jedoch merkte, dass ich im Irrtum war, befliss ich mich mit allen Mitteln, sie mir geneigt zu machen und nach vieler Mühe hab ich es dahin gebracht, dass sie mich gleich heftig liebt. Aber wir müssen beide sterben, wenn du uns nicht hilfst. Ihr Mann und sein Bruder beaufsichtigen sie. Ich kenne eure Familie und weiss, dass euer Geschlecht zu den vornehmsten, reichsten und mächtigsten dieser Stadt gehört. Wollte Gott, ich hätte Lukrezia nie gesehen! Aber wer kann dem Schicksal entrinnen? Nicht ich habe sie auserwählt, sondern der Zufall fügte es, dass ich sie kennen lernte. So steht die Sache. Noch ist unsere Liebe geheim geblieben, aber durch die geringste Unvorsichtigkeit kann ein grosses Unglück daraus entstehen. Ich könnte mich vielleicht bezähmen, wenn ich einfach von hier abreiste. Mir wäre es zwar schrecklich, aber eurer Familie würde ich ver-

mutlich einen grossen Dienst erweisen. Wenn es nur etwas nützte, denn ich kenne ihre Leidenschaft. Entweder folgt sie mir nach, oder, wenn sie gezwungen ist, hier zu bleiben, so bringt sie sich um, was für euer Haus in beiden Fällen eine unauslöschliche Schmach bedeuten würde. Das ist es, was ich dir sagen wollte. Darum bitte ich dich, ermögliche es, dass Lukrezia und ich insgeheim zusammenkommen. Du kennst die Zugänge des Hauses, du weisst, wann ihr Mann ausgegangen ist und weisst, auf welche Weise du mich hineinschmuggeln kannst. Und vor allem musst du auf den Bruder Agamemnon aufpassen, denn der behütet Lukrezia fortwährend. Auf jedes Wort, jeden Blick, jedes Seufzen, Räuspern, Husten und Lachen gibt er acht. Der muss zum Narren gehalten werden und das ist nicht möglich ohne dich. Komm also und verständige mich davon, wenn der Mann fort ist. Und wenn sein Bruder dableibt, so beschäftige ihn, damit er nicht auf sie aufpasst. Du könntest mich doch zuweilen, wenn alles schläft, zu ihr führen, und so ist alles gut. Du rettest dadurch nicht allein die Ehre des Hauses, sondern das Leben deiner Muhme und des Menelaus Ansehen. Denn besser ist es noch, sie bringe eine Nacht mit mir zu — im Fall es niemand weiss — als dass sie ihn vor aller Welt verlässt und mir nachläuft. Man könnte vielleicht einwenden, ein Weib, das so etwas begeht, verdient den Tod durchs Schwert oder durch Gift. Aber wehe dem, der sich mit Blut befleckt und ein Vergehen mit einem Verbrechen sühnen will. Gefahren bedrohen uns zwar so oder so, aber dies ist doch vielleicht der beste Ausweg. Kannst du uns nicht aus dieser Lage helfen — dann ist alles verloren. Ich bitte dich, hilf und errette sie, mich und dein Haus. Ich werde dir dafür erkenntlich sein. Du weisst, wie viel ich beim Kaiser gelte. Hast du einen Wunsch, so will ich ihn erfüllen. Vor allen Dingen verspreche ich dir mit meinem Ehrenwort, dass du zum Pfalzgrafen erhoben werden sollst und dass auch deine Nachkommen diesen Titel führen dürfen. Und so empfehle ich dir Lukrezia, unsere gemeinsame Liebe und Ehre und das Wohl deines und ihres Hauses. Es kommt alles nur auf deinen Entscheid an. Du kannst es zum Guten oder Bösen lenken."

Pandalus lächelte, als er diese Rede gehört hatte und antwortete nach einer Weile: „Wäre das alles nur nie geschehen, mein lieber

Euryalus! Aber die Sache ist nun schon so weit gediehen, dass ich wohl oder übel tun muss, was du von mir begehrst, wenn ich nicht die Ehre meines Hauses untergraben will oder bewirken, dass ein riesiger Skandal entsteht. Lukrezia hat mich übrigens schon in ihre Liebe eingeweiht und ich weiss, dass sie sich mit einem Dolch umbringt oder sich aus dem Fenster stürzt, wenn ich nicht eingreife, denn ihre Ehre und ihr Leben sind ihr bereits gleichgültig. Ich sagte ihr damals ganz offen meine Meinung, suchte sie zu beschwichtigen, aber ich richtete nichts bei ihr aus. Nichts hat für sie Reiz als du allein. An dich einzig denkt sie Tag und Nacht, dich will sie, dich ersehnt sie, mit dir allein beschäftigen sich ihre Gedanken. Oft rief sie mich mit deinem Namen an und sprach zu mir: ‚Ich bitte dich, hör einmal Euryalus!' — Sie ist von der Liebe völlig verwandelt. Sie ist nicht mehr dieselbe. Wie tut es mir weh! Denn keine in der ganzen Stadt war so gesittet und klug wie sie. Wie wundersam, dass die Liebe eine solche Gewalt über die Seele des Menschen hat. Es muss hier geholfen werden, und es gibt auch wirklich kein anderes Mittel als das du angegeben hast. Ich will mich der Sache annehmen und es dir sagen, wann der Augenblick gekommen ist. Dank verlange ich dafür keinen, denn es schickt sich für einen rechtschaffenen Menschen nicht, eine Erkenntlichkeit anzunehmen, wenn er es nicht verdient. Ich tue es bloss, um unsere Familie vor Schimpf und Schande zu bewahren und wenn dir dadurch ein Gefallen geschieht, so ist das weiter kein Verdienst von mir." — „Ich möchte dir aber meine Dankbarkeit beweisen," erwiderte Euryalus, „und dich, wie erwähnt, zum Pfalzgrafen machen, es sei denn, dass du auf diese Würde nichts gibst." — „Ich verschmähe sie nicht," entgegnete Pandalus, „aber ich möchte sie nicht dieser Sache zu verdanken haben. Hätte ich dich, ohne dass du es wusstest, zu Lukrezia bringen können, so wäre es mir lieber gewesen. Lebe wohl." — „Gott behüte dich," rief Euryalus, „du hast mir mein Leben wiedergegeben. Nun geh ans Werk und mach, dass Lukrezia und ich bald wieder zusammenkommen."
Vergnügt und hocherfreut ging Pandalus von dannen, einesteils, weil er die Gunst eines so vornehmen Mannes erworben hatte, andererseits, weil er sich schon zur Pfalzgrafenwürde erhoben sah, wonach

er um so grösseres Verlangen trug, je weniger er es sich merken liess. Denn viele Männer benehmen sich wie die Frauen, die, wenn sie etwas gar gern hätten, oftmals versichern, sie wollen es nicht. — Einige Tage nach dieser Unterredung entstand auf dem Lande unter den Leuten des Menelaus eine Rauferei, wobei einige, die zuviel getrunken hatten, im Streit erstochen wurden. Um diese Sache zu ordnen, musste Menelaus fort. Und so wurde verabredet, Euryalus solle etwa um Mitternacht am Hause der Lukrezia warten, bis er den Pandalus pfeifen höre. Menelaus war bereits weggeritten und vom Himmel senkte sich die Sternennacht hernieder. Die Geliebte harrte ungeduldig in ihrem Schlafzimmer. Euryalus lauerte vor dem Tore, horchte aber vergebens auf den vereinbarten Pfiff oder das Räuspern. Schon war die Stunde vorüber und sein Diener riet ihm, zu gehen, er sei ja nur gefoppt worden. Aber das Scheiden fiel dem Verliebten allzu schwer und er fand bald den, bald jenen Grund zum Bleiben. Pandalus hatte nämlich deswegen nicht gepfiffen, weil der Bruder des Menelaus zu Hause geblieben war und alle Eingänge verwahrte, damit nichts geschehen könnte. Er machte nicht Miene, schlafen zu gehen, bis jener zuletzt ungeduldig zu ihm sagte: „Wollen wir denn heute Nacht nicht schlafen gehen? Es ist längst Mitternacht vorüber und ich bin schrecklich müde. Ich wundere mich, dass du als junger Mann die Natur der Greise haben solltest, die zu ausgetrocknet sind, um Schlaf zu finden und erst gegen Morgen ein wenig schlummern, wenn man schon wieder aufstehn sollte. Gehn wir doch endlich zu Bett. Was hat diese Wachsamkeit für einen Zweck?" „Also gut," erwiderte Agamemnon, „wenn es dir doch lieb ist. Nur muss ich vorerst die Türen noch nachsehen, ob sie genügend verschlossen sind, damit keine Diebe hereinkommen." Sie gingen also zur Haustür und er schob noch diesen und jenen Riegel vor. Dann war da noch eine schwere Eisenstange, die kaum zwei Mann auflüpfen konnten. Er bemühte sich eine Weile vergebens, sie in die Höhe zu heben und sprach darum zu Pandalus: „Komm, hilf mir bitte, ich möchte diese Stange noch quer an die Haustüre legen, dann können wir ruhig schlafen gehen." — Euryalus hörte draussen diese Worte und dachte schon bei sich: Alles ist aus, wenn dieses Eisen vorgelegt wird. — Aber Pandalus versetzte: „Was fällt dir ein,

Agamemnon? Du verrammelst ja die Tür, wie wenn wir in unserm Haus belagert würden. Sind wir denn in unsrer Stadt nicht sicher? Es ist doch eine freie Stadt und wir haben ja Frieden, und die Florentiner, mit denen wir Krieg führen, sind weit. Wenn du vor Dieben Angst hast, so sind diese Schlösser genügend. Vor Feinden aber kann dich dieses Haus ohnehin nicht schützen. Ich will mir heute Nacht nicht noch eine solche Last aufbürden, denn mir tun die Schultern weh und ausserdem hab ich einen Bruchschaden und darf nichts Schweres heben. Lüpf du's allein oder lass es bleiben." — „Na, so lassen wir's bleiben," sagte Agamemnon und ging schlafen. — Da sprach Euryalus draussen: „Ich will noch eine Stunde warten, vielleicht dass doch noch jemand kommt und mir aufmacht." — Den Diener verdross das Warten und er verwünschte seinen Herrn, der ihm seinen Schlaf vorenthielt. Doch bald darauf sah Euryalus durch einen Spalt, wie seine Geliebte die Treppe herunterkam mit einem Lichtlein in der Hand. Euryalus drückte sein Gesicht an die Türe und sprach: „Gott grüsse dich, meine teure Lukrezia." — Sie erschrak jedoch und wollte zuerst fort. Dann besann sie sich und fragte: „Wer ist da?" — „Dein Euryalus," entgegnete er, „mach auf, mein Herz, ich warte schon die halbe Nacht." — Lukrezia erkannte die Stimme, da sie aber fürchtete, sie wäre verstellt, wagte sie nicht eher aufzutun, als bis er ihr ein heimliches, ihnen allein bekanntes Zeichen gab. — Jetzt schob sie mit grosser Anstrengung die Riegel zurück. Weil aber noch mehrere eiserne Vorrichtungen das Tor verschlossen, die ihr zu schwer waren, so brachte sie die Tür kaum einen halben Fuss breit auf. „Das schadet nichts," sagte Euryalus, machte sich schmal und drängte sich hindurch. Und schon hielt er die schöne Frau in seinen Armen, derweil der Diener draussen blieb und Wache stehen musste.

Da verlor aber Lukrezia plötzlich, sei es aus übermässiger Furcht oder aus allzu grosser Freude in Euryalus' Armen das Bewusstsein. Sie wurde blass und stumm, die Augen fielen ihr zu, und man hätte sie für tot halten können, wenn nicht ihre Körperwärme und der Pulsschlag geblieben wäre. Euryalus war bestürzt und wusste nicht, was tun, denn er dachte: gehe ich hinweg und verlasse sie in diesem Zustand, so bin ich an ihrem Tode schuld. Bleibe ich, so kommt Agamemnon oder das Hausgesinde hinzu und dann bin ich verloren.

O du unselige Liebe. Wie viel mehr Bitternis als Süssigkeit hast du! Wie vielen Gefahren hast du mich schon ausgesetzt! Jetzt hat mir wahrlich nur noch dies gefehlt, dass mir Lukrezia in meinen Armen stirbt. Warum hast du mir nicht lieber den Tod gegeben? Wie viel schöner wäre es für mich, in ihrem Schoss zu sterben, als dass sie an meiner Brust den Geist aufgibt. — Dann gewann aber doch wieder die Liebe die Oberhand. Er kümmerte sich nicht mehr um sein eigenes Heil, sondern blieb bei ihr. Er hob den leblosen Körper höher, küsste sie, bedeckte sie mit Tränen und sprach: „Ach Lukrezia, was ist dir? Warum hörst du nicht? Warum gibst du keine Antwort? Öffne doch die Augen, ich beschwöre dich, und schau mich an. Warum lachst du nicht wie sonst? Ich, dein Euryalus, bin da und umarme dich, mein Herz! Warum küssest du mich nicht? Bist du tot oder schläfst du? Wenn du sterben wolltest, warum hast du mir's nicht gesagt? Wenn du nicht mehr hörst, o dann soll mir das Schwert hier ins Herz fahren und der Tod uns vereinigen. Meine Wonne und meine einzige Hoffnung, du bist noch nicht tot, ich seh's. Du bist noch warm, du atmest noch. Warum redest du nicht mit mir? So also willst du mich empfangen? Ist das die Nacht, die du mir gewähren wolltest? Auf, ich bitte dich, dein Euryalus ist da." Unter solchen Reden benetzte er ihre Schläfe und Stirne mit Tränen, dass sie wie durch Rosenwasser dadurch erquickt ward und wieder zu sich kam. Und als wäre sie aus einem tiefen Schlaf erwacht, sprach sie, als sie den Geliebten erblickte: „Weh mir, Euryalus, wo bin ich gewesen? Warum hast du mich nicht lieber sterben lassen? Ich wäre in deinen Armen so selig entschlafen! Könnt ich nur so entschlummern, bevor du diese Stadt verlässest!"
Hierauf führte sie den geliebten Mann leise in ihr Schlafgemach, wo sie eine Nacht hatten, wie sie selten zwei Menschen zuteil wird. Er küsste ihr Mund, Wangen und Augen, hob manchmal die Decke und betrachtete mit Entzücken ihre schönen Glieder, indem er ausrief: „O Lukrezia, ich finde herrlicheres als ich gedacht. Wie werde ich nun belohnt für alle Not. Wer wollte um deinetwillen nicht so etwas durchmachen? O göttlicher Busen, halt ich dich endlich? Und ihr, zarte Brüste, fass ich euch wirklich mit meinen Händen? Und o, ihr runden Glieder, und du, duftender Körper, umfang ich dich wirklich? Jetzt wäre es so schön zu sterben, da unsere Liebe

so morgenfrisch, so gross und ungetrübt ist! Bist du es, meine Geliebte, oder träumt es mir nur? Ist dieser Genuss wirklich oder bin ich von Sinnen? Nein, ich träume nicht, es ist alles Wahrheit. O wonnigliches Küssen, o himmlisches Umschlungensein, o honigsüsses Beissen! Niemand ist glücklicher und seliger als ich. Aber ach, wie vergehen diese Stunden so schnell! Warum entfliehst du schon, neidische Nacht? Bleibe noch, Sonne, und verweile noch unter der Erde! Warum spannst du so früh deine Rosse schon an, Apoll? Lass sie noch grasen ein Weilchen. Gib mir eine Nacht, wie Alkmene sie hatte. Und du Aurora, warum verlässest du so rasch das Lager deines Thiton? Wärest du ihm so lieb, wie mir Lukrezia, so liesse er dich nicht so früh aufstehn. Nie ist mir eine Nacht so schnell herumgegangen wie diese, obwohl ich bei den Britanniern und Daciern war." So jubelte Euryalus und nicht weniger glücklich war Lukrezia. Keinen Kuss und kein Wort liess sie unerwidert und sie ward auch in ihrer Liebe so wenig ermüdet wie er. — Als aber die Nacht verging und die Morgenröte emporstieg, da mussten sie scheiden. Und nachher verflossen viele Tage, ohne dass sie sich wieder sehen konnten, denn täglich wurde die Überwachung strenger. Aber die Liebe überwand auch diese Hindernisse und fand einen Weg, dass sich die beiden öfter aneinander freuen konnten.

Inzwischen hatte sich der Kaiser mit dem Papst Eugenius ausgesöhnt und wollte gen Rom eilen, weshalb auch Euryalus die Stadt Siena verlassen musste. Das erfuhr Lukrezia und so schrieb sie ihm folgenden Brief:

„Könnte ich dir zürnen, so wäre ich böse, dass du mir deine Abreise nach Rom geheim gehalten hast. Aber ich liebe dich mehr als mich selbst und es gibt nichts, was mich gegen dich aufbringen könnte. Ach, mein Herz, warum sagtest du mir's nicht, dass der Kaiser von hier wegzieht? Er macht sich zur Abreise bereit und du wirst nicht hier bleiben, das weiss ich. Mein Gott, was soll dann aus mir werden? Wenn du mich verlässest, so lebe ich keine zwei Tage mehr. Ich netze diesen Brief mit meinen Tränen. Ich beschwöre dich bei deinem eidlichen Versprechen: wenn ich dir jemals Gutes erwiesen habe, so erbarme dich meiner. Ich bitte dich nicht, dass du hier bleibest, sondern dass du mich mitnehmest. Ich will der-

gleichen tun, als ginge ich mit meiner alten Kammerfrau hinaus zur Bethlehemskapelle. Du stellst dort zwei oder drei von deinen Dienern auf, die mich ergreifen und dann wegführen. Es ist nicht schwer, eine willige Frau derart zu entführen. Und meinem Mann tust du kein Unrecht. Er verliert mich doch so oder so. Willst du mich aber nicht mitnehmen, so muss ich sterben. Aber du wirst nicht so grausam sein, eine Totgeweihte zu verlassen, die dich stets mehr geliebt hat, als sich selbst." — Hierauf antwortete Euryalus:
Wenn ich dir meine Abreise verschwiegen habe, liebste Lukrezia, so geschah es bloss deshalb, um dich nicht früher als nötig zu betrüben. Ich kenne dein tiefes Gemüt und weiss, wie schwer du alles nimmst. Die Abreise des Kaisers nach Rom schliesst ja nicht aus, dass er wiederkehrt. Denn wenn wir Rom nachher verlassen, so führt uns der Weg nach Hause ja wieder über Siena. Sollte aber der Kaiser einen andern Rückweg wählen, so kannst du sicher sein, dass ich nicht eher in mein Vaterland zurückkehre, als bis ich vorher wieder hier gewesen bin. Tröste dich also und fasse Mut, mein Herz. Höre auf, dich weiter zu quälen, sondern sei heiter und froher Dinge. Was du über die Entführung sagst, so wäre es natürlich für mich das liebste und herrlichste und ich könnte mir keine grössere Freude vorstellen, als dich immer um mich zu haben und zu umarmen, wann ich will. Aber ich muss mehr auf deine Ehre bedacht sein als auf meine Wünsche, denn die Treue, die du mir erweisest, verpflichtet mich dazu, dir einne ehrlichen und aufrichtigen Ratschlag zu erteilen. Du bist doch aus sehr vornehmem Geschlecht und hast in eine adelige Familie geheiratet. Du geniessest ferner den Ruf einer ebenso schönen als sittenstrengen Frau und zwar nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland, Ungarn, Böhmen und im ganzen Norden weiss man von dir. Wenn ich dich nun entführte, so wäre es mir freilich ganz gleichgültig, was man von mir sagt, aber welche Schande würdest du den Deinen machen, welchen Kummer würdest du der Mutter bereiten, wie würde man von dir reden, welches Geklatsch ginge durch die ganze Stadt: Ist das die Lukrezia, die man für treuer hielt als die Gattin des Brutus? und für besser als die keusche Penelope des Odysseus? Mit einem Fremden geht sie durch und lässt Haus, Eltern und Heimat im Stich! Himmel, wie

würde es mich schmerzen, wenn ich derart über dich reden hörte! Bis jetzt ist unsere Liebe geheim geblieben und es lobt und ehrt dich jedermann. Die Entführung jedoch brächte alles in Aufruhr und du würdest alsdann mehr geschmäht als jetzt gepriesen. Aber gesetzt, wir liessen alle Leute reden, so könnten wir unsrer Liebe doch nicht froh werden, denn ich stehe, wie du weisst, im Dienst des Kaisers. Er hat mich zu einem angesehenen und reichen Mann gemacht und ich kann ihn nicht verlassen, ohne alles einzubüssen. Und wie vermöchte ich dich hernach standesgemäss zu erhalten? Wenn ich hingegen am Hofe bliebe, so hätten wir wenig Ruhe, denn fast alle Tage wären wir wo anders und der Kaiser hat sich nach Kriegsgebrauch noch nie so lange in einer Stadt aufgehalten, wie hier in Siena. Wenn ich dich nun überall mitnähme und wie eine Dirne im Lager hätte, so kannst du dir ausdenken, wie ehrlos dies für uns beide wäre. Darum beschwöre ich dich, liebste Lukrezia, gib diesen Gedanken auf und nimm Vernunft an. Überlass dich deiner Leidenschaft nicht mehr als für dich gut ist. Ein anderer Liebhaber riete dir vielleicht anders und bäte dich, mit ihm zu fliehen, um dich so lang als möglich zu geniessen, ohne Rücksicht auf die Zukunft. Aber ein solcher liebte dich nicht recht, wenn er mehr auf seine Begierden hörte als auf deine Ehre. Ich rate dir dein Bestes, Lukrezia. Ich bitte dich also: bleibe hier und zweifle nicht an meiner Wiederkehr. Ich will dafür sorgen, dass der Kaiser alles, was er in der Toskana zu schaffen hat, mir überträgt. Auch will ich mir Mühe geben, dass ich ohne Verlust deines guten Rufes mit dir beisammen sein kann. Lebe nun wohl und bleib mir treu. Glaube, dass ich nicht ohne schweren Kummer von dir scheide. Nochmals behüt dich Gott, mein teures Lieb, lebe wohl!

Daraufhin wurde Lukrezia ruhiger und schrieb zurück, sie füge sich. Einige Tage später reiste Euryalus wirklich mit dem Kaiser fort von Siena nach Rom und war noch nicht lange dort, als er vom Fieber ergriffen wurde. So gesellte sich zu seiner Liebesglut noch dieses Feuer, um ihn völlig zu verzehren, und nur den grössten Anstrengungen der Ärzte gelang es, ihn vom Tode zu erretten. Der Kaiser besuchte ihn jeden Tag, tröstete ihn und gab den Auftrag, kein Heilmittel unversucht zu lassen. Am meisten aber trug zu seiner

Genesung ein Brief Lukrezias bei, aus dem er ersah, dass sie noch lebe und gesund sei. Bald darauf nahm das Fieber ab und er konnte wieder aufstehen, um der Krönung des Kaisers beizuwohnen, wobei er selbst zum Ritter erhoben wurde und die goldenen Sporen erhielt. Als der Kaiser später nach Perugia reiste, blieb Euryalus noch in Rom zurück, da er noch nicht völlig hergestellt war. Dann eilte er nach Siena, wiewohl er noch schwach und abgezehrt aussah. Drei Tage blieb er dort, doch konnte er Lukrezia nur sehen, dagegen nicht sprechen. Sie schrieben sich wieder Briefe hin und her und berieten sich abermals über die Flucht. Als ihm jedoch alle Zugänge zu seiner Geliebten verschlossen blieben, benachrichtigte er sie, dass er abreisen müsse. Nie war ihr Zusammensein so süss gewesen, als jetzt das Scheiden schmerzlich war. Lukrezia stand an ihrem Fenster, Euryalus ritt unten vorbei. Ein jedes schaute mit nassen Augen in die des andern. Beide weinten. Und beiden war es, als würde ihnen das Herz aus dem Leibe gerissen. Wenn da jemand nicht weiss, was der Abschied beim Sterben bedeutet, der sehe sich die Trennung zweier Liebenden an, wie furchtbar ihr Schmerz ist. Denn im Tode trauert die Seele nur deshalb, weil sie den geliebten Körper verlassen soll. Ist die Seele entflohen, so empfindet der Körper nichts mehr. Wenn aber zwei Seelen durch Liebe aneinander gekettet sind, so ist ihre Trennung um so qualvoller, je inniger ihr Glück war. Und diese zwei Liebenden waren ja wirklich nicht mehr zwei Seelen, sondern wie Aristoteles von Freunden sagt, eine Seele in zwei Körpern. Und so trennten sich also hier nicht zwei Seelen, sondern eine wurde in zwei Teile zerrissen, von denen der eine scheidet, der andere bleibt. Alle Sinne reissen dadurch entzwei und weinen, dass sie sich trennen müssen. — Das Angesicht der beiden Liebenden war ganz bleich und verstört. Wären ihre Tränen und Seufzer nicht gewesen, man hätte sie beide für tot halten müssen. Wer vermag so etwas zu beschreiben? — Das muss man selbst durchgemacht haben.

Sobald Euryalus aus ihren Blicken entschwunden war, brach Lukrezia zusammen und fiel ohnmächtig zu Boden nieder. Die Dienerinnen hoben sie auf und legten sie aufs Bett, bis sie sich erholt hatte. Als sie dann wieder zu sich kam, da schloss sie ihre gol-

denen und purpurnen Gewänder ein und versorgte desgleichen ihren Schmuck für immer. Sie trug seither nur noch ganz schlichte Kleider, man hörte sie auch nie mehr singen oder lachen, und kein Scherz, keine Lustbarkeit konnte ihren Frohsinn wieder zurückrufen. Als dieser Zustand eine Zeitlang gedauert hatte, wurde sie krank, und weil ihr Herz nicht mehr bei ihr, sondern fern von ihr war und kein Mensch sie mehr zu trösten vermochte, so hauchte sie in den Armen der schluchzenden Mutter und im Beisein der Ihrigen ihre schwer betrübte Seele aus.

Und wie ging es inzwischen dem Euryalus? Als er aus dem Bereiche ihrer Augen entschwunden war, die er nimmer wieder sehen sollte, da redete er auf seinem Wege mit keiner Seele, denn seine Gedanken waren völlig bei Lukrezia und er dachte darüber nach, wie er sie wohl wieder schauen könnte. So kam er endlich zu dem Kaiser, der noch in Perugia war und folgte ihm hierauf nach Ferrara, Mantua, Trient, Konstanz und Basel und schliesslich nach Ungarn und Böhmen.

Aber wie er selbst des Tags dem Kaiser, so folgte ihm des Nachts Lukrezia in seinen Träumen nach und liess ihn keine Ruhe finden. Als er dann gar von ihrem Tode hörte, da ging es ihm tief zu Herzen. Er legte Trauerkleider an und fand nicht früher Trost, als bis ihn der Kaiser mit einem schönen, reinen und wohlerzogenen Mädchen aus herzoglicher Abkunft vermählte. —

So endet, mein teurer Mariano, die Geschichte dieser unglücklichen Liebe. Die Leser mögen wissen, dass sie nicht erdichtet ist. Auch mögen sie sich durch andrer Leute Schaden davor warnen lassen, dass sie nicht aus dem Becher der Liebe zu trinken verlangen, der weitaus mehr Bitterkeit enthält als Honig. Lebe wohl. Wien, den 3. Juli 1444.

DIE GRÄFIN VON TOLOSA UND DER JUWELIER

von LUIGI ALAMANNI aus Florenz

ZUR ZEIT, ALS DIE SÜDFRANZÖSISCHE PROVINZ LANguedoc noch nicht zur Kronherrschaft der Goldenen Lilien gehörte, regierte in TOLOSA oder Toulouse ein Graf, namens Renato. Dem hatte die Gattin drei allerliebste Kinder geschenkt. Die beiden ältern waren Knaben, das jüngste dagegen ein Mädchen. Das hiess BIANCA. Alle Leute, die dieses Kind sahen, hielten es für das schönste und lieblichste Geschöpf, das man damals finden konnte. Einzig darin zeigte sich das Schicksal dem Regenten nicht geneigt, dass es ihm seine treue Gattin, die Schwester des Grafen von der Provence, zu seiner und des Landes tiefer Trauer in ihrem fünfunddreissigsten Lebensjahre durch den Tod entriss. Als die Gräfin auf dem Sterbebette lag, bat sie ihren Gemahl demütig um Verzeihung für alle Kränkungen, die sie ihm vielleicht gar nie angetan hatte und legte ihm unter heissen Tränen die Obhut ihrer Söhne, besonders aber ihrer Tochter Bianca an das Herz. Sie bat ihn, er möge ihr als letzte Gunst das feierliche Versprechen geben, seine Tochter niemals einem Gatten zu vermählen — und wäre es selbst der König von Frankreich — bevor Bianca ihn gesehen und sich einverstanden erklärt habe, denn, fügte sie hinzu, man kann einem jungen Mädchen kein grösseres Geschenk bereiten, als wenn man ihr freie Hand lässt, den Gefährten ihres Lebens selbst zu wählen, mit dem sie bis zum Ende ihrer Tage verbunden bleiben muss und vom dem nur der Tod sie trennen kann.

Als der Graf die liebevollen Bitten seiner Gattin hörte und wohl fühlte, dass es ihre letzten Worte seien, und die letzte Freundlichkeit, die er ihr erzeigen könne, da versicherte er ihr unter Tränen, ihrem Wunsche getreulich Folge zu leisten. Er tröstete die Sterbende, wiewohl er eher selbst des Trostes bedürftig war. Und während er so den teuren Leib umfangen hielt, sah er, wie ihr das Auge brach

und ihre Seele dem Körper entschwand. Da liess er sie mit allen Ehren in der Hauptkirche von Tolosa bestatten, wo das Grabmal noch heute zu sehen ist.
Nun lag zu dieser Zeit unser Graf Renato in langwieriger Fehde mit Don Ferrando, dem Herrn von BARCELONA. Zahllose blutige Schlachten wurden geschlagen und endeten bald zum Nachteil des einen, bald zur Niederlage des andern, wobei der König von Spanien die eine Partei, der Regent von Frankreich die andere unterstützte. Schliesslich aber erkannten sie, dass ihre ganze Fehde nur ihre Nachbarn auf ihre Kosten bereicherte und ihren beiderseitigen Feinden Freude machte. Sie verständigten sich also zu einem Vergleich, der keines Vorteil und Ehre allzusehr beeinträchtigte und schlossen Frieden. Um aber den neuen Bund der Freundschaft dauerhafter zu gestalten, verabredeten sie, durch ein verwandtschaftliches Band die beiden Fürstenhäuser zu vereinigen, indem die einzige Tochter Bianca dem einzigen Sohn des Herrn von Barcelona sollte zur Frau gegeben werden. Zur Mitgift wurden, wie viele berichten, die Städte Salces und Perpignan bestimmt.
Als nun die Angelegenheit soweit gediehen war, brachte Biancas Vater das Versprechen vor, das er einst seiner verstorbenen Gattin gegeben hatte und erklärte, es habe alles seine Richtigkeit, wenn nur das Wesen des jungen Grafen seiner Tochter auch gefalle, denn er dürfe ihr keinen Gemahl geben, dem sie nicht völlig zugetan sei. Dieser Punkt schien jedoch beiden unerheblich und sie hofften deshalb nicht weniger auf das Gelingen ihrer Sache, denn der junge Prinz war auch so schön und wohlerzogen, wie nur irgendein Edelmann zu damaliger Zeit.
So schickte ihn denn der Vater mit grosser Pracht und stattlichem Gefolge nach Toulouse, dass er die schöne Braut abhole. Als nun der junge Graf nach Toulouse kam, wurde er dort mit allen Ehren aufgenommen und nichts wurde unterlassen, was die damals schon wohlbekannte französische Höflichkeit und das spanische Zeremoniell erforderten. Dann wurde ihm die Braut in reichem Schmucke vorgestellt. Diese empfing ihn so reizend, dass der junge Prinz ganz voll süssen Staunens war. Hatte er bisher schon durch den blossen Ruf von ihrer Schönheit Verlangen nach ihr getragen, so wurde er nun durch ihren Anblick mit einem Male so entflammt, dass er sie

wonnetrunken unverwandt betrachtete. Nach dem Empfang setzte man sich zur Tafel, wo die ausgesuchtesten Speisen dargereicht wurden, die zu dieser Jahreszeit und in jener Gegend sich nur irgend finden liessen. Am Schlusse wurden der Landessitte gemäss in prächtigen Fruchtschalen Granatäpfel aufgetragen, die dort zulande besonders schön gedeihen und dazu dienen, den Mund vom Geschmack der verschiedenen Speisen zu reinigen und ihn zu erfrischen. Der Graf hatte auch zugelangt und verlor zufälligerweise ein Stücklein davon aus der Hand, erhaschte es aber noch beizeiten — wie er und viele andere, die es gesehen, späterhin versicherten — indem er so die Gewandtheit und spielende Leichtigkeit seiner Hand dartun wollte und führte das Stücklein zum Munde, ohne dass es zu Boden gefallen wäre.
Die junge Braut hatte dies bemerkt, und es schien ihr diese Handlung eines vornehmen Mannes unwürdig. Sie verdachte ihm das ungemein und stellte im stillen bei sich folgende Betrachtungen an: „Da haben wir's nun, was ich so oft sagen hörte, dass die Katalonier die geizigsten Leute sind. Ich habe zwar an diesem Grafen manchen schönen Zug bemerkt. Doch könnte es wohl sein, dass er sich nur verstellt. Wer aber nicht einmal so lange, bis er seinen Zweck erreicht hat, sich einer guten Lebensart befleissen kann und gleich wieder in seine üblen Gewohnheiten zurückfällt, der verrät nicht eben viel Verstand. Ist aber der Graf von so geiziger Art, was soll dann aus mir werden? Wie knickerig wird er erst im Notfall sein, wenn er schon jetzt bei seinem Überfluss mit einem kleinen Bissen kargt! Was kann es für ein Mädchen von hochherzigem Gemüt für ein grösseres Unglück geben, als mit einem reichen, aber geizigen Gemahl zu leben? Solche Frauen grämen sich selber bis zur Verzweiflung und sind den andern ein Gegenstand von Spott und Hohn. Der Himmel möge mich davor bewahren, dass es mir so gehe. Lieber will ich all die Tage meines Lebens unverheiratet bleiben, als in beständiger Qual mit diesem Mann zu leben. Mag mein Vater sagen, was er will, ich will von diesem Katalonier nichts wissen." Und auf diesem Entschlusse gedachte sie fest zu beharren.
Als nun die Festlichkeit vorüber war, nahm der alte Fürst von Toulouse im Einverständnis mit dem Gast seine Tochter bei der

Hand und führte sie nebenan in ein Gemach, wo er sie nach väterlichem Zuspruch fragte, was sie nun zu dem Grafen von Barcelona meine. Da antwortete Bianca fest entschlossen und etwas erregt, lieber wolle sie immer ledig bleiben, als einem Gemahl angehören, dessen Wesen so verschieden von dem ihrigen sei. Als das der alte Vater hörte, der genau das Gegenteil erwartet hatte, ward er im höchsten Grad betrübt. Er hatte von dieser Heirat Frieden und Landesglück erhofft und sah nun statt dessen abermals endlose Kriege und Verwüstungen voraus. Er befragte seine Tochter nach dem Grund, worauf Bianca ihm die Geschichte vom Granatapfel erzählte. Da musste er wohl oder übel lachen. Er suchte sie auf alle Weise von ihrem Vorurteil abzubringen, aber es war umsonst. Sie gab ihm erzürnt zur Antwort, wenn sie merke, dass man entgegen dem ihrer Mutter gegebenen Versprechen sie mit Gewalt dazu zwingen wolle, so werde sie lieber mit eigener Hand sich das Leben nehmen, und so allem Drängen ein Ende machen.
Jetzt gedachte der alte Herr seiner verstorbenen Frau und des Versprechens, das er ihr gegeben. Er erwiderte deshalb mit feuchten Augen: „Wenn es dein Wille ist, so zu handeln, so geschehe es. Erwarte also von mir keine andere Gewalt, als du dir selbst antust.“ Hierauf verliess er das Zimmer und gab mit den höflichsten Worten, die er wusste, dem Grafen von Barcelona den Bescheid, dass seine Tochter Bianca mit diesem Ehebund nicht einverstanden sei. Er versäumte auch nicht, ihm klar zu machen, wie merkwürdig beschaffen die Natur der Frauen und sonderlich der jungen Mädchen sei.
Diese Worte gingen dem Katalonier wie ein Pfeil durchs Herz und zwar um so mehr, als er kaum ein Hindernis befürchtet und sich schon nahe am Ziele seiner Wünsche geglaubt hatte. Nichtsdestoweniger verbarg er den geheimen Groll, lächelte bitter und meinte, es sei dies nicht der erste Unfall, der ihm wie auch schon manchem höheren begegnet wäre. Er gedenke also mit seinem Einverständnis am folgenden Tage wieder nach Barcelona heimzukehren. Zur Entschädigung für all die auf der Reise erduldeten Beschwerden wünsche er aber wenigstens zu erfahren, was denn das Fräulein Missfälliges an ihm gefunden habe, damit er in Zukunft seine Fehler bessern könne. Der alte Graf schämte sich ebensosehr, die Wahrheit zu

gestehen als sie zu verschweigen. Doch musste er's ihm schliesslich offenbaren. Jetzt konnte der Katalonier das Lachen nicht verhalten und erwiderte: „Falls ich wieder einmal auf Brautschau gehen sollte, so wähle ich gewiss dazu die Jahreszeit, wo die Granatäpfel noch nicht reif sind, denn sie haben mich meiner Braut beraubt, gleich wie einstmals die Ceres ihrer Tochter."

Er lobte hierauf des alten Grafen Treue gegen seine Gattin, indem er seine Tochter nicht habe zwingen wollen. Auch möge er getrost versichert sein, dass ihr zustande gekommenes Freundschaftsbündnis dadurch keineswegs getrübt, sondern nach wie vor weiterbestehen werde. Dann ging er zu etwas anderm über, bis dieser Tag zu seiner nicht eben sonderlichen Zufriedenheit vorüber war. Am nächsten Morgen nahm er Abschied sowohl von dem Fräulein, der gegenüber er seinen Groll verbarg, als auch von den andern, und trat in grösstmöglichen Tagereisen den Rückweg nach Katalonien an. Sobald er jedoch die Grenzen seines eigenen Reiches betreten hatte, entliess er sein ansehnliches Gefolge unter dem Vorwand, er wolle zu einem Andachtsorte einige Meilen von der Strasse enfernt hinpilgern, worunter viele seiner Diener die Kirche von Monferrato vermuteten. Da man für solche Wallfahrten allen weltlichen Prunk und Glanz durchaus beiseite lassen muss, so wollte er nur zwei seiner vertrautesten Freunde bei sich behalten. um sein Gelübde mit grösster Demut und heiligem Eifer zu erfüllen. Kaum hatten die andern sich entfernt und er war mit seinen alten Vertrauten allein, so eröffnete er ihnen seinen geheimen Plan. Sie liessen ihre Pferde zurück und machten sich zu Fuss wieder rückwärts auf den Weg nach Toulouse, nachdem sie sich verkleidet und in Haltung und Gestalt gänzlich verändert hatten.

Der Graf war nämlich in einen Juwelenkrämer verkleidet und trug ein Kästchen unterm Arm, wie man solche Krämer täglich in Paris, wie auch in ganz Frankreich und Italien herumziehen sieht. Diese Händler tragen darin mannigfaltige Dinge zur Schau, die sie in den Häusern der vornehmen Herren zum Kauf anbieten. Unser Graf kaufte also viele Kleinodien und goldene Schmucksachen von hohem Wert, sowie einige andere Dinge von feiner Arbeit und füllte damit sein Kästchen. Auch mengte er darunter ein Paar von seinen

schönen Edelsteinen, deren er viele von der grössten Kostbarkeit mitgebracht, um sie dann seiner Braut zu schenken. Die allerschönsten aber tat er nicht hinein, um nicht durch auffallend grosse Reichtümer in der Gegend erkannt zu werden. Dann liess er sich den Bart abschneiden, den man damals in Katalonien zu tragen pflegte, und wanderte ganz allein zu den Toren der Stadt Toulouse hinein, in der Hoffnung, dies werde das einzige Mittel sein, um seine Geliebte noch einmal zu sehen und sprechen zu können.
So ging er denn vom Morgen bis zum Abend in der Stadt umher, seine Waren bald da, bald dort verkaufend, wie es der Zufall gab. Mit Vorliebe aber kam er in die Nähe des Palastes, den der alte Graf von Languedoc bewohnte, und suchte eine Gelegenheit zu erspähen, wo er wenigstens einmal noch mit Bianca sprechen könnte. Es währte in der Tat nicht lange, bis er am Abend eines sehr heissen Tages das schöne Mädchen in weiss gekleidet auf ihrem Balkon sitzen sah, umgeben von ihren Hofdamen. Ganz zitternd vor Überraschung, grüsste er sie demutsvoll und fragte, ob es einer der Damen gefällig sei, etwas zu kaufen. Er habe gar hübsche Sächelchen zu bescheidenem Preis. Bianca wie auch die Damen verschmähten das Anerbieten nicht und hiessen ihn heraufkommen. Sie fragten ihn, was er habe und standen rings um ihn herum. Da nahm nun die eine dieses, die andre jenes Schmuckstück in die Hand und sie bestürmten ihn allesamt derart mit Fragen, dass er gar nicht mehr wusste, was und wem er antworten solle, zumal er in solchen Handelsgeschäften nicht eben viel Erfahrung hatte. Er wandte sich daher mit seinen Worten immer an die Prinzessin Bianca und suchte sich so gut als möglich aus der Schlinge zu ziehen. Nachdem er dann einige seiner Sachen ziemlich wohlfeil verkauft hatte, ging er hinweg.
So unterhielt er diesen Handel lange Zeit und fand sich fast jeden Tag in ihrer Gesellschaft ein. Bald war er so bekannt mit den Mädchen geworden, dass es ihnen ein grosses Vergnügen machte, mit ihm zu plaudern. Die andern Krämer beneideten ihn nicht wenig um sein Glück, indem sie immer abgewiesen wurden mit den Worten: Wir wollen unserm Navarresen treu bleiben. Aus Navarra zu stammen hatte nämlich der verkleidete Graf ihnen angegeben, da er das Französische noch nicht genug beherrschte,

um für einen Franzosen gelten zu können, während er andrerseits seine spanische Abkunft nicht bekennen mochte.
An einem der nächsten Tage passte er den rechten Augenblick ab, um einer der Kammerfrauen, die bei der Gräfin am meisten Gunst genoss und ihm zufolge einiger Geschenke freundlich gesinnt war, unbemerkt und nur so nebenhin anzuvertrauen, er sei im Besitz eines der schönsten und kostbarsten Juwelen, die es in der Welt gäbe. Doch trage er dieses Kleinod nicht so offen im Land umher, aus Furcht, es möchte ihm geraubt werden. Es sei ihm auch so lieb, dass er es um sein Leben nicht verkaufen würde. Damit verabschiedete er sich und ging hinweg. Die Kammerfrau konnte kaum erwarten, bis sie dies Geheimnis ihrer Gebieterin berichten konnte. Als nun die Zeit zum Schlafengehen nahte, erzählte sie ihr während des Entkleidens von der Schönheit und Kraft des wunderbaren Juwels, und fügte zur Wahrheit noch etwas mehr hinzu, wie das so die Art der Leute ist. Zuletzt meinte sie, wenn sie die Gräfin Bianca wäre, so würde sie schon Mittel und Wege finden, das Kleinod in ihren Besitz zu bringen, obgleich es der Kaufmann durchaus nicht veräussern wolle. Durch dieses Anpreisen erweckte sie in dem Mädchen ein solch übermässiges Verlangen nach dem Juwel, dass sie die ganze Nacht über im Traum nichts andres sah, als diesen Edelstein. Kaum dämmerte der Morgen, so schickte sie die Kammerfrau zum Navarresen mit dem Auftrag, sie solle ihn in ihrem Namen so lange bitten, bis er in den Verkauf des Edelsteins einwillige oder ihn wenigstens ihr sehen lasse. Vielleicht erschiene er ihr dann nicht so wertvoll, wie sie geglaubt, und ihre Sehnsucht wäre damit gestillt. Also begab sich die Kammerzofe zu dem Kaufmann und trug ihm ihre Bitte vor. Der war darüber sehr erfreut. Hatte er vorher schon das Juwel gerühmt, so erhob er es jetzt über alle Kostbarkeiten der Welt und beteuerte von neuem, er würde eher sein Leben hingeben, als dieses Kleinod. Aus Rücksicht und Gefälligkeit aber würde er sich schliesslich dazu verstehen, es ihnen zu zeigen, vorausgesetzt jedoch, dass sonst niemand zugegen sei.
Als die Kammerfrau sah, dass sie weiter nichts erreichte, nahm sie das Anerbieten an und verabredete mit ihm, zu welcher Tagesstunde er kommen solle. Darauf kehrte sie mit diesem Bericht zu

ihrer Herrin zurück. Der Händler erschien zur vereinbarten Zeit mit dem ersehnten Stein. Es war dies ein spitzer Diamant von so seltener Grösse und strahlendem Glanz, dass wohl nie ähnliches gesehen worden ist. Der Stein hatte seinem Vater, dem alten Grafen von Barcelona gehört, und war in dessen Besitz gelangt durch einige katalonische Seeräuber, die auf ihren Streifzügen über Gibraltar hinaus gegen die Insel Madeira steuerten, wo sie ihn mit Gewalt einigen Normannen abnahmen, die aus dem gleichen Grunde in jene Gegend gekommen waren. Nachher soll der Diamant lange Zeit Eigentum des Königs von Neapel gewesen sein, jetzt aber dem Grosstürken gehören, der ihn höher schätzt als alle seine andern Kleinodien.
Wie nun der Kaufmann zur Gräfin kam, begann er, bevor er das Juwel zeigte, es nach spanischer Art mit hochtönenden Worten zu preisen und versicherte, es sei nicht die Schönheit allein, weswegen er es so hoch schätze, sondern seine wunderbare Kraft sei noch viel mehr wert. Er betonte darum nochmals, er wolle es ihr rein aus Gefälligkeit zeigen. Auch gestatte er nur den Anblick und weiter nichts. Und damit machte er das Kästchen auf. Die Gräfin hielt das Kleinod in ihrer Hand und je genauer sie es betrachtete, desto herrlicher kam es ihr vor, wie es auch wirklich war. Jetzt entstand aufs neue in ihrem Herzen ein unwiderstehliches Verlangen, den Stein zu besitzen, da es ihr schien, als ob sie sonst nicht mehr leben könne.
Entzückten Auges betrachtete sie eine geraume Weile den Schmuck und fragte schliesslich: Welch andere geheime Eigenschaften birgt das Kleinod noch? Darauf antwortete der Fremde nach einigem Besinnen, als ob es ihm schwer falle, dies Geheimnis zu verraten: „O Fürstin, so bald jemand im Zweifel ist, was er in einer wichtigen Sache tun soll, so braucht er nur da hinein zu schauen. Dann sieht er, falls es zu seinem Vorteil ist, diesen Stein so hell werden, als wenn darin die Sonnenstrahlen verborgen wären. Ist es aber zum Nachteil, so wird der Diamant dunkler als eine mond- oder sternenlose Nacht. Es gab schon Menschen, die behaupteten, es sei der lang gesuchte Stein der Weisen, indessen andere meinten, es sei mehr ein Werk der Alchimie als der Natur. Auch fehlte es nicht an solchen, die da sagten, er habe Alexander dem Grossen gehört, und dieser habe sich nie ohne diesen Zauberstein dem Kriegsglück

anvertraut. Darnach sei er in den Besitz Julius Caesars gelangt und durch die Kraft dieses Steins hätten die beiden für unüberwindlich gegolten, wie ihr ja wohl schon öfters gehört haben werdet."
Nach diesen Worten schloss er seinen Diamanten wieder ein und nahm Abschied. Die Gräfin blieb mit ihrer Kammerfrau allein und rief zu wiederholten Malen aus: „Wer wäre glücklicher als ich, wenn ich ein so köstliches und seltenes Ding besässe, um es ganz nach Herzenslust beschauen zu dürfen. Sollte ich dann in der Folge wieder einmal, wie neulich vom Grafen von Barcelona, zur Ehe verlangt werden, wie glücklich wäre ich dann, in meinem Edelstein einen so untrüglichen Ratgeber zu besitzen!" Darauf bat sie die Kammerfrau, ihr zuliebe nochmals zum Juwelenhändler hinzugehen und es dahin zu bringen, dass er den Stein an sie verkaufe und zwar zu einem Preis, den er selbst bestimmen möge. Die Zofe hatte zwar geringe Hoffnung, ging aber doch hin und kehrte das erste und zweite Mal mit abschlägigem Bescheid zurück. Das dritte Mal schien es aber dem Navarresen doch Zeit, endlich zu seinem Ziele zu gelangen, und er sprach daher: „Gute Frau, da eure Bitten wie auch die Schönheit eurer Gebieterin mich endlich dazu bewogen haben, auf den kostbaren Stein zu ihren Gunsten zu verzichten, so geht und sagt der Gräfin, ich überlasse ihr den Diamant, wenn sie mir statt jeglicher Bezahlung gestatte, eine einzige Nacht so vertraut in ihren Armen zu ruhen, als wenn ich ihr Gemahl wäre. Will sie dies nicht, so saget ihr, dass weder Geld noch sonst etwas mich jemals dahin bringen werden, meinen Wunderstein zu veräussern. Sie möge sich alsdann ihre Lust vergehen lassen und mir nicht länger mit Botschaften beschwerlich fallen."
Die Kammerfrau hinterbrachte Bianca diesen Beschluss und fügte hinzu, wenn sie sich nicht dazu verstehen könne, so sei sie nicht geneigt, weitere Worte oder Schritte in dieser Sache zu verlieren, denn sie sei überzeugt, es führe doch zu nichts. Nicht wenig war die Gräfin über diese Botschaft erzürnt. Sie hielt ihre Ehre für schwer gekränkt und schalt die Zofe, dass sie ihn nicht nach Gebühr zurecht gewiesen habe. — Die Dienerin lächelte ein wenig und erwiderte: „Gnädiges Fräulein! Als ihr mich das erste Mal zu ihm schicktet, da glaubte ich, es sei meine Pflicht, eure Worte so gut

wie die seinigen jeweils getreulich auszurichten, und es wäre mir nie in den Sinn gekommen, dass ich davon etwas zu tadeln oder gar zu verschweigen hätte. Seid ihr nun unzufrieden mit dem, was ich euch ausgerichtet habe, so ist das eure Schuld. Ihr hättet mir ja sagen können, was ich in einem solchen Falle zu antworten brauchte. Es wäre übrigens besser gewesen, ihr hättet diese ganze Sendung jemand anderm übergeben. Und womit beleidigt euch denn der fremde Mann? Wisst ihr noch nicht, dass man das Fragen überall in der Welt umsonst hat? Aber ihr seid eben zu jung und könnt nicht recht das Gute und das Böse unterscheiden. Wären eure Haare so weiss, wie die meinigen, so würdet ihr wohl anders sprechen. Freilich muss man vor fremden Leuten oft zu heucheln wissen. Mir aber, die ich euch ganz ergeben bin, mir kommt nicht so. Ich entschuldige euch mit eurem Alter und habe daher Geduld mit eurem Zorn. Wir wollen darum lieber zu etwas anderm übergehen. Nur das muss ich noch sagen: Wenn ihr den Kaufmann auf eine kluge Weise befriedigt, so erhaltet ihr den Edelstein und mir scheint, ihr kommt auf diese Art wohlfeil dazu. Was dann die Gewissensbisse anbetrifft, so könnt ihr diese den Betschwestern und alten Mütterlein überlassen. Junge Leute aber haben noch lange Jahre Zeit, ihre Fehler zu bereuen. Die Ehre verliert man erst, wenn andere es erfahren. Geschieht es aber im geheimen, so ist die Ehre nicht verloren. Ich sage euch offen meine Ansicht. Ihr könnt immer noch tun, was euch das Beste dünkt. Wie schade, dass ihr nicht meinen Willen und Verstand besitzt oder ich nicht eure Jugend, Schönheit und hohe Abkunft! Dieser Juwelier scheint zwar ein geringer Kaufmann zu sein, verrät aber in seinem Antlitz und dem ganzen Benehmen viel mehr das Wesen eines Edelmanns, der eure Gunst verdient." — Mit solchen und vielen ähnlichen Worten bestürmte die alte Kammerfrau das junge Mädchen so unermüdlich, bis diese nach langem Weigern, des Streitens müde, endlich zu ihr sprach: „Nun denn, so geh' in Gottes Namen und tue, was dir gut scheint. Richte es aber so ein, dass es nicht mehr als eine Nacht wird und diese so spät beginne, dass ich nicht grosses Ungemach erdulde."
Die Zofe suchte so schnell als möglich den Navarresen auf und verabredete mit ihm, er solle sich in der folgenden Nacht genau beim

Läuten der Frühmesse an einer Hintertüre des Gartens mit seinem Edelstein einfinden. Und so geschah es. Als dann der Kaufmann dem Fräulein den Diamanten übergab, sagte er zu ihr, er habe noch einige andere Juwelen von nicht geringerm Wert, die er ihr um denselben Preis überlassen wolle. Dies hatte die Kammerfrau mitangehört und sie setzte ihrer Gebieterin so unaufhörlich zu, bis dass die Gräfin ausser jenem Diamanten noch einen prächtigen Rubin gewann und einen Smaragd, von welchen der Kaufmann behauptete, der erste schütze gegen Gift, der andre gegen die Pest, die stetsfort die Grafschaft Languedoc heimsucht, so eifrig auch der hl. Rochus von Montpellier gegen sie ankämpft.
Wie es aber meist geschieht, dass man gerade das findet, was man nicht sucht, so trug es sich zu, dass einige Wochen darauf sich Bianca zu ihrem äussersten Schrecken guter Hoffnung fühlte. Sie teilte dies sogleich ihrer Kammerfrau mit, die ihr Mut und Geduld zusprach und sie ermahnte, ihr Geheimnis doch ja sorglich zu bewahren, es werde sich schon ein Mittel finden. Sie sei gewiss nicht die erste noch die letzte, die man trotz eines solchen Unfalls noch als jungfräulich verheirate. Jetzt wachte aber im Herzen der Gräfin die ehemalige Hoheit ihrer Gesinnung wieder auf, und sie erwiderte: „Mögen andre tun, was ihnen beliebt, mich aber soll Gott davor bewahren, dass ich diesen ersten Fehltritt mit einem zweiten zuzudecken suche. Nimmermehr werde ich einem andern Mann vortäuschen, ich besitze etwas, was ich nicht mehr habe. Die Schuld falle auf den Juwelier zurück. Leider bin ich deinem schlechten Rat nur allzusehr gefolgt. Verschone mich fernerhin mit solchen Reden, wenn du mich nicht beleidigen willst, und bringe mir den Kaufmann her. Habe ich mich vorher so erniedrigt, mich ihm hinzugeben, so will ich mich mit keinem andern mehr verbinden." Als die Dienerin die Entschlossenheit ihrer Herrin sah und vergeblich versucht hatte, sie davon abzubringen, führte sie den Navarresen endlich herbei. Dieser hatte bereits bemerkt, wie sie in Farbe und Gesichtszügen verändert und magerer geworden war und erriet deshalb sogleich ihren Zustand.
Wie tief die Gräfin auch von innerm Schmerz bewegt war, so empfing sie ihn dennoch mit starkem Geist und sprach nicht wie

ein junges Mädchen, sondern als ein wackeres, entschlossenes Weib zu ihm: „Mein Freund, da dein gutes und mein schlimmes Glück mich dahin gebracht haben, dass ich trotz meiner hohen Geburt die Gattin eines Juweliers werden muss, so bitte ich dich, du mögest mich nicht verstossen, sondern als die Deine anerkennen. Ich fühle mich guter Hoffnung von dir und will in keinem Fall hier bleiben, sondern mit dir fortziehen und lieber ein dürftig Leben führen, als meiner Familie Ärgernis und Kummer bereiten. Richte dich daher so ein, dass wir morgen vor Einbruch der Nacht entflohen sind. Ich nehme deine und meine eigenen Juwelen und etwas Geld mit mir. Dies wird uns vor dem Hunger solang beschützen, bis ich sehe, welches Schicksal mir bestimmt ist."
Der Graf von Barcelona, welchen wir nun nicht mehr den Navarresen nennen wollen, war darüber sehr erfreut, da er ja gar nichts anderes gewünscht hatte. Als er nun überdachte, wie schlimm es um das Mädchen stünde, wenn er wirklich ein armer Handelsmann gewesen wäre, da konnte er sein Mitleid kaum bemeistern. Doch verbarg er die Bewegung seines Herzens und antwortete: „Edles Fräulein! Ich bin ein armer, schlichter Kaufmann, wie ihr ja schon habt sehen können. Ich hatte stets im Sinn, unverheiratet zu leben und zu sterben. Darum bitte ich euch, mir nicht zur Last zu fallen und euch nicht in solches Elend zu stürzen." Er würde noch mehr gesprochen haben, wenn nicht der Wunsch, sie zu besitzen, und auch die Befürchtung, sie möchte ihren Entschluss bereuen, ihm den Mund verschlossen hätte. Da sprach Bianca: „Mein Freund, ich will dir nur noch dies eine zu bedenken geben, dass das Glück zu einem Menschen meist nur einmal kommt. Sieh also wohl zu, dass du es mit deinem Unverstande nicht verschüttest, wenn du als Juwelenkrämer die Hand derjenigen verschmähen willst, die vor kurzem die Bewerbung des Grafen von Barcelona zurückgewiesen hat."
Diese letzten Worte entzündeten wieder des Grafen alten Groll und trieben ihn zur Rache an. Er erklärte demnach, er wolle ihren Wunsch erfüllen. Nur müsse sie sich gefasst machen, in allen Dingen zu leben wie eines Kaufmanns Frau, und nicht als die Tochter eines Grafen. Er sei gewohnt, ohne Begleitung ganz allein und zudem zu Fuss zu wandern, wie es sein Stand erfordere, und

vor allem, um der Gefahr besser zu entgehen, die jedem drohe, der eine Fürstentochter in fremde Länder entführe.
So flohen sie denn in Pilgertracht verkleidet, von niemand erkannt als der Kammerfrau, die zurückblieb, aus der Stadt hinweg, als wenn sie nach dem Grabe des heiligen Jakob zu Santiago in Galizien wallfahren wollten. Sofort entstand ein grosser Aufruhr in der Stadt Toulouse und weit herum im Lande, als man die Neuigkeit erfuhr. Da aber kein Mensch die Wahrheit ahnen konnte, glaubten viele, Bianca werde, von Gott plötzlich erleuchtet, in ein Nonnenkloster geflohen sein. Denn seit dem Tage, da sie ihren neuen Zustand fühlte, hatte sie grössere Andacht gezeigt als früher, und jede Geselligkeit so viel als möglich gemieden. Die Kammerfrau indessen, die allein darum wusste, erdichtete ein so glaubhaftes Märchen, dass alle meinten, die Sache verhalte sich wirklich so. Da man demnach noch immer Hoffnung auf ihr Wiederfinden hatte, die beiden Flüchtlinge aber in kurzer Zeit über die Grenzen der Languedoc hinaus waren, so wurden sie nicht entdeckt, so eilig man auch nach ihnen spürte.
Es würde viel zu weitläufig sein, alle Prüfungen aufzuzählen, die Bianca an der Seite ihres still beglückten Grafen zu bestehen hatte. War sie vorher gewohnt, kaum vierzig Schritte in einem ganzen Jahr zu Fuss zu gehen, und zwar nur zur bequemsten Jahreszeit, so musste sie jetzt, von der heissesten Julisonne und überdies der Bürde ihres Leibes bedrückt, über steinichte Wege wandern und alle Mühsal erdulden, wie nur das ärmste Geschöpf der Welt. Der Graf gönnte ihr nur selten Rast und trieb sie alsbald wieder zum weitergehen an, so dass ihr Gemüt darob mehr Kränkung als Trost empfand. Aber sie hatte sich, als sie die Mauern ihrer Vaterstadt Tolosa verliess, fest vorgenommen, jegliches Ungemach ruhig zu ertragen. Befand sie sich also auf dem heissen Weg tagsüber schlimm genug, so genoss sie des Nachts auch nicht viel Erquickung und Schlaf, weil die Herbergen Kataloniens die denkbar schlechtesten sind.
Als sie dann endlich nach mehreren Tagen in Barcelona anlangten, fand der Graf dort seine beiden Begleiter wieder, die zugleich mit ihm, aber in schnelleren Tagereisen von Tolosa weggegangen waren. Er bezog mit seiner Frau eines der ärmlichsten Gasthäuser der Stadt, in welchem jedoch eine brave und fromme Frau die Wirt-

schaft führte. Nachdem sie hier die erste Nacht und den ganzen folgenden Tag zusammen verbracht hatten, sagte er zu ihr, er sei tagsüber künftighin geschäftlich in Anspruch genommen und könne jeweils nur am Abend bei ihr sein. Sie solle unterdessen der alten Frau bei ihrer Arbeit sich behilflich zeigen, denn er sei nicht gesonnen, eines seiner Kleinodien zu verkaufen oder das Geld aufzuzehren. Er erwarte im Gegenteil, dass sie wie er von ihrem Verdienst etwas erübrige, wenn sie im Frieden mit ihm bleiben wolle. Die unglückliche Gräfin seufzte schwer in ihrem Herzen, als sie bedachte, wie vielen Menschen ihr Vater im Schloss zu leben gab, indessen sie mit ihrer Hände Arbeit nun kümmerlich für ihren Lebensunterhalt zu sorgen hatte. Dennoch erwiderte sie ihrem Gatten mit heiterm Angesicht, sie wolle tun, was er befehle.

Der Graf verliess sie und begab sich im Pilgergewand auf sein väterliches Schloss, wo seine Eltern den langersehnten und schon verloren geglaubten Sohn voll Überraschung und Freude empfingen, denn seine Pilgerfahrt hatte viele Wochen länger gedauert, als er angegeben. Er verbrachte nun den Tag in festlicher Fröhlichkeit mit seinen Freunden. Des Nachts aber schlich er sich jeweils in seinem Pilgergewand zu seiner Gemahlin. So oft er sie dann in der Morgenfrühe wieder verliess, versäumte er nicht, sie allemal zu ermahnen, in Küche und Kammer der guten Wirtin stets dienstbereit zu sein. Ja, nicht zufrieden mit der ihr angetanen Erniedrigung, beschloss er, noch weitere Prüfungen ihr aufzuerlegen, um sie zu demütigen. Darum sagte er eines Nachts zu ihr: Ich möchte morgen gerne einen mir befreundeten Pelzhändler in der Bude eines Schneiders zu einem Glase Wein einladen, wozu ich eigentlich noch Brot kaufen müsste, das hier teuer ist. Weil es mich aber reut, so viel Geld auszugeben, so ist mir eingefallen, du sollest morgen früh, wenn die Wirtin das Brot aus dem Ofen nimmt und du ihr hilfst, dergleichen tun, als wäre dir etwas zu Boden gefallen und vier Stück davon beim Bücken in die Tasche stecken. Ich komme dann etwa um zwei oder drei Uhr nachmittags, um die Brote zu holen.

Der Gräfin erschien diese Zumutung über alle Massen erniedrigend und sie bat ihn inständig, sie nicht so etwas zu heissen. Darauf entgegnete er ihr zornig: Ist es dir noch immer nicht aus dem Sinn

gekommen, dass du die Tochter des Grafen von Tolosa bist? Hast du mir nicht gleich am ersten Tage, als wir von dort weggingen, versprochen, alles frühere zu vergessen und nur zu denken, dass du das arme Weib eines Kaufmanns seiest? Ich wiederhole dir: wenn du in Frieden mit mir leben willst, so tue, was ich dir befehle; wo nicht, so lass ich dich hier allein, um anderswo mein Glück zu suchen." So musste sie also Gehorsam leisten und tat am andern Morgen sein Geheiss.

Der Graf ritt zu seinem Vergnügen jeden Abend durch die Stadt. Heute hatte er nun mit seinem Freunde, der ihn damals als Juwelier nach Toulouse begleitet hatte, abgemacht, was zu tun wäre. Sie kamen also an der ärmlichen Herberge seiner Frau vorüber und suchten eine Veranlassung, stille zu halten. Da sahen sie Bianca mit der alten Wirtin unter der Haustüre bei einer Näharbeit sitzen und der Graf fragte: Wer ist das Mädchen hier neben euch, liebe Frau? Die Wirtin erzählte, wer die Fremde sei und wann sie angekommen. Da fuhr der Edelmann fort: Wie, ihr seid schon so alt und doch so wenig erfahren in der Welt! Dieses Mädchen hier scheint mir das schlaueste und ärgste Geschöpf, das ich je gesehen, und wenn ihr nicht Achtung gebt, so stiehlt sie euch noch alles, was ihr habt."

Als dies die Alte jedoch in Abrede stellte und im Gegenteil das Mädchen höchlich lobte, sprach der Ritter: „Noch ehe ich weggehe, sollt ihr mit eignen Augen euch überzeugen, ob ich nicht wahr geredet habe. Greift ihr ein wenig in die Taschen, so werdet ihr etwas darin finden, das euch beweist, dass ich nicht umsonst sieben Jahre Nekromantie studiert habe in Toledo." — Und weil er Miene machte, selber nachzuschauen, untersuchte die gute Frau, mehr um zu gehorchen als aus Argwohn, Biancas Taschen, worin sie die vier Brote wirklich fand. Sie war zwar darüber höchlich verwundert, entschuldigte aber doch das Mädchen vor dem Ritter, welcher daraufhin spottend von dannen ritt. Es lässt sich nicht beschreiben, wie sehr die Gräfin sich darüber schämte, sich vor so vornehmer Gesellschaft ob einer verächtlichen Handlung verlacht zu sehen. Als sie hierauf von der Wirtin mütterlich zurechtgewiesen wurde, bat sie diese fast unter Tränen um Verzeihung und versprach ihr, nie wieder solches zu begehen, verschwieg jedoch beharrlich, auf

wessen Geheiss sie die Brote entwendet habe. Der Graf sagte ihr in der folgenden Nacht, er habe der Brote nicht bedurft, stellte sich aber sehr ungehalten über die seiner Gattin widerfahrenen Beschämung und warf ihr vor, sie sei selbst schuld daran, da sie die Sache unwillig und nicht geschickt angegriffen habe.
Nun hatte zu dieser Zeit die alte Gräfin-Mutter von Katalonien einige kostbare Arbeiten bei einem Künstler bestellt, die sie einer Andachtsstätte in Barcelona stiften wollte. Darunter waren auch Arbeiten aus Perlen, die man zu Bildern oder Tiergestalten zusammennähen musste, wie man das ja noch häufig sieht. Da fiel dem Grafen ein Gedanke ein, wie er damit seine Gattin neuerdings demütigen könnte. Er sagte also zu der Mutter, er kenne eine arme Französin, die sei in dergleichen Arbeiten sehr geübt. Er wolle sie ihr am nächsten Morgen aufs Schloss schicken, da er wisse, wo sie wohne.
In der Nacht befahl er seiner Frau, morgen aufs Schloss zu gehen und dabei so viel Perlen als möglich zu entwenden. Bianca widersetzte sich diesem Ansinnen unter Tränen, teils wegen der eben erlittenen Schmach mit den Broten, teils weil sie sich fürchtete, das Haus desjenigen zu betreten, dessen Hand sie vor kaum neun Monaten von sich gewiesen. Nach unendlichen Drohungen ergab sie sich darein, und sie verabredeten zusammen, sie solle die gestohlenen Perlen unter ihrer Zunge im Munde verbergen, von denen schon wenige einen ansehnlichen Gewinn darstellten.
Gleich am andern Morgen ging also Bianca auf das Schloss und wurde von der Gräfin-Mutter mit den Perlarbeiten beschäftigt. Dabei gefiel sie durch ihr Betragen der hohen Frau und ihren Dienstleuten so ungemein, dass alle glaubten, sie müsse eine vornehme Dame sein. Denn sie erwies sich in allen Beschäftigungen, die sich zu einer solchen ziemen, so erfahren und gewandt als nur irgend eine. Bianca aber kümmerte sich bei ihrer Arbeit wenig um das, was man von ihr sprach, und jeder Lobspruch ging ihr wie ein Stich durchs Herz. Sie dachte nur an ihren Auftrag und hatte schon drei der schönsten Perlen unter ihre Zunge gebracht, als eben jener Ritter, der ihren Brotdiebstahl verraten, auf des Grafen Befehl in das Zimmer trat und sich gegen die alte Gräfin

sehr verwundert äusserte, dass sie ein solches Weib in ihrem Palaste dulde. Daraufhin erzählte er ihr, was er früher mit den Broten gesehen und offenbarte ihr auch, was Bianca unter der Zunge verborgen habe. Als sie sich nun abermals derart entdeckt sah, erschien ihr die Schande um so grösser, je vornehmer der Ort war, wo sie die Edelsteine genommen hatte. Aber die gute Frau entschuldigte ihr Vergehen mit ihrer Armut und entliess sie nachher ehrenvoll von ihrer Arbeit.
Nunmehr schien es dem Grafen, er habe genügend Rache geübt und ihr Vorurteil gegen ihn gehörig bestraft. Denn er hatte jetzt die Beruhigung, sie habe etwas viel Niedrigeres begangen als er damals, wo er den Granatkern aufgefangen hatte. Auch bemerkte er, dass ihre Entbindung nahe war und so gab er jeden Gedanken auf, sie weiterhin zu kränken. Er erzählte also seinen Eltern alles, wie er Bianca durch List daher gebracht habe, welche Demütigungen sie habe erdulden müssen, und schloss endlich damit, sie am folgenden Tage als seine Gemahlin heimzuführen. Darüber waren seine Eltern ebenso erfreut, als sie vorher über die nicht zustande gekommene Heirat betrübt gewesen waren. Ohne die Ursache zu verraten, wurde Befehl gegeben zu einem kostbaren Festmahl am nächsten Tage.
Der junge Graf sagte daher jene Nacht zu Bianca: „Morgen begeht man auf dem Schloss ein grosses Fest, denn der Prinzregent wird sich mit der ältesten Tochter des Königs von Aragon vermählen, einem der reizendsten Mädchen, das man seit langer Zeit gesehen. Er darf Gott danken, dass du ihn abgewiesen hast, denn hier ist er, was Verwandtschaft, Reichtum und Schönheit anbetrifft, weit besser daran."
Da konnte die Gräfin einen leisen Seufzer nicht unterdrücken, als sie zurückdachte, wer sie einst gewesen und was sie jetzt war. Der Graf jedoch fuhr fort: „Morgen also ist allgemeiner Festtag, wo man nicht arbeitet! Da du nichts zu tun hast, so dächte ich, du gehest zum Zeitvertreib mit unserer guten Wirtin ein wenig auf das Schloss, denn so allein würdest du hier nur Langeweile haben. Bei dieser Gelegenheit könntest du darauf achten, ob es dort nicht etwas gibt, was man unbemerkt in die Tasche schieben kann. Du bist ja ein Weib, und wenn man dich ertappt, so wird es dir weiter nichts als ein wenig Schande bringen, die bald wieder vorübergeht und die zu ertragen man sich in seiner Armut eben gewöhnen muss."

War es der Gräfin vorher schon schwer geworden, seine Befehle zu vollführen, so kam ihr dieses Gebot ganz unerträglich vor. Sie beteuerte unter Tränen, sie wolle lieber sterben, als sich dafür hergeben. Aber der Graf, der nur noch dieses letzte von ihr wollte, zwang ihr noch mit härteren Drohungen das Versprechen ab. Der alten Wirtin hatte er heimlich seinen ganzen Plan eröffnet, um welche Zeit und wohin sie am nächsten Morgen mit ihr zu gehen habe.
So fanden sich denn am andern Tag die Ritter und Damen von Barcelona zur bestimmten Stunde auf dem Schlosse ein und belebten mit Gesprächen und fröhlichem Tanz die fürstlichen Säle. Nach Weisung des Grafen führte die alte Gastwirtin fast mit Gewalt die unglückliche Bianca auf das Schloss, etwa eine Stunde vor dem Festmahl. Als sie dann unter andern armen Leuten versteckt im Saal erschien, schritt der Graf stattlich gekleidet und strahlenden Angesichts auf sie zu und sagte laut, dass alle es hören konnten: Willkommen, edle Gräfin, mein geliebtes Weib! Es ist nun endlich Zeit, dass aus dem Juwelenhändler von Navarra der Graf von Barcelona werde und aus euch, schlichte Pilgerin, die Tochter und Gemahlin eines Grafen!
Ganz aus der Fassung gebracht und voll Erstaunen blickte Bianca um sich, ob diese Worte an jemand neben ihr gerichtet wären. Dann aber erkannte sie an seiner Stimme und Gebärde, wer es war. Sie verstummte daher und war unentschlossen, was sie tun solle.
Der Graf jedoch sagte: Wofern es euch bedünkt, meine edle Gräfin, dass ich zu hart mit euch verfahren bin, so versetzet euch einen Augenblick an meine Stelle, als ihr mich, der ich euch innig liebte, spöttisch abgewiesen. Vielleicht finde ich dann in eurem Herzen etwas Nachsehen und Vergebung. Aber bei der Hoheit eurer Seele, die ich in eurer Erniedrigung besser kennen gelernt habe, als damals in eurem Glück, bitte ich euch, ihr möget meine Beleidigungen vergessen und sie mir verzeihen, gleich wie ich euch die eurigen. Und so möge es euch gefallen, mir jetzt im Angesichte meines Vaters, meiner Mutter und all der hier anwesenden Hofleute die Hand zu reichen, die ihr mir in Tolosa verweigert habt und die ich durch List dennoch gewann.
Die Gräfin hatte ihren verlorenen Mut wieder gefunden. Sie erwiderte mit fester Stimme und einem Antlitz voll Anmut und Würde: „Es

gereicht mir, mein Gebieter, zu grosser Freude, heute zu erfahren, wie viel grösser mein Glück als meine Vernunft gewesen, da ich sehe, dass ihr ein Graf seid und nicht ein Kaufmann, wie ich mir vorstellte. Ich kann euch eure Härte um so leichter verzeihen, als die Rache gerechter ist als die Beleidigung. Und so reiche ich euch hier meine Hand und gewähre oder besser bestätige euch das, was ich euch in Toulouse verweigerte und alsdann in Gegenwart unwürdiger Zeugen dennoch gab. Ich bin also bereit, euch anzugehören, wenn es euer Wille ist und es auch eurem Herrn Vater und eurer Frau Mutter wohlgefällt, dero Gnaden ich um Verzeihung bitte für die angetane Beleidigung und die ich immer lieben werde, wie eine eigne Tochter." Sie würde noch weiter gesprochen haben, wenn nicht die Freude des alten Grafen und der Gräfin-Mutter, wie auch die frohen und jubelnden Zurufe der Menge sie unterbrochen hätten. Man führte sie hinweg, zog ihr die Pilgerkleider aus und hüllte sie in königliche Gewänder.

Als dann das Hochzeitsfest vorüber war, wurde die Neuigkeit ihrem Vater, dem Grafen von Tolosa mitgeteilt. Dieser bestätigte das geschlossene Eheband und sandte reiche Geschenke nach. Die alte Kammerfrau jedoch, die zu allem geholfen hatte, kam in grössere Gunst als je. Bald darnach genas die junge Gräfin eines wunderlieben Knaben und schenkte später ihrem Gatten noch mehrere Kinder. Sie führte mit ihm ein langes und sehr glückliches Leben und ward geachtet und geliebt vom ganzen Land.

SELTSAME LIEBESGESCHICHTE AUS MESSINA

von MATTEO BANDELLO.

ES WAR IM JAHRE 1283, ALS DIE SIZILIANER, DER französischen Regierung müde und überdrüssig, beschlossen, an einem bestimmten Tage zur Vesperstunde alle Franzosen: Männer, Frauen und Kinder, so viele ihrer auf der ganzen Insel wären, umzubringen. Dieses wurde auch mit unerhörter Grausamkeit durchgeführt, so dass das schreckliche Ereignis noch heute unter dem Namen „Sizilianische Vesper" in aller Leute Erinnerung geblieben ist. Der Papst rief hierauf den König Piero von Aragonien aus Spanien herbei, der als Schwager des Königs Manfred von Neapel berechtigte Erbansprüche auf die Insel Sizilien hatte. König Piero bemächtigte sich Siziliens und hielt in Palermo prächtigen Hof. Als er hörte, dass König Karl II. von Neapel zu Land und zur See gegen ihn heranziehe, ihm die Insel streitig zu machen, zog er mit seiner Rittermacht und Flotte ihm entgegen und besiegte ihn. Dann verlegte er seinen Hof nach Messina, das der Südspitze Italiens gegenüberliegt und von Calabrien nur durch eine kurze Meerfahrt getrennt ist. So blieb denn das schöne Sizilien lange Zeit unter spanischer Herrschaft.

Nun lebte an Pieros Hofe in Messina ein sehr angesehener Baron und Ritter namens TIMBREO von Cardona. Dieser verliebte sich in die Tochter eines Edelmannes aus der Familie der Lionati, die als das schönste und lieblichste Mädchen ihrer ganzen Gegend unter dem Namen FENICIA bekannt war. Timbreo, der von Jugend auf sowohl zur See wie zu Lande dem König Piero stets treu gedient hatte, wurde von ihm mit Geschenken reich belohnt und erhielt unter anderen Ländereien die Grafschaft Collisano, so dass sein jährliches Einkommen ausser dem Gehalt, das er vom König bezog, sich auf über zwölftausend Golddukaten belief.

Graf Timbreo suchte nun täglich Gelegenheit, vor dem Hause, wo das schöne Mädchen wohnte, vorbeizugehen und pries den Tag



glücklich, an dem er sie sah. Fenicia jedoch, obwohl sie noch ein zartes Wesen war, merkte bald, warum der Ritter vorbeispazierte. Sie hatte gehört, dass Timbreo überall als ein besonderer Günstling des Königs galt, mit dessen Ansehen sich nur wenige messen konnten. Und indem sie wohl sah, wie fürstlich gekleidet er ging, welch schöner junger Mann er war und von wie feinen Sitten, begann auch sie, ihn freundlicher anzusehen und seine Ehrerbietung sittsam zu erwidern. Je mehr der Graf sie sah, desto heisser wurde seine Liebe, und er fühlte, wie sein Herz in süsser Sehnsucht sich nach ihr verzehrte. Sie sollte um jeden Preis die Seine werden. Aber da war alles vergeblich. Denn so viele Boten, Briefe und Geschenke er ihr auch schickte, so erhielt er nie eine andere Antwort, als dass sie ihre Reinheit und Liebe einzig und allein dem aufzubewahren gesonnen sei, der ihr vom Schicksal zum Gatten bestimmt werde.

Als Timbreo sah, wie standhaft sie blieb und dass er auf keine andere Weise in ihren Besitz gelangen könne, als wenn er sie zu seiner Gattin mache, beschloss er nach vielerlei Erwägungen, bei ihren Eltern um ihre Hand zu werben. Obgleich es ihm einerseits schien, dass er sich damit nicht wenig erniedrige, so wusste er doch andrerseits, von welch vornehmem und altem Geschlecht sie stammte. Er gedachte daher, nicht länger mehr zu zögern, und ging zu einem befreundeten Edelmann der Stadt. Dem erzählte er sein Vorhaben und bat ihn, Herrn Lionato aufzusuchen. Jener begab sich unverweilt zu Fenicias Vater und entledigte sich mit Geschick seines Auftrages. Als Herr Lionato solch erfreuliche Nachricht hörte, liess er, ohne lange mit Freunden und Verwandten zu beraten, durch eine verbindliche Antwort dem Grafen sagen, wie sehr er sich geehrt und glücklich schätze, mit ihm verwandt zu werden. Zu Hause erzählte er dann seiner Frau und der Tochter Fenicia von dem Versprechen, das er dem Ritter gegeben hatte. Das gefiel dem Mädchen über alle Massen, und mit demütigem Herzen dankte sie Gott, dass ihre reine Liebe mit solchem Erfolg gekrönt werden sollte.

Aber das Schicksal, welches nie aufhört, der Menschen Glück zu stören, fand einen Weg, die ersehnte Hochzeit der beiden zu verhindern. Und höret, wie: Das Gerücht hatte sich schnell verbreitet,

dass in wenigen Tagen der Graf Timbreo von Cardona die schöne Fenicia heimführen werde. Das gefiel allen Messinesen; denn jedermann mochte dem Vater Lionato dies Glück gönnen, da er bei allen Bürgern beliebt war und keinem Schaden zufügte, sondern vielmehr nur auf das Wohl seiner Mitmenschen bedacht war.
Nun lebte in Messina ein anderer junger Ritter aus vornehmem Geschlecht, namens GIRONDO Valenziano, der sich im Kriege ausgezeichnet hatte und als einer der freigebigsten des Hofes bekannt war. Als dieser von Fenicias baldiger Hochzeit hörte, ward er überaus unglücklich; denn er hatte sich kurz vorher auch in die Schönheit dieses Mädchens verliebt und gedachte eher zu sterben, als Fenicia nicht zu gewinnen. In allen Kriegszügen war er Timbreos Waffenfreund und Begleiter gewesen, und es herrschte zwischen ihnen eine brüderliche Freundschaft. Aber von ihrer Liebe hatten sie aus Eifersucht einander nie erzählt, sondern sie sich merkwürdigerweise immer verheimlicht. Und so gewaltig erfasste ihn jetzt der Schmerz, dass er sich von seiner Leidenschaft, ohne irgendwelche Rücksicht mehr zu kennen, zu einer Handlung hinreissen liess, die nicht bloss für einen Edelmann und Ritter, der er war, sondern für jeden höchst verwerflich zu nennen ist. Er gedachte nämlich zwischen Graf Timbreo und seiner Braut eine solche Zwietracht auszusäen, dass ihr Ehebund auseinanderginge. Dann hoffte er mit Leichtigkeit, Fenicia zu erlangen. Er fand denn auch bald den geeigneten Mann, dem er seinen Plan mitteilte. Das war ein junger Höfling, der als ein Mensch von geringer Abkunft eher zu allem Schlechten als zu etwas Gutem bereit war und den er trefflich unterwies, wie die Sache anzufangen wäre. So begab sich denn dieser am andern Morgen zu Timbreo, der noch nicht ausgegangen war, sondern ganz allein im Garten auf und nieder ging. Der Ritter empfing ihn freundlich, und nachdem sie von allerlei geredet hatten, hub der Höfling also an: „Mein Herr, ich bin in dieser Morgenfrühe zu Euch gekommen, um mit Euch Dinge von grosser Wichtigkeit zu besprechen, die Eure Ehre und Euren Nutzen betreffen. Und da ich Euch leicht etwas sagen könnte, das Euer Herz beleidigte, so bitt' ich Euch im voraus um Verzeihung; denn nur eine gute Absicht hat mich hergeführt. Zur Sache zu kommen, so hörte ich gestern,

dass ihr entschlossen seid, Fenicia, die Tochter des Messere Lionato zu heiraten. Nun aber seht zu, was Ihr da unternehmt und traget Sorge zu Eurer Ehre. Denn ich sage Euch, ein Edelmann und guter Freund von mir besucht sie jede Woche einige Male. Er wird auch heute wieder zu ihr gehen, und ich begleite ihn wie gewohnt. Wollt Ihr mir Euer Ritterwort verpfänden und mir schwören, weder mich noch meinen Freund zu beleidigen, so sollt Ihr alles selbst mit eigenen Augen sehen. Und dass Ihr's wisst, so sind es schon viele Monate her, dass sich mein Freund Fenicias Gunst erfreut. Der Dank, den ich Euch schulde für die vielen Dienste, die Ihr mir erwiesen, hat mich bewogen, Euch diese Sache zu offenbaren. Nun mögt Ihr tun, was Euch das beste dünkt."

Auf diese Rede hin blieb Timbreo ganz sprachlos und dermassen bestürzt, dass er nicht wusste, was er sagen sollte. Nachdem er lange stillgeschwiegen und der gerechte Groll über seine innige Liebe zu Fenicia die Oberhand gewonnen hatte, sprach er mit tiefem Seufzer zu dem Höfling also: „Mein Freund, ich kann nicht anders, als dir ewig dankbar sein, wenn ich sehe, wie viel dir an meiner Ehre gelegen ist. Eines Tages werde ich dir's mit Taten beweisen, wie sehr ich dir verpflichtet bin. Und weil du mir freiwillig angeboten hast, das mit eigenen Augen zu sehen, was ich mir nie geträumt hätte, so bitte ich dich, auch heute deinen Freund wieder zu begleiten. Ich gelobe dir mit meinem Ehrenwort, weder dir noch deinem Freunde irgend etwas Leides zuzufügen und die Sache immer geheim zu halten, damit dein Freund sich ruhig seiner Liebe freuen möge. Denn es ist meine eigene Schuld, wenn ich nicht gleich von Anfang an die Augen offen hielt."

Darauf erwiderte der Jüngling: „Ihr werdet, mein Herr, heute Nacht um drei Uhr auf Fenicias Haus zugehen und Euch in jenen Ruinen verbergen, die ihrem Garten gegenüber liegen." Es war nämlich auf jener Seite des Palastes ein grosser Saal, dessen Fenster Tag und Nacht offen standen und wo Fenicia oft herauszuschauen pflegte, weil man von dort aus eine ungleich schönere Aussicht hatte auf den Garten und hinunter auf das Meer. Lionardo aber bewohnte mit seiner Familie den andern Flügel; denn der Palast war alt und gross, so dass er nicht bloss die Leute eines Edelmannes, sondern

eines Fürstenhofes aufnehmen konnte. Nachdem dies also abgemacht war, verliess ihn der falsche Höfling und kehrte zu dem treulosen Girondo zurück, der sich köstlich über den Anschlag freute, da nun alles Punkt für Punkt zu gelingen schien. Als dann die verabredete Stunde gekommen war, kleidete Girondo einen seiner Diener in vornehmen Samt und Seide und parfümierte ihn mit den lieblichsten Wohlgerüchen. So ging der fingierte Liebhaber in Begleitung jenes Jünglings, der am Morgen mit Timbreo gesprochen hatte und eines dritten, der eine Leiter trug, zu Fenicias Palast.

Wie es indessen Timbreo zumute war, das zu beschreiben wäre vergebliche Mühe. Zu leichtgläubig und von Eifersucht geblendet, wie er war, konnte er den ganzen Tag über nichts essen. Eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit ging er dann in jenes zerfallene Gemäuer und hielt sich dort so versteckt, dass er jeden sehen konnte, der vorüberging. Es schien ihm unmöglich zu sein, dass Fenicia einem andern ihre Liebe schenken möchte. Und dann sagte er sich wieder, dass die Frauen unbeständig, leicht veränderlich und nach immer neuen Dingen begierig sind, so dass er sie bald verurteilte, bald wieder entschuldigte. Inzwischen aber spähte er nach jedem geringsten Laut. Die Nacht war nicht besonders finster, aber äusserst ruhig. Und richtig, da hörte er ein Geräusch von Schritten, das immer näher und näher kam. Er vernahm auch einige Worte, aber nur undeutlich. Gleich darauf sah er drei Männer vorübergehen und erkannte auch den Jüngling, der ihn am Morgen gewarnt hatte. Wer aber die zwei andern waren, das konnte er nicht herausbringen. Als die drei an ihm vorüberzogen, hörte er, wie der parfümierte Liebhaber zu dem, der die Leiter trug, sagte: „Sieh zu, dass du die Leiter geschickt ans Fenster lehnst, dass ja kein Lärm entsteht. Denn das letzte Mal, als wir hier waren, sagte mir das Fräulein, du hättest die Leiter zu laut an den Balkon gestellt. Besorg alles ganz leise heute."

Diese Worte hörte der Graf ganz deutlich, und es waren für ihn ebenso viele Stiche in sein Herz. Obgleich er allein war und keine andere Waffe hatte als seinen Degen, während die anderen ausserdem noch zwei Lanzen und vielleicht noch andere Waffen bei sich trugen, so flammten in ihm Zorn und Eifersucht so heftig auf, dass

er beinahe aus seinem Versteck herausgesprungen wäre, um jene drei anzufallen und den vermeintlichen Rivalen zu erstechen oder selbst auf dem Platze liegen zu bleiben. So hätte er doch seiner brennenden Herzensqual ein für allemal ein Ende gemacht. Aber dann fiel ihm sein Versprechen wieder ein und welch schändlicher Verrat es wäre, die anzugreifen, die sich auf sein Ehrenwort verliessen. So sehr also Zorn, Abscheu, Groll und Hass in seinem Herzen wühlten, beschloss er dennoch, den Ausgang dieser Sache abzuwarten.

Unterdessen waren die drei unten an dem Balkon angekommen, hatten die Leiter sachte angelehnt, und der Liebhaber war zum Fenster hineingesprungen, als wenn er sich daselbst gut auskannte. Jetzt wurde der arme Timbreo, welcher glaubte, sein Nebenbuhler würde nun all die Zärtlichkeiten und das Liebesglück bei Fenicia geniessen, das er für sich so lange schon ersehnte, so von Eifersucht erfasst, dass seine Liebe zu Fenicia sich in tötlichen Hass verwandelte. Er wollte daher nicht warten, bis der andere wieder aus dem Fenster stiege, sondern ging weg und begab sich schnurstraks nach Hause. Der Höfling, der ihn hatte fortgehen sehen, gab bald darauf ein verabredetes Zeichen. Daraufhin stieg der verkleidete Diener wieder herab, und sie kehrten zusammen zum Hause Girondos zurück, dem die Erzählung von diesem Vorgang unmässige Freude bereitete, da er sich seiner Fenicia schon sicher wähnte.

Timbreo hatte den Rest der Nacht sehr wenig geschlafen. Früh am Morgen stand er auf, liess jenen Bürger zu sich rufen, durch dessen Vermittlung er um die Hand Fenicias gebeten hatte und erzählte ihm alles. Dieser begab sich, obwohl ungerne, um die Essenszeit zu Herrn Lionato, der im Saale auf und ab ging und wartete, bis das Mittagsmahl bereit wäre. Auch Fenicia, das arme, unschuldige Kind sass da und war in Gesellschaft der beiden jüngern Schwestern und der Mutter an einer Seidenstickerei beschäftigt. Als der Bürger zu ihnen kam, nahm ihn Messere Lionato liebenswürdig auf, worauf dieser sprach: „Ich habe etwas auszurichten von Herrn Timbreo an Euch, Eure Frau und an Fenicia.“ „Seid mir willkommen,“ antwortete Lionato, „und was gibt es Neues? Lasst hören, was für Botschaft uns der Ritter bringen lässt.“

Hierauf fuhr der Bote also zu reden fort: „Man pflegt gewöhnlich zu sagen, dass ein Gesandter, der da ausrichtet, was ihm aufge-

tragen worden, keinerlei Strafe zu erleiden hat. Ich komme im Auftrag eines andern, und es tut mir schmerzlich leid, wenn ich eine unangenehme Nachricht bringen muss. Herr Timbreo lässt Euch, Messere Lionato, und Eurer gnädigen Frau sagen, dass Ihr Euch einen andern Eidam suchen möchtet, da er nicht gewillt ist, Euch als Schwiegereltern zu behalten. Und dies nicht etwa, weil er gegen Euch was habe, die er für redliche und angesehene Leute hält, sondern weil er mit eigenen Augen an Fenicia etwas gesehen, was er nie für möglich gehalten hätte. Dir aber, Fenicia, lässt Timbreo sagen, dass er nimmermehr geglaubt hätte, einen solchen Lohn für innige Liebe und Treue zu finden. So magst Du Dir nun einen andern Gatten suchen, wie Du auch einen andern Liebhaber gefunden hast, oder den zum Manne nehmen, dem Du dein Heiligstes und Schönstes hingegeben. Mit Dir aber will er fürderhin nichts mehr zu tun haben."

Als Fenicia diese bittere und schmachvolle Botschaft vernommen hatte, sank sie wie tot zurück. Auch Herrn Lionato und die Mutter hätte beinahe der Schlag getroffen. Dann, als er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, sagte er: „Mein Freund, es war mir immer gleich vom ersten Tage an, da Du von dieser Heirat sprachst, dass Herr Timbreo seiner Werbung nicht treu bleiben werde; denn ich wusst' es wohl, dass ich ein armer Edelmann bin und mit seinesgleichen mich nicht messen kann. Nichtsdestoweniger scheint es mir, dass, wenn es ihn gereut hat, mein Kind zur Frau zu nehmen, er dies einfach hätte sagen können und sie nicht mit solcher Schande zu beflecken brauchte, wie er es nun tut. Es ist allerdings wahr, dass in der Welt kein Ding unmöglich ist. Doch weiss ich, wie meine Kinder auferzogen sind und kenne ihre Sitten. Der gerechte Gott wird, so hoffe ich, die Wahrheit eines Tages ans Licht bringen."

Auf diese Antwort hin verliess der Bote das Haus, und Herr Lionato war und blieb der festen Meinung, dass es den Grafen gereut hätte, mit ihm verwandt zu werden, weil es ihm schiene, als ob er gar zu sehr seiner stolzen Ahnen vergesse und sich damit erniedrige. Es war zwar das Geschlecht der Lionati von uraltem Adel. Sie hatten vor Jahrhunderten viele Städtchen, Schlösser und Ländereien in Sizilien besessen, waren aber dann durch die ewigen Kriegs-

wirren heruntergekommen, wie das so mancher andern Familie auch erging. So besass denn Herr Lionato zwar noch den ererbten, prächtigen Palast, dabei aber doch nur das Vermögen eines Privatedelmannes, und das, so dachte er, werde dem Grafen als zu gering vorgekommen sein.

Fenicia indessen, die als feines und zartes Wesen an solche Schicksalsschläge nicht gewöhnt war, wünschte, als sie sich dermassen ungerecht beschuldigt sah, lieber tot zu sein, als länger zu leben, und überliess sich ganz einem tiefen unergründlichen Schmerz. Sie verlor sogleich ihre natürliche Farbe und glich eher einem Marmorbild als einem lebenden Wesen. Darum wurde sie zu Bett gebracht. Mit warmen Tüchern und allen möglichen Heilmitteln suchte man die verirrten Lebensgeister wieder zurückzurufen. Man eilte zu mehreren Ärzten, und gleich verbreitete sich das Gerücht, dass Fenicia am Sterben liege. Auf diese Nachricht kamen verwandte und befreundete Edeldamen, das ungückliche Kind zu trösten, wobei sie nicht verfehlten, den Grafen Timbreo mit bitteren Vorwürfen zu schelten. Sie sassen rings um das Bett der Kranken, die nach einer Weile wieder ein wenig zu sich gekommen war und ihr Gespräch und Weinen gehört hatte. Fenicia bat mit schwacher Stimme, sich zu beruhigen, und sprach, indem sie ihre letzten Kräfte zusammenraffte, also: „Meine lieben Mütter und Schwestern! Trocknet nunmehr eure Tränen, die euch nichts nützen, mir aber nur das Leid vergrössern und die Sache nicht ändern. Da es unserm Herrn und Gott so gefallen hat, so müssen wir uns in Geduld fassen. Der Schmerz, den ich empfinde und der mir den Lebensfaden zernagt, ist nicht der, dass ich geächtet bin, sondern die Art, wie Timbreo mich verstossen hat. Das ist's, was mich am tiefsten kränkt und mich darniederwirft. Herr Timbreo konnte sagen, dass ich ihm als Gattin nicht gefalle, und alles war gut. Aber dass er mich als ehrloses Mädchen hinstellt, auf das die andern mit den Fingern zeigen, und mich eines Fehltritts bezichtigt, den ich niemals geträumt, geschweige denn verübt hätte, das ist mein Tod. Aber habe ich's nicht immer gesagt, dass mein Stand einem solchen Baron und Ritter nicht gleichkommt? Habe ich nicht oftmals wiederholt, dass es meine Fähigkeiten übersteigt, so hoch zu heiraten? Zwar,

was den Adel und das Alter unserer Familie anbetrifft, so weiss man aus uralten Briefen, dass das Geschlecht der Lionati zu den edelsten und besten ganz Siziliens gehört und dass es in die Zeit vor Christi Geburt zurückgeht, wo die Römer noch regierten. So bin ich also nur unseres geringen Reichtums halber dieses Ritters nicht würdig. Aber dass er mich unschuldig verstossen und verschmäht hat, das weiss Gott der Herr, dessen heiliger Name allezeit gelobt und gepriesen werde. Und wer weiss, ob mich seine himmlische Gnade vor einem Unheil hat erretten wollen. Darum mache Gott mit mir, was seiner hohen Weisheit als das beste erscheint. Ich werde ihn von ganzem Herzen bitten, dass er dem Herrn Timbreo die Augen öffne, nicht dass er mich zu seiner Gattin nehmen soll, sondern dass er seines schweren Irrtums einst gewahr werde. Möge er dann mit einer andern glücklich sein. Mir werden binnen kurzem ein paar Schaufeln Erde genügen. Und so gebe ich Gott meine Seele rein zurück, wie er sie mir verliehen hat, und wünsche nichts mehr, als aus diesem irdischen Kerker erlöst zu werden, um in den ewigen Frieden einzugehen."

Nach diesen Worten bemächtigte sich ihrer ein so grosser Schmerz, dass sie nur noch einige Worte stammeln konnte und schliesslich ganz verstummte. Zugleich übergoss ein kalter Schweiss all ihre Glieder. Sie faltete ihre Hände und sank wie tot zurück. Nun gaben auch die Ärzte, die bisher dageblieben waren und alle Mittel versucht hatten, sie verloren und erklärten, der Gram sei so gross gewesen, dass er ihr das Herz gebrochen habe. Nochmals riefen die Frauen einen der Ärzte zurück, dass er dem armen Kind den Puls fühle. Da er aber nichts mehr verspürte, sagte er, sie sei verschieden. Welch ein Jammer, Wehklagen und Weinen jetzt im Hause entstand, das überlasse ich euch, es auszudenken. — Bereits waren so fünf oder sechs Stunden seit Fenicias Tod verflossen, als man das Begräbnis für den nächsten Tag anordnete. Die Mutter war, nachdem die Menge der Edelfrauen sich entfernt, mit einer Schwägerin allein zurückgeblieben. Sie liessen Wasser ans Feuer stellen, schlossen sich in das Zimmer ein und begannen, den toten Leib Fenicias mit warmem Wasser zu waschen. Schon etwa sieben Stunden hatten die erschöpften Lebensgeister des Kindes gestockt,

als die erkalteten Glieder durch das warme Wasser wieder zu ihrem alten Dienst zurückkehrten und das Mädchen sichtbare Zeichen gab, dass sie noch lebe. Ein ganz klein wenig öffneten sich ihre Augen. Beinahe hätten die Mutter und die Schwägerin laut aufgeschrien. Sie legten ihr die Hand aufs Herz und fühlten einige schwache Regungen. Jetzt waren sie fest überzeugt, dass noch Leben in ihr sei, und begannen, mit warmen Tüchern und andern Mitteln, ohne jedoch den geringsten Lärm zu machen, den erstarrten Leib zu erwärmen, bis Fenicia zu sich kam, die Augen öffnete und mit tiefem Seufzer sagte: „O weh! Wo bin ich?“ — „Siehst du nicht, dass du hier bei mir bist und bei deiner Muhme? Du hattest eine so tiefe Ohnmacht, dass wir glaubten, du wärest gestorben. Aber Gott sei gepriesen, dass du noch lebst!“ — „O, wie viel besser wäre mir,“ erwiderte Fenicia, „ich wäre tot und aller Qual und Trübsal los!“ — „Mein liebes Kind,“ sagten die Mutter und die Tante, „schick dich ins Leben, da es Gott so will, und für das Übrige wird man auch wieder Mittel und Wege finden, dass alles noch gut wird.“
Die Mutter suchte die Freude, die sie empfand, zu verbergen, öffnete ein wenig die Tür des Gemachs und liess den Vater rufen, der augenblicklich kam. Als er sah, dass sein Kind wieder zu sich gekommen, war seine Freude unbeschreiblich. Sie berieten nun miteinander, was zu tun wäre. Vor allem wollte er nicht, dass irgend jemand etwas von dieser Neuigkeit erfahre, sondern beschloss, das Mädchen aus Messina fortzuschicken auf das Landgut seines Bruders, dessen Frau als Tante hier war. Dann liess er dem Kind köstliche Speise und feinen Wein geben, so dass es seine frühere Kraft und Schönheit wieder gewann. Auch liess er seinen Bruder rufen und unterrichtete ihn insgeheim von dem, was er geplant hatte. Herr Girolamo (so hiess der Bruder) sollte in der kommenden Nacht Fenicia in sein Haus nehmen und sie dort in Gesellschaft seiner Frau streng verborgen halten. Wenn dann alles nötige zu ihrem Empfang in der Villa vorbereitet wäre, sollte in aller Morgenfrühe die Tante mit einer ihrer Töchter, sowie Fenicia, die damals sechzehn Jahre alt war, und ihrer jüngern Schwester, die dreizehn bis vierzehn zählte, auf das Land hinausgehen. Und so geschah es. Die Absicht dabei war, dass Fenicia durch die Luftveränderung

wachse und erstarke und man sie zwei oder drei Jahre später unter einem andern Namen verheiraten könne.

Am andern Morgen, als das Gerücht von Fenicias Tode sich in ganz Messina verbreitet hatte, ordnete Messere Lionato die Leichenfeier an. Er liess einen Sarg herstellen, in welchen er, ohne dass jemand etwas merkte, ich weiss nicht was, hineintat. Sodann wurde der Sarg geschlossen, vernagelt und verpicht, so dass jeder für gewiss des Glaubens war, dass darin der Leib Fenicias ruhe. Am Abend, als Herr Lionato und alle seine Verwandten sich schwarz gekleidet hatten, geleiteten sie den Sarg zur Kirche, wobei sowohl der Vater wie die Mutter einen solch grossen Schmerz bezeigten, als ob sie wirklich ihr liebes Kind zur letzten Ruhestätte geleitet hätten. Jedermann war davon gerührt, und da man allgemein die Ursache des Todes erfahren hatte, so hielten es die Bürger für gewiss, dass der Ritter Timbreo jene Fabel rein erdichtet hätte. So wurde denn der Sarg in der Kirche beigesetzt zur allgemeinen Trauer der ganzen Stadt. Über der Gruft wurde ein Marmorstein errichtet und das Wappen der Familie Lionati angebracht. Auch liess Herr Lionato eine rührende Grabschrift setzen, aus der Fenicias Schicksal zu ersehen war.

Nach diesen feierlichen Exequien sprach man in der ganzen Stadt lange Zeit von nichts anderem als von Fenicias Tode und dessen Ursache, wobei der eine diese, der andere jene Ansicht äusserte. Alle aber bekundeten ein grosses Mitleid mit Fenicia, die das Opfer einer erfundenen Geschichte geworden sei. Auch den Ritter Timbreo überkam ein tiefer Schmerz. Es presste sich ihm das Herz zusammen, und er wusste nicht, wie ihm geschah. Es schien ihm doch, als ob ihn keinerlei Schuld treffe und dass er den Tadel, womit ihn seine Mitbürger offen oder hinterrücks bedachten, nicht verdiene, da er doch mit eigenen Augen einen Mann hatte die Leiter hinaufklettern und ins Haus schlüpfen sehen. Dann, als er sich die Sache besser überlegte, als auch sein Hass gegen Fenicia sich bedeutend gemildert und die Vernunft ihm die Augen geöffnet hatte, da dachte er bei sich selbst, dass jener vielleicht zu jemand anderem habe gehen wollen oder um zu rauben und zu stehlen gekommen wäre. Auch fiel ihm ein, dass Herrn Lionatos Haus sehr gross und

jener Flügel, wo der Unbekannte eingestiegen, gänzlich unbewohnt sei. Schliesslich wurde es ihm ganz klar, dass es eigentlich gar nicht möglich war, zu Fenicia zu gelangen, weil sie mit ihren Schwestern in einem inneren Gemache auf der anderen Seite des Hauses schlief, so dass der Betreffende nur durch der Eltern Schlafraum hätte zu ihr gelangen können. Auf diese Weise von seinen Gedanken bestürmt und gequält, fand der Ritter keine Ruhe mehr.

Noch schlimmer erging es dem Girondo, der bei der Nachricht von Fenicias Tode sich gestehen musste, dass er an ihrem Tode direkt schuld sei. Das Gewissen erwachte in ihm. Er mochte nichts mehr essen und fand keinen Schlaf mehr. Wie einer, der den Verstand verloren, fuhr er aus den Träumen empor, geisterte gespenstartig hin und her und konnte nirgends Rast noch Ruhe mehr finden. Als dann der siebente Tag nach der Bestattung Fenicias gekommen war, schien es ihm, als ob er nicht mehr länger leben könnte, wenn er dem Herrn Timbreo seine Schandtat nicht entdeckte. Er begab sich also gegen die Mittagsstunde zum Palast des Königs und begegnete gerade Herrn Timbreo, welcher vom Hofe kam und nach Hause gehen wollte, worauf er zu ihm sprach: „Herr Graf, wenn es Euch nicht zu beschwerlich ist, so erzeigt mir den Gefallen, mit mir hier in die Nähe zu gehen, da ich Euch etwas sagen muss."

Timbreo, der den Herrn Girondo als Waffengefährten lieb gewonnen hatte, ging mit ihm, und so kamen sie, bald über dies, bald über jenes sprechend, nach wenigen Schritten zu der Kirche, wo Fenicias Grabmal war. Dort angelangt, verbot am Eingang Herr Girondo seinen Dienern, ihm weiter in das Gotteshaus zu folgen, und ersuchte auch Timbreo, die seinigen zurückzulassen. Dann betraten sie allein die Kirche, in der niemand war, und Girondo führte seinen Begleiter zu Fenicias Grabkapelle. Dort kniete Herr Girondo vor dem Grabe nieder, riss einen Dolch, den er zur Seite trug, heraus und gab ihn so entblösst Timbreo in die Hand. Der wusste vor Verwunderung nicht, was daraus werden sollte und hatte auch noch gar nicht wahrgenommen, vor wessen Gruft Girondo kniete. Darauf begann dieser unter Schluchzen also zu reden: „Edler Ritter! Da ich Euch nach meinem Dafürhalten tödlich beleidigt habe, so bin ich gekommen, um Verzeihung zu erbitten; denn mein Verbrechen ist

derart, dass es keine Gnade verdient. Wenn ihr also Eurer Ehre würdig handeln, wenn ihr eine ritterliche Tat vollbringen, wenn Ihr ein der Welt und Gott gefälliges Werk tun wollt, so stosst den Dolch, den Ihr in Händen habt, in dieses mein verräterisches Herz und sühnt mit meinem Blut die heiligen Gebeine der Fenicia, die hier im Grabe ruht. Denn wisset, ich allein bin schuld gewesen an ihrem unschuldigen und allzu frühen Tod."

Herr Timbreo, der erst jetzt bemerkte, dass sie vor der Gruft Fenicias standen, und gehört hatte, was Herr Girondo gesagt, geriet ganz ausser sich und wusste nicht, was seines Begleiters Rede zu bedeuten hätte. Er bat Girondo aufzustehen und ihm ausführlich den Zusammenhang zu erklären. Gleichzeitig schleuderte er den Dolch weit weg. Nach vielen Bitten erhob Girondo sich endlich und erzählte, oft vom Weinen unterbrochen, also: „So sollst du wissen, Freund, dass ich Fenicia feurig liebte. Doch als ich sah, dass ich von ihr nie einen freundlichen Blick noch das geringste Zeichen ihrer Huld erhalten konnte, und ich hörte, dass sie dir als Gattin zugesprochen war, da bildete ich mir ein, von einer wahnsinnigen Gier geblendet, einen Weg zu finden, dass du sie nicht bekämest. Und da ich keinen andern Ausweg finden konnte und nicht weiter dachte, erfand ich den verwegensten Anschlag von der Welt. Mit Trug und Blendwerk brachte ich's zustande, dass du einen in ihr Haus einsteigen sahst, der niemand anders war als einer meiner Diener. Desgleichen war auch jener, der mit der Botschaft zu dir kam, dass Fenicia einem andern ihre Liebe zugewendet, von mir in allem gründlich unterrichtet. So kam es, dass du am nächsten Tage Fenicia verstiessest. Aus Gram darüber starb sie und wurde hier bestattet. Da ich an alledem die Schuld trage, indem ich sowohl dich als sie beleidigt habe und ihr Totengräber geworden bin, so bitte ich dich nochmals auf den Knien, du möchtest für euch beide Rache nehmen; denn länger kann ich so nicht weiter leben."

Als Timbreo dies vernommen hatte, beklagte er das Verhängnis, das Fenicia betroffen, und sah wohl ein, dass er das schon Geschehene nicht mehr ändern könne, da ja Fenicia gestorben und nicht mehr von den Toten zu erwecken wäre. Auch an Girondo gedachte er keine Rache zu nehmen, sondern ihm alles zu verzeihen

und dafür zu sorgen, dass der gute Name Fenicias wieder hergestellt werde. Er bat also Girondo, aufzustehen und redete nach vielen Seufzern also zu ihm: „Wie viel besser wäre es für mich, wenn ich nie geboren oder taub zur Welt gekommen wäre, dass ich so Schreckliches niemals von dir hätte hören müssen. Denn nimmermehr werde ich nun des Lebens froh sein können, wenn ich täglich denken muss, dass meine Leichtgläubigkeit ihr den Tod gebracht. Da das Geschehene nun geschehen ist und nicht zu ändern, so will ich keine weitere Rache an dir nehmen, weil ich damit nur Freund auf Freund verlöre, Schmerz auf Schmerzen häufte und auch mit deinem Tode die Verstorbene nicht zu erwecken vermöchte. Eines freilich muss ich an dir tadeln, auf dass du nie mehr in den gleichen Fehler fällst: Und das ist, dass du mir deine Liebe nie entdeckt hast, da du doch wusstest, dass ich in sie verliebt war. Doch jetzt ist es geschehen und nicht mehr zu ändern. Nun musst du freilich eines noch mir zu gefallen tun, um das ich dich jetzt bitte."
„Befiel mir, mein Gebieter," sagte Girondo. „Ich bin zu allem bereit, wornach dein Wille steht." „Ich wünsche," fuhr Timbreo fort, „dass wir es unsere erste Sorge sein lassen, Fenicias bescholtene Ehre wieder herzustellen. Und zwar zuvörderst bei den untröstlichen Eltern und alsdann auch bei allen Bürgern von Messina." Darauf erwiderte Girondo: „In deiner Macht steht's, zu befehlen; ich habe nichts zu tun, als zu gehorchen. Bin ich dir vorher durch Freundschaft verbunden gewesen, so bin ich dir jetzt durch das grosse Unrecht verpflichtet, das ich dir angetan."
Nach diesem Gespräch knieten beide vor dem Grabe nieder und baten Fenicia und Gott den Herrn demütig um Vergebung. Dann trockneten sie ihre Tränen und begaben sich zusammen zum Hause Lionatos, der soeben mit seinen Verwandten das Mittagsmahl beendigt hatte. Als er hörte, dass die beiden Herren ihn sprechen wollten, ging er ihnen voll Verwunderung entgegen und hiess sie willkommen. Die beiden sahen, wie Herr Lionato und seine Frau in Trauer gekleidet waren und konnten vor innerer Bewegung kaum zu Worte kommen. Es wurden ihnen Stühle gereicht, worauf Timbreo vor allen Anwesenden die schmerzliche Geschichte erzählte und dann sich mit Girondo vor den Eltern auf die Knie warf, um

Verzeihung zu erlangen. Messere Lionato weinte vor Rührung und vor Freude, umarmte sie beide liebevoll und verzieh ihnen jegliches Unrecht, indem er Gott dankte, dass nun doch die Unschuld seines Kindes ans Licht gekommen war, wie er's zum voraus gesagt hatte. Nach mancherlei Gesprächen wandte sich Timbreo an Herrn Lionato: „Herr Vater," sagte er, „weil das Geschick meinen heissen Wunsch, Euer Eidam zu werden, nicht erfüllt hat, so bitte ich Euch, über mich und mein Eigentum zu verfügen, wie wenn die Verwandtschaft zwischen uns vollzogen wäre. Ich werde Euch immerfort die Ehrerbietung und Willigkeit erzeigen, die ein liebevoller Sohn einem guten Vater schuldig ist. Geruhet also zu befehlen, und es wird nichts so Schwieriges geben, das ich für Euch zu tun nicht bereit wäre."

Dafür dankte ihm der Alte mit liebreichen Worten und sprach: „Weil Ihr mir denn ein so grossmütig Anerbieten macht und das Schicksal mich Eurer Verwandtschaft nicht würdig befunden hat, so bitte ich Euch um eines, das Euch nicht schwer fallen wird: Versprecht mir, dass, wenn Ihr dereinst wieder einmal eine Frau nehmen wollt, Ihr mir's vorher zu wissen tut, und wenn ich Euch dann eine gefunden, die Euch passt, dass Ihr die wählt." Das schien Timbreo eine gar geringe Forderung für den Verlust, den er ihm angetan. Er reichte ihm die Hand, und sie ihm küssend sprach er: „Herr Vater, das gelob ich Euch in Gegenwart all dieser andern Edelleute" Auch Herr Girondo erklärte sich zu seinen Diensten bereit. Hernach verabschiedeten sich die beiden Ritter, und in Messina verbreitete sich alsbald die Wahrheit über Fenicias Unschuld. Am gleichen Tag noch liess der Vater seiner Tochter Fenicia auf dem Lande die frohe Botschaft überbringen, worüber sie sich innig freute und Gott demütig dankte für die wieder erlangte Ehre.

So war ungefähr ein Jahr verflossen, seitdem Fenicia auf dem Landgut sich befand. Dort hatte man sie so geheim gehalten, dass niemand ahnen konnte, sie lebe noch. Inzwischen hatte Herr Timbreo vertraute Freundschaft gepflegt mit Messere Lionato. Der liess sein Kind auch alles wissen, was er im stillen geplant hatte. Fenicia war indessen über alles Beschreiben schön geworden und hatte

eben ihr siebzehntes Altersjahr erreicht. Auch war sie so sehr gewachsen, dass niemand, der sie gesehen, wieder erkannt hätte, besonders weil man glaubte, sie wäre längst gestorben. Die jüngere Schwester, welche ihr Gesellschaft leistete, war jetzt etwa fünfzehn Jahre alt und hiess Belfiore. Sie glich auch in der Tat der schönsten Blume und gab an Liebreiz ihrer Schwester wenig nach. Wie das ihr Vater Lionato, der seine Kinder oft besuchte, sah, beschloss er, mit der Ausführung seines Planes nicht mehr zu zögern.

Als er daher eines Tages mit den beiden Rittern sich allein befand, sagte er lächelnd zu Timbreo: „Nun scheint mir der Tag gekommen zu sein, wo ich mich meiner Verpflichtung entledigen kann. Ich glaube nämlich, für Euch ein gar feines und schönes Mädchen gefunden zu haben, mit dem Ihr Euch, sobald Ihr sie gesehen, gewiss zufrieden geben werdet. Und wenn Ihr auch nicht so viel Liebe ihr entgegenbringt wie der seligen Fenicia, so seid gewiss, dass sie nicht minder schön und edel ist wie jene. Auch fehlen ihr die andern weiblichen Gaben und Vorzüge keineswegs. Ihr sollt sie sehen, und es steht dann immer noch in Eurem Belieben, zu tun, was Euch das Beste dünkt. Am Sonntag Morgen komme ich in Begleitung von Verwandten und Freunden zu Euch, und Ihr haltet Euch mit Herrn Girondo bereit. Dann gehen wir zusammen auf ein Landgut, etwa drei Meilen vor der Stadt. Dort hören wir die Messe, besuchen dann das Mädchen, von dem ich Euch gesprochen habe, und dann speisen wir miteinander zu Mittag."

Herr Timbreo nahm die Einladung an und hielt sich am Sonntag in der Frühe mit Herrn Girondo bereit, um über Land zu reiten. Und richtig, da kam Herr Lionato mit einer Schar von Freunden und hatte in dem Landhaus schon alles zum festlichen Empfang zurichten lassen. Nachdem sie sich begrüsst, ritten sie unter fröhlichem Geplauder alle zusammen zur Stadt hinaus. Man redete, wie's zu geschehen pflegt, von diesem und jenem, und so langten sie, ehe sie sich's versahen, auf dem Landgut an, wo sie ehrenvoll empfangen wurden. Dann hörten sie die Messe in einer hübschen kleinen Kirche, die in der Nähe lag. Hierauf verfügten sie sich alle in die Villa zurück und betraten den grossen Saal, der mit alexandrinischen Gobelins und Teppichen köstlich geschmückt war. Als sie alle ver-

sammelt waren, siehe, da öffnete sich die Türe, und es erschienen viele Edeldamen, unter denen Fenicia und Belfiore sich befanden. Und wirklich war Fenicia recht eigentlich dem Monde zu vergleichen, wenn er in seinem schönsten Glanze am dunklen Sternenhimmel aufgeht. Messere Lionato nahm sodann den Herrn Timbreo bei der Hand und führte ihn zu Fenicia, die seit ihrem Aufenthalt auf dem Lande immer Lucilla genannt worden war. „Hier ist, Herr Ritter, das Fräulein Lucilla, die ich Euch zur Gattin auserkoren habe. Wofern sie Euch gefällt und wenn Ihr meiner Ansicht beipflichtet, so ist sie Eure Braut."

Herrn Timbreo hatte das Mädchen, das überaus schön war, schon beim ersten Anblick ausnehmend wohl gefallen. Er hatte schon bei sich beschlossen, Lionatos Wunsch zu erfüllen und sprach nach kurzem Bedenken: „Mein Vater, ich nehme nicht nur diese an, die Ihr mir zuführt und die mir von wahrhaft königlichem Geschlecht erscheint, sondern ich würde jede andere, die Ihr mir gezeigt hättet, behalten haben. Und damit Ihr seht, wie sehr es mich drängt, Euch zu befriedigen, und Ihr erkennt, dass mein Versprechen ernstlich war, so anerkenne ich diese und keine andere zu meiner rechtmässigen Gemahlin, sofern sie damit einverstanden ist." Darauf versetzte das Mädchen: „Herr Ritter, ich bin bereit, alles zu tun, was Herr Lionato für gut hält." „Und ich, schönes Mädchen," fügte Herr Lionato bei, „ich empfehle und ermahne dich, Herrn Timbreo zum Gemahl zu nehmen."

Um die Sache nicht weiter zu verzögern, wurde einem Notar, der gerade anwesend war, das Zeichen gegeben, dass er die üblichen Trauungsworte spräche, nach dem Brauch der heiligen Kirche. So bekam Herr Timbreo seine geliebte Fenicia, in der Meinung, ein Fräulein Lucilla zu heiraten. Schon als er das Mädchen hatte aus dem Zimmer kommen sehen, war es ihm gar wunderlich zumute gewesen, weil es ihm schien, als ob sie in ihren Gesichtszügen und dem Benehmen eine gewisse Ähnlichkeit mit Fenicia hätte. Er konnte sich nun nicht satt an ihr sehen. Ja, er fühlte, wie seine Liebe, die er für Fenicia gehabt, sich gänzlich auf dieses Mädchen übertrug. Als die Trauung vollzogen war, wurde das Wasser zum Händewaschen gereicht, und die Gesellschaft begab sich zu Tische.

Zu oberst kam die Braut zu sitzen, zu ihrer Rechten an der Seite Herr Timbreo, ihm gegenüber Belfiore, nach ihr Herr Girondo, und so folgten immer abwechslungsweise je eine Dame und ein Herr. Die köstlichsten Speisen wurden in bester Ordnung herumgereicht und das ganze Gastmahl mit auserlesener Pracht bedient. Die Unterhaltung wurde immer lebhafter, und an Spässen und allerlei Kurzweil fehlte es nicht.

Schliesslich, als die Früchte aufgetischt wurden, welche die Jahreszeit bot, und das Essen zu Ende ging, stellte Fenicias Tante, die fast das ganze Jahr über bei ihr auf dem Lande gewesen war, an Herrn Timbreo, der neben ihr sass, voll heiterer Laune, als ob sie nie von dem früher Vorgefallenen gehört hätte, die Frage: „Herr Bräutigam, seid Ihr noch nie vermählt gewesen?" — Auf diese Frage aus dem Munde einer so ehrwürdigen Dame wurden seine Augen feucht, und mit Mühe seinen Schmerz verbergend sprach er: „Eure gütige Frage, gnädige Frau, erweckt in mir die Erinnerung an das Heiligste, was ich im Herzen trage. Denn wenn ich auch mit Fräulein Lucilla mehr als zufrieden bin, so fühle ich doch um einer andern willen, die, obgleich tot, mir teurer als mein Leben ist, eine tiefe Sehnsucht, die mir das Innere zerwühlt. Denn wie es sich nur verhalten mag, so trage ich doch an ihrem frühen Tod allein die Schuld."

Jetzt wollte ihm Girondo in die Rede fallen, brachte aber mit Mühe nur folgende Worte hervor: „Nein, ich, Timbreo, ich war der verräterische Urheber ihres Todes, deren seltene Vorzüge sie eines längern Lebens würdig machten. Du aber hattest wahrlich nicht im mindesten die Schuld daran." Nun gingen auch der schönen Braut die Augen über, als sie der bitteren Stunden dachte, die sie durchgemacht. Dann fuhr die Tante fort zu fragen und sagte: „Ach, Herr Timbreo, so erzählt uns doch, wie diese Sache eigentlich gekommen, die Euch zu Tränen rührt, so oft ihr daran denkt." — Er hub nun an, von Anfang bis zu Ende die traurige Geschichte zur grossen Anteilnahme und Verwunderung der Anwesenden vorzutragen.

„Das ist," fuhr hernach die Matrone fort, „ein Fall, so wunderbar und seltsam, wie er wohl kaum je früher vorgekommen. Aber sagt mir, um Gotteswillen, wenn Ihr, ehe Ihr Lucilla hier zur Frau

erhalten, Eure frühere Braut wieder hättet erwecken können, was würdet Ihr dafür gegeben haben, sie wieder lebend neben Euch zu sehen?" — „Da sei Gott mein Zeuge," sagte Timbreo, „dass ich mit meiner Braut vollauf zufrieden bin und, wie ich hoffe, immer mehr. Doch hätte ich vorher die verstorbene Fenicia wieder gewinnen können, so hätte ich die Hälfte meiner Lebensjahr hingegeben ausser dem vielen Gold, das ich dafür geopfert. Denn ich liebte sie aus tiefstem Herzen, wie nur ein Mann je seine Gattin lieben kann. Und sollte ich Tausende und noch mehr Jahre leben, so werde ich sie, tot wie sie ist, auf immer lieben und um ihretwillen auch in Ehren halten, so viel ihrer Verwandten noch am Leben sind."

Nunmehr vermochte Fenicias Vater nicht länger die Freude seines Herzens zurückzuhalten, sondern von Rührung und Wonne übermannt, sagte er: „Schlecht beweist Ihr, mein Sohn und Eidam, mit Taten, was Euer Mund mit Worten spricht. Denn Ihr habt Euch ja mit Eurer so treu geliebten Fenicia vermählt; Ihr seid ihr ja die längste Zeit jetzt schon zur Seite und erkennt sie noch immer nicht? Wo ist denn Eure heisse Liebe hingekommen? Hat sie denn ihre Züge so verändert, dass Ihr sie nicht mehr kanntet, da sie neben Euch sitzt?" Da endlich gingen dem verliebten Ritter die Augen auf. Er warf sich seiner Fenicia an den Hals, küsste sie tausendmal und konnte in seinem grenzenlosen Entzücken nicht aufhören, sie unverwandt zu betrachten. Messere Lionato erzählte hierauf, wie sich alles zugetragen, und alle waren äusserst verwundert. —

Herr Girondo erhob sich jetzt vom Tische, warf sich Fenicia zu Füssen und bat sie demütigst um Vergebung. Sie hiess ihn mit freundlichen Worten aufstehen und verzieh ihm liebreich die erlittenen Unbilden. Darauf wandte sie sich zu ihrem Gatten, der sich ebenfalls bittere Vorwürfe machte, und bat ihn, nicht weiter von der Sache zu reden, da alles ja so gut gekommen sei. Indessen sich nun jedes seiner Freude hingab und man begann, sich zum Tanz zu rüsten und guter Dinge war, nahte sich Herr Girondo dem Vater Lionato, der so vergnügt war, dass er den Himmel mit dem Finger zu berühren wähnte, und bat ihn, ihm eine grosse Gnade erzeigen zu wollen, wodurch er ihn unendlich glücklich mache. Herr

Lionato erklärte, er sei zu allem bereit, so weit es in seiner Kraft stehe. — „So begehre ich denn," fuhr Herr Girondo fort, „Fräulein Belfiore hier zu meiner rechtmässigen und geliebten Frau." Der gute Vater fühlte sein Herz von neuer Freude überwältigt. Wie von Sinnen über ein solch unverhofftes Glück, wusste er nicht recht, ob er träume, dankte Gott für so viel unverdienten Segen und dass er alles so wundersam geleitet. Dann, zu Herrn Girondo gewandt, erklärte er ihm, dass er mit allem einverstanden sei. Er rief die Tochter Belfiore zu sich und sprach: „Du siehst mein Kind, wie die Sache steht: Dieser Ritter bewirbt sich um deine Hand. Gib also dein Jawort, und es wird dir und mir zum grössten Glück gereichen."
Das schöne Mädchen antwortete mit leiser verschämter Stimme, sie sei zu tun bereit, was er verlange. Daher steckte ihr Herr Girondo im Einverständnis aller und unter den üblichen Zeremonien den Ring an die Hand, worüber jedermann seine grösste Freude bezeigte. — Nun begann der Tanz und Reigen von neuem, und indes die Ritter und Damen sich im Kreise drehten, zog Fenicias Schönheit aller Augen auf sich, und jeder musste ihr im stillen den ersten Preis von allen zugestehen.
In feinste Damaszenerseide war sie gekleidet, weiss wie der frische Schnee, und hatte auf dem Haupte einen Schmuck, der ihr gar prächtig stand. Sie war für ihre Jahre ziemlich gross von Wuchs und prangte in lieblicher Fülle ihrer Glieder. Doch konnte sie bei ihrer Jugend noch zu wachsen hoffen. Zierlich wölbte sich unter der duftigen Hülle ihres Seidenkleides der Busen, zwei süssen Paradiesäpfelchen vergleichbar. Wer ihr Angesicht betrachtete, konnte sich kaum satt sehen an dem feinen Teint und dem zarten Rot der Wangen, das oft in glühend Purpur überspielte. Weiss und rein wie Alabaster war ihr Hals. Ein Grübchen zeigte sich auf Kinn und Wangen, wenn sie lächelte und sprach. Klein war ihr Mund und schimmernd weiss die Zähne, einem Schmuckkästchen ähnlich anzusehen, das mit glitzernden Rubinen angefüllt ist oder den reichsten Perlen, wie sie nur je das ferne Morgenland uns schickt. Und wie hübsch waren an ihr die zierlichen Löcklein, welche die hohe freie Stirn umspielten, gesponnener Seide gleich, glänzendem Golde, wenn sie bei jedem sanften Windhauch sich bewegten. Alles aber über-

strahlten ihre schwarzen Augen, die funkelnden Sternen glichen oder dem Glanz der Sonne. In diese konnte niemand lange schauen, ohne von einer süssen stillen Wonne ergriffen zu sein. Ihre Arme waren ebenmässig, ihre Hände so delikat und fein, dass selbst der Neid daran nichts hätte aussetzen können. Kurz, ihre ganze Gestalt war so liebreizend von der Natur gebildet, ihre Bewegungen so leicht und heiter, dass jeder sie lieb gewinnen musste. So trug sie ihren Namen nicht mit Unrecht; denn sie übertraf alle andern Mädchen an Schönheit. Zwar war auch Belfiore von nicht geringerer Anmut. Nur hatte sie als jüngeres Kind noch nicht die Hoheit und den mächtigen Reiz in ihrem Benehmen und ihren Gebärden.

Oftmals, wenn Timbreo und Fenicia sich vom Tanz ausruhend in eine Ecke setzten, so wurde der Ritter nicht müde, seine Braut zu betrachten, und er fürchtete zu träumen, da es ihm vorkam, als wäre alles nur ein holder Sinnestrug, den die Kunst eines Zauberers ihm vorspiegele. Als dann der Tag sich neigte und die Nacht anbrach, schickten sich die Gäste an, nach Messina zurückzukehren, um dort die Hochzeit mit all dem Glanz und Aufwand zu feiern, die ihrem ritterlichen Stand geziemte. Timbreo und Girondo hatten zuvor durch Boten einen Freund von ihrem Glück benachrichtigt, der mit dem König Piero sehr vertraut war. Dieser ging noch am nämlichen Tage zu Hofe, um namens seiner Freunde dem König seine Aufwartung zu machen und erzählte ihm die seltsame Geschichte ihrer Liebe. Der liess die Königin herbeirufen und wollte, dass der Bote ihr ebenfalls die ganze Begebenheit berichte. Das tat er auch zu ihrer grössten Verwunderung, und die Königin wurde über Fenicias Schicksal zu Mitleid und Tränen gerührt.

Da nun zu jenen Zeiten bei König Piero mehr als am Hofe anderer Fürsten eine seltene Freigebigkeit zu finden und auch die Königin die Herzensgüte selber war, so wollten sie mit ihrem ganzen Hofstaat die Hochzeit der beiden Ritter feiern und verschönern helfen und luden darum den ganzen Adel von Messina, Herren und Damen, auf den folgenden Tag ein. Es sollte dies jedoch geheim geschehen, damit alsdann die Überraschung desto grösser sei.

So ritten denn am nächsten Tage die angesehensten Barone des Hofes mit einer langen Reihe anderer Ritter und Edeln unter der

Führung des Kronprinzen und Infanten Don Diego zu den Toren der Stadt hinaus, die Brautpaare abzuholen. Sie waren auch kaum eine Meile unterwegs, so begegneten sie den Neuvermählten, die mit ihrer Begleitung in frohem Zuge auf Messina zukamen. Die Ritter stiegen von den Pferden zur festlichen Begrüssung, und Don Diego beglückwünschte im Namen seines Vaters die Ankommenden zur glücklichen Vermählung. Auch alle Hofbeamten und Edelleute empfingen die beiden Ehepaare nicht weniger zuvorkommend und freundlich, wofür die beiden Ritter verbindlichst dankten. Hierauf lenkte die ganze Gesellschaft ihre Pferde in die Stadt zurück unter heiteren Gesprächen und Scherzreden. Don Diego unterhielt mit fröhlichen Spässen bald die schöne Fenicia, bald ihre Schwester Belfiore.
Der König, der mehrmals durch Boten von dem Vorrücken des Zuges unterrichtet worden war, stieg, als es ihm Zeit schien, mit der Königin und einer ansehnlichen Gesellschaft von Rittern und Edelfrauen zu Pferde und begegnete am Eingang der Stadt dem eben anlangenden Zuge der Brautpaare. Nach der Begrüssung stieg man wieder zu Pferd, und der König nahm seinen Platz zwischen Messere Lionato und Herrn Timbreo ein, während die Königin die schöne Fenicia zu ihrer Rechten und Belfiore an die linke Seite nahm. Der Infant Don Diego liess sich von Herrn Girondo begleiten. Ebenso stellten sich die übrigen Herren und Frauen vom Adel paarweise auf, und so bewegte sich der festliche Brautzug in schönster Ordnung und begleitet von der jubelnden Menge zum Königspalast hinauf. Dort wurde mit grosser Pracht getafelt und nach dem Essen musste Herr Timbreo auf des Fürsten Geheiss vor der ganzen Tischgesellschaft die wundersame Geschichte seiner Liebe erzählen. Dann eröffnete man den Ball, und die ganze Woche über hielt der König offene Tafel und befahl, dass alle während dieser Tage in seinem königlichen Palast speisen sollten.
Als das Fest zu Ende war, rief der König Herrn Lionato zu sich und fragte ihn, welche Aussteuer er seinen Töchtern versprochen hätte und wie er sie ihnen zu geben gedenke. Herr Lionato erwiderte, von der Brautgabe sei nie die Rede gewesen, und er werde seinen Kindern so viel geben, als es ihm immer möglich wäre. Darauf erklärte der König: „Wir wollen Euren Töchtern

und meinen Rittern selbst eine Mitgift geben, wie sie ihnen und ihrem Stande angemessen ist, und dulden nicht, dass Ihr ferner für sie zu sorgen habt." Dann liess er die neuvermählten Paare zu sich kommen und verlangte, dass sie feierlich auf alle Ansprüche an das Vermögen des Messere Lionato verzichteten, was auch sogleich durch königliches Dekret und Siegel festgesetzt wurde. Und unverzüglich stattete Piero mit einer reichen Mitgift die beiden Töchter aus, als ob es seine eigenen Kinder wären und nicht die seiner Untertanen. Zugleich erhöhte er das Jahresgehalt, welches Timbreo und Girondo als Hofleute bezogen.

Die Königin, nicht minder freigebig als ihr Gemahl, erhob die beiden Frauen zu ihren Hofdamen, gab ihnen einen ansehnlichen Teil ihrer persönlichen Einkünfte und behielt sie immer lieb und wert. Fenicia und Belfiore wussten sich bald durch ihr liebenswürdiges Benehmen die Hochschätzung und Gunst aller Hofbeamten zu erwerben und auch zu bewahren. Auch den Vater Lionato ehrte der König dadurch, dass er ihm ein angesehenes Amt gab in Messina, und als er alt war, übertrug er es mit seines Herrn Einwilligung auf einen seiner Söhne. In ganz Sizilien und soweit diese Geschichte bekannt wurde, pries man die seltene Freigebigkeit des Königs Piero.

So also erging es dem Herrn Timbreo, und das Leid, das ihm Girondo hatte zufügen wollen, verwandelte sich in unerhörtes Glück. Sie lebten dann noch bis ins hohe Alter in Glück und Frieden und erzählten sich oft scherzhaft von den überstandenen Abenteuern. Herr Timbreo wurde später der Ahnherr jenes in Sizilien berühmten Adelsgeschlechtes der Grafen von Cardona, das noch Jahrhunderte nachher sowohl dort wie auch im Königreich Neapel und selbst im fernen Spanien blühte.

PAPST PIUS II. UND DER BÜRGER VON SIENA

von LUIGI PULCI,

1432—1494.

ZUR ZEIT, ALS PAPST PIUS II. (GENANNT ENEA SILvio Piccolomini) in seiner Geburtsstadt Corsignano sich aufhielt, begab sich im benachbarten SIENA folgende drollige Geschichte: Papst Pius, dieser wahrhaft hochwürdige und edle Kirchenfürst, der den Namen des berühmten Troianers Aeneas mit Recht führte, war nämlich gekommen, um seine alte Vaterstadt Corsignano wiederzusehen und sie mit schönen Bauten zu schmücken, damit sie durch ihn ewigen Ruhm erlange. Schon erhoben sich daselbst die prächtigsten Paläste und andere Gebäude, die stattlich über die hohen Ringmauern emporragten. Das Gerücht verbreitete sich durch die ganze Umgegend, sonderlich die Bürger von Siena wollten vor Neid fast platzen. Nun wohnte damals in Siena ein Bürger, der für einen sehr geachteten Kaufmann galt und heute noch am Leben ist. Dieser war von früher Kindheit an ein guter Kamerad und vertrauter Freund des Papstes Enea Piccolomini gewesen. Sie hatten einen grossen Teil ihrer Jugend zusammen verlebt und dabei allerlei Streiche verübt, wie es ihr Alter und der Ort mit sich brachte. Als nun dieser Bürger von den Wunderbauten in Corsignano und vom Papste hörte, wünschte er auch eines Tages hinzugehen, um ihn zu besuchen und die alte Freundschaft zu erneuern. Da sann er erst lange hin und her, wie er ihm zuerst ein passendes Geschenk machen könnte. Oftmals kam ihm dabei der Gedanke, er wolle ihm eine Schildkröte übersenden, denn er hatte eine gar schöne. Dann kam er wieder davon ab, weil ihm seine Haushälterin davon abriet, und er hätte ihm gerne um jeden Preis einen Igel gekauft oder sonst etwas Rares. Zufälligerweise kam nun an jenem Tage eine hohe Persönlichkeit vom päpstlichen Hofe, namens Messere Goro nach Siena. Kaum hatte unser Bürger dies erfahren, so fiel es ihm wie ein Stein vom

Herzen, und er meinte, Gott selber habe ihm diesen Mann zugesandt, um sich mit ihm über das Geschenk beraten und ein Mittel ausfindig machen zu können, wie er sich beim Papst am besten einführe und in Erinnerung bringen möchte. Er wusste nämlich sehr wohl, wie viel Einfluss dieser Höfling bei Seiner Heiligkeit hatte, und er konnte doch nicht so mir nichts dir nichts vor das Oberhaupt der Kirche treten und ihm die altbackenen Geschichtchen ins Gedächtnis rufen. Er machte also diesem hohen Herrn sogleich einen Besuch und rief ihm, kaum dass sie sich begrüsst hatten, entgegen: „Was macht denn unser lieber Heiliger, der Herr Eneas? Ist es wahr, dass er Papst geworden ist? Wir haben vor Jahren manchen Schoppen miteinander getrunken. Ich will doch einmal zu ihm gehen und ihn fragen, ob er noch an die Backenstreiche denkt, die ich ihm in der Fontegaia gegeben habe, als ich machte, dass er den Batzen fallen liess. Aber er war damals ein allerliebstes Bürschchen." Nachdem er dann noch viel anderes dummes Zeug geschwatzt hatte, wünschte er, der Edelmann solle ihm versprechen, zum Abendessen zu ihm zu kommen, um bei ihm zu speisen und Herr Goro nahm die Einladung an.

Hierauf ging unser Bürger wieder heim und hielt mit seinen Freunden Rat, wie sie den seltenen Gast bewirten könnten. Vor allem wurde das Haus von oben bis unten aufs beste geschmückt. Dann stritten sie sich wegen der Speisen, die man auftischen wollte. Es war da die Rede von Pfauen samt den Federn, denn sie hatten mehrmals erzählen hören, man habe früher solche in Rom bei Gastmählern gegeben, und in Florenz seien sie jetzt noch Brauch. Aber es schwebte ihnen nur noch wie ein Traum in der Erinnerung, und sie wussten sich keine andere Zubereitung zu denken, als die Pfauen einfach im Wasser zu sieden. So wurde denn abgemacht, solche Pfauen samt den Federn aufzutragen. Da sie aber in ganz Siena keine auftreiben konnten, gingen sie auf den grossen Marktplatz, wo noch andere derartige Waren feilgeboten wurden. Dort erhandelten sie zwei wilde Gänse, denn sie dachten, diese hätten ziemliche Ähnlichkeit mit den Pfauenweibchen wegen gewisser bunter Flügelfedern, und so könnten sie dem Gaste leicht etwas vormachen. Sie schnitten also diesen Gänsen die Füsse und Schnäbel ab, trugen sie heim und

warfen sie samt den Federn in den Kochtopf, während sie gleichzeitig noch andere Gerichte zubereiteten.

Am Abend kam nun der Prälat und brachte noch einige Freunde vom Hofe mit. Der Bürger empfing ihn sehr freundlich und führte ihn, wie es Sitte ist, in sein reich geschmücktes Haus. Dabei passierte ihm aber vor lauter Gefälligkeit ein kleines Missgeschick. Er hatte nämlich das Wappen des Papstes über den Eingang des Saales aufgehängt und dasjenige des Gastes war drinnen beim Handwaschbecken angebracht. Als er ihm nun dies Wappen zeigen wollte, hielt er das Öllämpchen, das er in der Hand trug, so hoch, dass er ihm das ganze Öl über seinen rotseidenen Mantel herabgoss, was denn eine peinliche Störung veranlasste. Da er sofort merkte, was er Ungeschicktes angerichtet hatte, zog er seinem Gast eiligst den Mantel aus, liess ihn in seinem feinen Wams eine Weile im Saale stehen und lief schleunigst in ein Zimmer, um seinen langen Winterrock zu holen, der innen mit schwarzem Pelz dick gefüttert war. Den warf er seinem Freunde über. Der hohe Herr liess sich den Spass in Anbetracht, dass er wohl gemeint war, gutwillig gefallen, obgleich es damals Sommerszeit und sehr heiss war.

Nun wurde das Wasser zum Händewaschen gereicht, und die Gesellschaft setzte sich zu Tische. Zuoberst an der Tafel bekam der Gast seinen Ehrenplatz, und dann folgten nacheinander die andern Hofleute, die er mitgebracht. Es wurden ihnen zuerst Marzipantorten aufgetragen, und hernach ward den Gästen die Platte mit den Pfauen samt den Federn serviert. Einer sollte sie zerschneiden. Weil dieser aber in derlei Geschäften nicht mehr bewandert war, mühte er sich eine gute Weile damit ab, die Vögel zu rupfen. Er ging jedoch so ungeschickt dabei zu Werke, dass der ganze Tisch und Saal voll Federn war, die den Gästen in Augen, Mund, Nase und Ohren flogen. Sie merkten wohl, wie lächerlich die Sache war, schwiegen jedoch, um die gute Stimmung nicht zu stören und nahmen manchmal einen Bissen von den andern Speisen, wobei sie aber jeweilen einige Federn erwischten und mit hinunter schluckten. An diesem Abend wären Sperber und Habichte wohl am Platz gewesen. Als nun dieses verwünschte Gericht abgetragen war, kamen allerlei Braten, freilich mit viel Kümmel gewürzt. All das wäre zwar noch

erträglich gewesen, hätten sie nicht noch zum Schluss eine Unvorsichtigkeit begangen und in ihrer Torheit den Gästen beinahe einen verhängnisvollen Streich gespielt. Der Hausherr hatte nämlich ihnen zu Ehren eine Schüssel Gelatine zubereiten lassen, worauf das Wappen von Papst Pius sowie dasjenige Messere Goro's samt einigen Denksprüchen abgebildet war, wie dies manchmal in Florenz oder anderswo so üblich ist. Sie nahmen aber dazu Schwefelarsenik, Bleiweiss, Zinnober, Grünspan und anderes tolles Zeug. Und so wurde diese Platte den Herren mit grossem Prunk als etwas ganz Besonderes vorgesetzt. Der Gast liess sich gleich den andern Tischgenossen diese Gelatine um so eher schmecken, weil sie damit den Geschmack der bittern Kümmelsaucen wie auch der andern sonderbaren Speisen zum Verschwinden bringen wollten. Sie dachten, die Gelatine sei richtig zubereitet wie anderwärts, wo es recht zugeht und man Safran, Mandelmilch, Sandelholz, Kräutersäfte und dergleichen dazu verwendet. So fehlte denn wenig, dass in der Nacht darauf der eine oder andere von ihnen beinahe ins Gras beissen musste. Nach jener abscheulichen, vergifteten Gelatine kam noch allerhand Konfekt, und damit war das Essen zu Ende. Der Wirt war inzwischen seinem Gast beständig zur Seite gewesen, lehnte sich bald auf seine Schultern, bald über seinen Kopf und wich den ganzen Abend nicht von der Stelle, so dass Herr Goro sowohl wegen dieser Belästigung wie auch wegen des warmen Mantels vor Hitze fast verschmachten musste. Überdies redete der Wirt in einem fort langweiliges Zeug vom Papst und liess zum Schluss durch seine zwei Knaben ein Schaukelspiel veranstalten, was den Gästen als ein schreckliches Ding erschien. Da inzwischen Mitternacht längst vorüber und die Hofleute der Spässe ihres Gastgebers müde waren, nahmen sie Abschied und gingen nach Hause, wo sie eine üble Nacht verbrachten und ihr Abendessen mehr als einmal bereuen mussten. Unser Wirt aber war der Meinung, es sei alles ganz trefflich gegangen, abgesehen von der grossen Lampenspur, die Herr Goro an seinem Mantel mitgenommen hatte. Auch hielt er dafür, das Rupfen der gesottenen Gänse sei doch eine köstliche Sache gewesen. In dieser Überzeugung, worin er noch durch den freundlichen Zuspruch des hohen Herrn bestärkt worden war, verliess er am andern Morgen früh die

Stadt Siena und ging zu einem guten Freunde, um einige Geschäfte ins Reine zu bringen, damit er nachher um so ungestörter etliche Tage in Corsignano zubringen könne. Da nun das Schicksal sehr scharfsinnig ist und wie mich dünkt, jede List ausfindig macht, wenn es einen einmal recht zum besten halten will, so begab es sich, dass auf der Rückkehr nach Siena unser Narr einen noch sonderbareren Kauz antraf, als er selber war. Es wanderte nämlich auf der Landstrasse ein Bauer vor ihm her, der einen grünen Specht gefangen hatte und ihn zum Verkauf nach Siena trug. Dieser Vogel hat ausser seinem grünen Kleid noch einige rote Federn am Kopf und fängt mit seinem langen Schnabel fleissig Ameisen, weshalb unsere Dichter in ihren Fabeln erzählen, es sei vor alten Zeiten ein König in Italien gewesen, der habe Picus oder Specht geheissen, weil er sich in diesen grünen Vogel verwandelt habe (Ovid, Metam. XIV, 320 f.). Daher trägt der Specht noch immer seinen Namen und die Streifen vom königlichen Mantel. Als unser Bürger nun den grünen Vogel sah, meinte er, es sei ein Papagei. Da fiel ihm sogleich ein, das wäre ein passendes Geschenk, um es dem Papst zu übersenden, und er fragte ihn daher: „Wo willst du hin mit deinem Papagei?"

Der Bauer war aber pfiffiger als er und merkte gleich die Einfalt dieses Mannes. Er wusste wohl, wie sehr die Papageien geschätzt sind und gab darum zur Antwort: „Den bringe ich einem Freunde zum Geschenk." Dann liess er sich eine Weile bitten und verkaufte ihm schliesslich den Vogel um drei Pfund. Mit diesem Gelde zog der Bauer vergnügt wieder nach Hause und war mit seinem Tagewerk mehr als zufrieden. Unser Närrlein kehrte ebenfalls froher Laune nach Siena zurück und meinte, er habe den Vogel gestohlen wohlfeil. Er liess sofort einen Käfig machen, auf welchem er das Wappen der Piccolomini nebst andern hübschen Dingen malen liess und sperrte seinen vermeintlichen Papagei hinein. Da hatte er nun einen solchen Stolz, dass er den Vogel zwei oder drei Tage lang aussen an der Bude des Wappenmalers zur Schau stellte, so dass ganz Siena das Wunder sehen konnte. Merkwürdigerweise war aber unter all den Einwohnern der grossen und ehrwürdigen Stadt nicht einer so gescheit, dass er gewusst hätte, ob dies ein Grünspecht

sei oder ein Papagei. Hierauf schickte er wirklich den Käfig samt dem Vogel mit wichtigem Aufwand nach Corsignano, wo er dem Papst ausdrücklich als Papagei überreicht wurde. Herr Goro war mittlerweile auch dorthin zurückgekehrt und hatte seiner Heiligkeit und dem päpstlichen Hof die Geschichte von dem Nachtessen und von dem Lampenguss erzählt und welche Nöte er in jener Nacht davon ausgestanden. Als er nun diese neue Posse sah, wie da ein Grünspecht für einen Papagei ausgegeben wurde, da tröstete er sich um so leichter über das ihm widerfahrene Missgeschick. Ob dieser Herzenseinfalt des Sienesen musste nun der Papst samt seinen Höflingen nicht wenig lachen. In Siena dagegen war man der festen Überzeugung, es sei ein Papagei gewesen und ging sogar Wetten darauf ein. Einige Tage nach dem Geschenk ging unser Bürger selber hin, um den heiligen Vater zu besuchen. Sobald er den Papst sah, lief er wie ein Unsinniger auf ihn zu, erinnerte ihn an die vielen Schoppen und Backenstreiche und redete so viel tolles Zeug, dass man immer von neuem lachen musste. Der Papst nahm ihn in Gnaden auf, und jener blieb mehrere Tage daselbst zu seiner grossen Zufriedenheit. Schliesslich empfing er den päpstlichen Segen und kehrte wieder nach Siena zurück, ganz entzückt über den Papst, über Corsignano und vor allem über seinen Vogel. Und er würde noch heute einen Schwur tun, es sei ein Papagei gewesen, als hätte er ihn mit eigenen Händen aus seinem Nest geholt an den Ufern des Nil, allwo sie herkommen sollen.

LIEBE IST STARK WIE DER TOD

von **MASUCCIO DA SALERNO**

ES IST NOCH NICHT GAR LANGE HER, DA LEBTE IN Siena ein Jüngling aus guter Familie. Der hiess Mariotto Mignanelli, war schön von Angesicht und wohl erzogen. Er gewann ein reizendes Mädchen lieb, namens GIANNOZZA. Sie war das Kind eines angesehenen und hochgeschätzten Bürgers der Stadt, vielleicht aus dem Geschlecht der Saraceni (oder Sarasin). Im Laufe der Zeit wurde er auch von ihr aufs innigste geliebt. Sie berieten lange hin und her, wie sie sich im stillen ihres Glückes freuen könnten. Doch fanden sie keinen andern Rat, als sich heimlich zu vermählen. Sie bestachen deshalb einen Augustinermönch, der sie insgeheim traute. Dann gaben sie sich ganz ihrer Liebe und Wonne hin. Diese Freude aber dauerte nicht lange. Eines Tages geschah es, dass Mariotto mit einem ehrbaren Bürger in Streit geriet. Sie ereiferten sich so sehr, dass sie zu den Waffen griffen und Mariotto seinen Gegner erschlug. Er hielt sich versteckt und es wurde eifrig nach ihm gesucht. Als man ihn aber nicht finden konnte, ward er vom Landesherrn und dem Gerichtshofe zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt. Wie heftig der Schmerz der beiden Liebenden über ihre Trennung war, lässt sich mit Worten nicht beschreiben. Als sie zum letzten Mal voneinander Abschied nahmen, lagen sie sich mehr tot als lebendig in den Armen. Es tröstete sie nur noch die eine Hoffnung, dass Mariotto früher oder später einmal durch glücklichen Zufall zur Rückkehr in die Heimat begnadigt würde. Vor seiner Abreise weihte er einen seiner Brüder in sein Geheimnis ein und bat diesen, von dem Befinden seiner Geliebten Giannozza ihm stets Nachricht zu geben. Dann floh er nicht allein aus der Toscana, sondern auch aus Italien hinweg und begab sich nach Alexandrien in Ägypten, wo sein Onkel namens Ser Niccolò Mignanelli als reicher Kaufmann wohnte. Der nahm ihn liebreich auf und tröstete ihn in seinem Herzensweh. Er betraute ihn mit Handelsgeschäften, um seine Gedanken etwas zu zerstreuen und ihm das Heimweh nach seiner Geliebten zu lindern. Jeden Monat

kamen Briefe von seinem Bruder in Siena und seiner getreuen Giannozza. Das war dann seine einzige Freude und allemal ein Festtag für ihn. So standen die Dinge in Ägypten.
Inzwischen wurde der Vater Giannozzas von einer immer grössern Zahl von Liebhabern um die Hand seiner schönen Tochter angehalten; das Mädchen aber schlug alle diese Bewerbungen unter nichtigen Gründen aus. Als ihr der Vater jedoch einen Vorschlag machte, gegen den sie keine Ausflüchte mehr aufzubringen wusste, sah sie sich gezwungen, seinem Willen nachzugeben. In ihrer Ratlosigkeit wäre ihr der Tod weit lieber gewesen, als ferner so zu leben und Mariotto untreu zu werden. Doch da sich jede Hoffnung auf die Rückkehr ihres heimlichen Gatten als aussichtslos erwies, da es ihr ferner auch nichts genützt, sondern nur geschadet hätte, ihrem Vater die Wahrheit zu gestehen, so tat sie, als wäre sie mit der gewünschten Vermählung einverstanden, ersann jedoch ein gar seltsames und gefährliches Mittel, sich allen Widerwärtigkeiten zu entziehen. Sie wandte sich in ihrer Bedrängnis an jenen Mönch, der sie getraut hatte, und wusste ihn mit reichem Gold zu überreden, dass er ihr ein gewisses Tränklein braute. Wer dieses nahm, verfiel drei Tage lang in einen so tiefen Schlaf, dass jeder ihn für tot hielt.
Rasch schickte sie einen Eilboten mit einem Briefe nach Ägypten und teilte ihrem teuern Gatten alles mit, was sie um seinetwillen zu tun gedenke und wie sie sich als scheintot bestatten lasse, um zu ihm zu fliehen und immerdar bei ihm zu bleiben. Dann nahm sie jenen Schlaftrunk mit grosser Lust und verfiel nach kurzem in eine so tiefe Betäubung und Ohnmacht, dass sie wie tot zu Boden sank. Mit lautem Geschrei meldeten das die Dienerinnen dem alten Vater. Der eilte mit den Leuten des Hauses erschreckt herbei und fand seine einzige, innig geliebte Tochter bereits tot. Schleunigst wurden Ärzte gerufen, die alles aufboten, um das Kind wieder zum Leben zu erwecken. Aber da all das nichts half, erklärten sie, das Mädchen sei infolge der übermässigen Freude gestorben. Man behielt es noch den ganzen Tag und die folgende Nacht im Hause. Da es aber immerwährend die Kennzeichen einer Toten zur Schau trug, wurde es zum unsäglichen Schmerz ihres Vaters, dem Weinen und Trauern der Verwandten und Freunde, wie auch der gesamten

Stadt Siena unter prunkvoller Leichenfeier in einem kostbaren Grabmal zu St. Augustino am folgenden Tage beigesetzt.
Als die Mitternachtsstunde schlug, erschien in aller Stille jener ehrwürdige Mönch und eröffnete mit Hilfe eines Begleiters die Gruft. Sie hoben die Scheintote aus dem Grab und trugen sie in eine Kammer. Wie aber die Zeit nahte, wo der Schlaftrunk seine Wirkung vollendet hatte, riefen sie das Mädchen mit vieler Mühe wieder zum Leben zurück. Als es wieder zur Besinnuug gelangt war, verkleideten sie es als Klosterbruder und brachten es nach einigen Tagen zum Hafenplatz von Pisa. Dort bestiegen sie ein Schiff, das nach Alexandrien segelte. Da jedoch die Fahrten zur See infolge der Stürme oder anderer Hindernisse meist länger dauern, als den Reisenden lieb ist, erreichten sie Ägypten erst viel später.
Unterdessen hatte Gargano seinem Bruder Mariotto durch mehrere Kaufleute Briefe nach Alexandrien gesandt, in denen er ihm, seinem Auftrag getreu, den unerwarteten Tod Giannozzas mitteilte. Er schilderte ihm, wann und wo sie zur ewigen Ruhe gebettet worden und wie ihr zärtlicher Vater aus tiefem Gram darüber bald nachher aus diesem Leben geschieden und ihr im Tode gefolgt sei. Dem Boten aber, der diese Trauerkunde überbrachte, war das allem Menschenglück neidische Schicksal viel holder als dem Kurier, den die arme Giannozza vor ihrem Schlaftrunk ausgesandt hatte. Dieser letztere nämlich wurde in dem kleinen Frachtschiff, das mit ihm nach Alexandrien steuerte, von Korsaren überfallen und umgebracht, sodass Mariotto nur die falsche Todesnachricht erhielt, nicht aber den wahren Tatbestand über seine Giannozza erfuhr. Sein Schmerz über ihren vermeintlichen Tod war ohne Grenzen. Fast hätte es ihm das Herz gebrochen. An seinem Leben war ihm nun nichts mehr gelegen, und alle Aufmunterungsworte seines guten Onkels schlugen fehl. Ihn verlangte nur noch darnach, so schnell wie möglich nach Siena zurückzukehren, sich womöglich unerkannt zum Grabmal seiner Geliebten zu schleichen und an ihrer Seite so lange zu weinen, bis der Tod ihn auf immer mit ihr vereine. Wollte aber das Geschick, dass er dabei ertappt würde, so erschien es ihm als ein seliges Glück, vom Gericht zum Tode geführt zu werden, denn seine Giannozza war ja auch aus tiefer Liebe und Heimweh zu ihm gestorben. Und an diesem Entschlusse hielt er fest.

Er wartete die Rückfahrt der venezianischen Segelschiffe ab, die nach dem Abendlande heimkehren wollten, und reiste mit ihnen fort, ohne seinem treubesorgten Onkel ein Wort davon gesagt zu haben. Er kam bald nach Neapel und ritt von dort unverweilt über die Berge nach der Toscana, bis er als Pilger verkleidet und von niemand erkannt in seiner Vaterstadt Siena anlangte. Daselbst suchte er eine etwas abgelegene Herberge auf und begab sich, ohne nach seinen frühern Freunden sich zu erkundigen, zu geeigneter Stunde in die Kirche, wo er seine Giannozza bestattet glaubte. Dort fiel er zu Füssen ihres Grabmals nieder und weinte bitterliche Tränen. Am liebsten wäre er gleich sofort in ihre Gruft gestiegen, um ihren zarten Leib, an dem er sich im Leben nur so kurze Zeit hatte erfreuen können, im Tode ewig zu umarmen. Durch List gelang es ihm, sich gewisse Werkzeuge zu verschaffen. Eines Abends verbarg er sich um die Vesperzeit in der Kirche und bemühte sich in der Nacht, den Deckel der Gruft aufzuheben und mit Hölzern zu stützen. Als er eben im Begriffe war hineinzusteigen, hörte der Sakristan, der zur Frühmesse läuten wollte, den Lärm in der Kirche und kam herbei, zu sehen, was das wäre. Er fand den Fremdling am Grabe beschäftigt, und weil er glaubte, es wäre ein Dieb, der die Toten zu berauben gekommen sei, rief er laut: „Ein Dieb! Ein Dieb! Zu Hilfe! Zu Hilfe!" Jetzt eilten auch die andern Mönche herbei, und durch die offenen Türen gesellten sich noch einige Laienbrüder hinzu. Sie griffen ihn und erkannten in ihm sogleich den verbannten Mariotto Mignanelli, ob er schon durch die armseligsten Lumpen sich hatte unkenntlich machen wollen.

Kaum war es Tag, so hatte schon die ganze Stadt die Neuigkeit erfahren. Der Bürgermeister liess nach ihm ausschicken und ihn gebunden zum Gerichtshof bringen. Dort wurde er auf die Folter gespannt und gestand ohne Säumen den Grund seiner unglückseligen Heimkehr. Als dies die Leute hörten, hatten sie allgemein grosses Mitleid mit ihm. Vor allem beweinten ihn die Frauen; denn ihnen erschien er als ein einzig schönes Beispiel treugesinnter Liebe, wie man es noch nie gefunden auf dieser Welt. Und obwohl eine jede ihn mit ihrem eigenen Herzblut hätte loskaufen mögen, ward er dennoch vom Gericht zum Tode durch das Schwert verurteilt. So wurde Mariotto, ohne von seinen Freunden und Verwandten Abschied nehmen zu können, am folgenden Tage hingerichtet.

Unterdessen war die unglückliche Giannozza in Begleitung jenes Klosterbruders nach vielen Monaten und nicht geringen Mühsalen in Alexandrien eingetroffen. Sie begab sich in das Haus jenes reichen Ser Niccolò, erzählte ihm, wer sie wäre, woher sie komme und wie es ihr ergangen sei. Der alte Herr war nicht wenig erstaunt und gerührt darüber, hiess sie willkommen in seinem Haus, befahl, ihr köstliche Frauenkleider zu geben, und entliess den Klosterbruder, der sie hergeführt, in grossen Gnaden. Dann berichtete er ihr, wie Mariotto aus Verzweiflung über ihren vermeintlichen Tod, ohne Abschied zu nehmen, verschwunden sei und sich wahrscheinlich nach Siena gewandt habe, um bei ihr zu sterben.
Wer möchte sich nun unterfangen, den tiefen Schmerz, der sie jetzt traf, mit Worten zu beschreiben? Lange lag sie bewusstlos da. Als sie dann wieder zu sich kam, beriet sie mit ihrem Beschützer unter vielen Tränen, was nun zu beginnen sei. Sie beschlossen, zusammen so eilig wie möglich nach Siena zu reisen und Mariotto tot oder lebendig um der Familie Giannozzas willen mit allen Mitteln wieder in seine Ehren einzusetzen. Schnell erledigte Ser Niccolò seine Geschäfte, verkleidete das Mädchen in einen Edelknaben, suchte eine passende Reisegelegenheit, und so fuhren sie zusammen bei günstigem Winde übers Meer und erreichten nach kurzer Zeit in Piombino die Küste ihrer toskanischen Heimat. Von dort begaben sie sich heimlich auf ein Landgut in der Nähe von Siena, das dem Herrn Niccolò gehörte. Daselbst fragten sie nach Mariotto und erfuhren, dass er gerade drei Tage vorher zum Tode geführt worden sei.
Darüber stiess die arme Giannozza so heftige Schmerzenslaute aus, dass es einen Stein hätte erbarmen mögen. Sie beschloss, ihr Leben fortan nur noch dem Andenken ihres Geliebten zu weihen und zog sich auf den Rat des Herrn Niccolò in ein frommes Kloster zurück, wo sie sowohl ihres Gatten Tod, wie auch ihr eigenes Schicksal zu beklagen Musse hätte, solange ihr das Leben noch vergönnt sei. Das geschah denn auch in aller Stille, und einzig die Äbtissin erhielt Kunde von ihren traurigen Erlebnissen. Da aber ihr Herzeleid zu gross war und sie in ihrer tiefen Sehnsucht nach Mariotto nicht essen und nicht schlafen mochte, verzehrte sie sich bald in ihrem Gram und starb nach kurzer Zeit.

EINE LUSTIGE NOVELLE

von NICCOLÒ MACCHIAVELLI
Geschichtschreiber und Staatsmann aus Florenz.

MAN LIEST IN ALTEN CHRONIKEN DER STADT FLORENZ, wie vor Zeiten ein heiliger Mann lebte, der in seine Gebete vertieft, aus ihnen erschaute, wie unzählige jener armen Sterblichen, die zur Hölle verdammt wurden, sich darüber beklagten, dass sie einzig und allein durch das Heiraten in so grosses Unglück gekommen seien. Diese Aussage setzte die Höllenrichter in nicht geringes Erstaunen, da sie nicht glauben konnten, dass die Frauen an so viel Unheil schuld sein sollten.
Weil aber die Klagen von Tag zu Tag zunahmen und auch dem Höllenfürsten zu Ohren kamen, liess er eine Ratsversammlung einberufen, um diesen wichtigen Fall zu besprechen und zu erforschen, ob sich die Sache wirklich so verhalte. Es wurde dabei unter anderm der Vorschlag gemacht, man solle einen Gesandten auf die Erde schicken, um die Wahrheit zu ergründen. Da aber keiner dieses Amt freiwillig übernehmen wollte, entschloss man sich, das Los zu werfen. Es traf den Erzteufel BELFAGOR, der vorher, ehe er aus dem Himmel verstossen wurde, ein Erzengel gewesen war. So sehr er sich gegen den Auftrag sträubte, so musste er sich doch dem Beschluss des Rates fügen und die Bedingungen eingehen, welche man in aller Form beraten hatte. Man übergab ihm nämlich hunderttausend Golddukaten. Mit diesen musste er sich auf die Welt begeben, in menschlicher Gestalt ein Weib nehmen und zehn Jahre mit ihr leben. Alsdann sollte er scheinbar sterben und zur Hölle zurückkehren, um seinen Vorgesetzten Bericht darüber zu erstatten, worin eigentlich die Leiden und Freuden des Ehestandes bestünden. Es wurde zudem abgemacht, dass er während dieser Zeit allen Unannehmlichkeiten und Übeln ausgesetzt sein sollte, denen die Menschen unterworfen sind und wodurch sie leicht in Armut, Gefangenschaft, Krankheiten oder ähnliches Unglück verfallen. Doch konnte er sich all dem entziehen, wenn er sich durch Klugheit oder List davon befreite.
Belfagor nahm also Auftrag und Geld in Empfang und kam damit herauf auf die Welt. Er hatte sich aus seinen Leuten eine Dienerschaft aus-

gewählt und ritt damit stattlich zu Pferde in Florenz ein. Diese Stadt schien ihm zu seinem Aufenthalt vor allem deswegen besonders geeignet, weil sie seine geplanten Wuchergeschäfte am meisten begünstigte. Er liess sich hier RODERIGO von Kastilien nennen und mietete ein Haus in der Vorstadt Ognisanti. Und damit man seine Herkunft nicht erfahre, gab er vor, er sei in jungen Jahren aus Spanien weggezogen, habe sich nach Syrien gewendet und dort in Aleppo sein Vermögen gewonnen. Er habe jedoch daselbst nicht bleiben mögen, sondern beschlossen, hieher nach Italien zu kommen, um hier ein Weib zu nehmen und in einem menschlicheren Land zu wohnen, das dem bürgerlichen Leben und seinen Neigungen besser entspreche.
Roderigo war ein sehr schöner Mann, der erst etwa 30 Jahre alt zu sein schien. Schon nach wenigen Tagen erzählte man sich, dass er im Besitz beträchtlicher Reichtümer sei, und da er sich verschiedentlich den Anschein eines gebildeten und freigebigen Junkers gab, so boten ihm manche edle Bürger, die viele Töchter und wenig Taler hatten, ihre Kinder an. Unter allen diesen wählte Roderigo ein sehr schönes, junges Mädchen aus, namens ONESTA, die Tochter des Amerigo Donati, der ausser ihr noch drei grosse Söhne und drei erwachsene Töchter hatte. Obwohl der Vater aus sehr vornehmem Hause stammte und in Florenz persönlich gutes Ansehen genoss, war er doch im Verhältnis zu seiner zahlreichen Familie und seinem Adel arm. Roderigo hielt also mit Onesta eine glanzvolle Hochzeit und unterliess keinen Prunk, der nun einmal bei solchen Festlichkeiten üblich ist; denn er war durch das Gesetz, das man ihm beim Verlassen der Hölle auferlegt hatte, allen menschlichen Leidenschaften unterworfen. Er begann also sehr bald Vergnügen zu finden an all der Ehre und dem Glanz der Welt und freute sich, wenn ihn die Menschen lobten. Doch kostete ihn dies nicht wenig Geld. Er war noch nicht lange mit seiner Onesta vermählt, als er sie über die Massen lieb gewann, so dass er es nicht ertragen konnte, sie traurig oder verstimmt zu sehen. Frau Onesta hatte ihrem Gatten jedoch neben ihrem Adel und ihrer Schönheit einen Hochmut mitgebracht, wie ihn sogar der Lucifer nicht kannte, und Roderigo, der den Stolz beider an sich erfahren hatte, hielt denjenigen seiner Frau sogar für grösser. Ihre Hoffart ward aber mit der Zeit noch ärger als zuvor, als sie die grosse Liebe ihres Mannes zu ihr merkte. Und da sie glaubte, ihn überall

regieren zu können, so fing sie an, ihm ohne Erbarmen oder Rücksicht zu befehlen. Auch scheute sie sich nicht, ihm allerhand Schimpfworte ins Gesicht zu sagen, wenn er ihr je einmal etwas verweigerte. Dessenungeachtet ertrug er dies alles mit Geduld, da ihn der Schwiegervater, die Brüder und die Verwandtschaft sowie die Pflicht des Ehebundes dazu nötigte, vor allem aber die grosse Liebe, die er für sie hegte. Ich will die vielen Kosten nicht erwähnen, die er ihrer Prachtliebe wegen hatte, indem er ihr stets neue Kleider machen liess, da unsere Stadt alter Gewohnheit nach beständig ihre Kleidermode wechselt. Und wollte er in Frieden mit ihr leben, so musste er mithelfen, ihre drei andern Schwestern an den Mann zu bringen, was ihn gewaltige Summen kostete. Darnach musste er, um keinen Zank zu haben, sich dazu verstehen, den einen ihrer Brüder mit Tüchern in das Morgenland zu schicken, den zweiten mit Seidenzeugen nach dem Westen, und dem dritten galt es, einen Goldschmiedladen in Florenz einzurichten. Mit solchen Dingen ging denn freilich der grösste Teil seines Vermögens drauf.
Kam aber gar die Zeit des Karnevals oder das Fest des hl. Johannes, wo ganz Florenz alter Sitte gemäss von Festlichkeiten widerhallt und die reichen Familien prunkvolle Gastereien veranstalten, so wollte auch Frau Onesta keineswegs zurückbleiben und wünschte, dass ihr Roderigo alle andern Mitbürger darin übertreffe. Das konnte er zwar aus schon genannten Gründen noch wohl ertragen, und es wäre ihm trotz der Kostspieligkeit nicht lästig gewesen, wenn er nur damit seine häusliche Ruhe erkauft hätte und er den allmählichen Untergang seines Vermögens hätte gelassen abwarten können. Aber es widerfuhr ihm das Gegenteil. Denn abgesehen von dem närrischen Aufwand seiner Frau plagte ihn diese mit so viel Kleinigkeiten, dass es kein Knecht oder Bedienter nur einige Wochen, geschweige denn längere Zeit aushalten konnte. So fand denn der arme Roderigo keinen Diener mehr, der treu zum Hause hielt; denn nicht allein die menschlichen liefen ihm davon, sondern auch die Teufel, die er in Gestalt von Dienern mitgebracht. Diese wollten lieber in die Hölle zurück und dort das Feuer schüren, als länger unter der Herrschaft eines solchen Weibes in der Welt zu bleiben.
So führte Roderigo ein sehr bewegtes und ruheloses Leben und hatte es durch seine unerschwinglichen Auslagen schon so weit gebracht, dass er mit seinem beweglichen Hab und Gut zu Ende war und an-

fing, auf die Hoffnung der von Osten und Westen erwarteten Summen zu leben. Noch gab man ihm guten Kredit und borgte ihm auf Wechsel. Als er aber dadurch nur noch tiefer in Schulden geriet, schöpften seine Gläubiger Verdacht, die solche Ränke und Kniffe wohl kannten. Während nun seine Lage bereits höchst kritisch geworden war, traf ihn plötzlich aus dem Orient die Nachricht, dass einer der Brüder Onestas alle ihm anvertrauten Güter im Spiel verloren habe, während zu gleicher Zeit der andere Bruder, der auf einem mit Waren beladenen Schiffe aus dem Westen heimkehrte, samt allen seinen Gütern, ohne sie versichert zu haben, im Meere unterging.

Kaum war dies in Florenz ruchbar geworden, so taten sich die Gläubiger zusammen aus Furcht, Roderigo könnte sich dadurch bankerott erklären. Weil aber der Termin, wo er bezahlen sollte, noch nicht da war und sie sich noch nicht schadlos machen durften, so beschlossen sie, ihn sorgfältig bewachen zu lassen, damit er nicht entfliehen könne. Als Roderigo keinen Ausweg mehr sah, entschloss er sich, trotz der ihm in der Hölle auferlegten Vorschriften, zu flüchten, es möge gehen wie es wolle. Er bestieg daher in der Morgenfrühe ein Pferd und ritt zum Stadttor gegen Prato hinaus, in dessen Nähe er gewohnt hatte. Kaum wurde sein Verschwinden bemerkt, so entstand darob ein Aufruhr unter den Gläubigern. Sie wandten sich sofort an die Obrigkeit und schickten ihm nicht nur Gerichtspersonen nach, sondern verfolgten ihn sogar insgesamt persönlich. Roderigo war noch nicht eine Meile von der Stadt entfernt, als er schon hinter sich den Lärm seiner Verfolger hörte. Er erkannte alsbald seine schlimme Lage und nahm sich vor, um ungesehen zu entfliehen, die Landstrasse zu verlassen und querfeldein sein Glück zu suchen. Er erkannte jedoch bald, dass die vielen das Feld durchschneidenden Gräben seiner Flucht hinderlich waren und dass er zu Pferd nicht weiter komme. So liess er denn das Ross frei laufen und floh zu Fuss über die Äcker und Felder dahin, die dortherum mit Weinreben und Schilfrohr dicht bepflanzt waren. Schliesslich gelangte er oberhalb Peretola zu einem Bauernhaus, das dem Giovanni Matteo del Bricca gehörte.

Er begegnete dem Bauern Giovanni gerade, als dieser Futter für seine Ochsen heimtrug und stellte sich in seinen Schutz, indem er ihm versprach, er wolle ihn reich machen, wenn er ihn aus den Händen seiner



Verfolger rette, die hinterher seien, um ihn im Gefängnis umkommen zu lassen. Im andern Fall sei es ihm gleich, wenn er ihn seinen Feinden ausliefere. Giovanni war zwar ein schlichter Bauer, aber gleichwohl ein unternehmender Mensch. Und da er der Ansicht war, er könne nichts verlieren, wenn er den Flüchtling rette, so versprach er ihm Beistand. Er versteckte ihn also bei einem Düngerhaufen, den er vor dem Haus hatte und deckte ihn mit Schilf und Blättern zu, die er zum Verbrennen dort angesammelt hatte. Kaum war Roderigo darunter verborgen, so kamen schon seine Verfolger herzu und suchten durch Drohungen den Bauern einzuschüchtern. Aber sie brachten nicht einmal aus ihm heraus, dass er ihn gesehen habe. So gingen sie denn weiter und kehrten, nachdem sie ihn zwei Tage lang umsonst gesucht, ermüdet wieder nach Florenz zurück.
Sobald der Lärm vorüber war, holte Giovanni den Flüchtling wieder aus dem Versteck hervor und erinnerte ihn an sein gegebenes Wort. Da sprach Roderigo zu ihm: Mein lieber Bruder, ich bin dir zu grossem Dank verpflichtet, darum sollst du vollauf befriedigt werden. Und damit du mir glaubst, dass ich dies könne, so will ich dir nun sagen, wer ich bin. Und nun erzählte er ihm, dass er der Teufel sei, und unter welchen Bedingungen er die Hölle verlassen habe, um ein Weib zu nehmen und wie es ihm dabei ergangen sei. Dann teilte er ihm mit, auf welche Art er ihn bereichern wolle. Das werde in folgender Weise geschehen: Sobald du von irgendeinem Weibe hörst, dass es besessen sei, so kannst du getrost annehmen, dass ich als Teufel in sie gefahren bin, und ich werde auch nicht eher aus ihr weichen, als bis du kommst, mich zu beschwören. Auf diese Weise hast du Gelegenheit, dich von den Verwandten der Besessenen nach Belieben bezahlen zu lassen. — Nachdem Roderigo ihm dies erklärt hatte, verschwand er plötzlich und war nirgends mehr zu sehen.
Es dauerte nicht lange, so verbreitete sich richtig in Florenz die Neuigkeit, dass eine Tochter des Messere Ambrogio Amedei, die an Buonaiuto Tebalducci verheiratet war, vom Teufel besessen sei. Die Ihrigen versäumten nicht, alle möglichen Hilfsmittel anzuwenden. Man legte ihr den Schädel des heiligen Zenobius auf den Kopf sowie den Mantel des heiligen Walbert. Aber all dies wurde vom Teufel Roderigo nur verlacht. Um sodann jeden klar zu überzeugen, dass die Krankheit

der jungen Frau wirklich ein böser Geist und keine leere Einbildung sei, sprach die Besessene lateinisch, disputierte über philosophische Fragen und deckte die Sünden vieler Leute auf, so z. B. dass ein gewisser Klosterbruder vier Jahre lang ein als Mönch verkleidetes Mädchen in seiner Zelle gehalten habe. Diese Dinge erregten natürlich allgemeine Verwunderung. Der alte Herr Ambrogio war darüber sehr bekümmert und hatte schon fast alle Hoffnung aufgegeben, seine Tochter wieder gesund zu sehen. Da kam der Bauer Giovanni zu ihm und versprach, sein Kind zu heilen, wenn er ihm 500 Gulden geben wolle, damit er sich ein Gütchen in Peretola kaufen könne. Der Vater ging auf diese Bedingung ein. Nun liess Giovanni, um die Sache wichtig zu machen, vorerst einige Messen lesen, machte dann allerlei Hokuspokus und murmelte der Kranken in das Ohr: Roderigo, ich bin hier, um dich zu beschwören, damit du mir Wort haltest. Da antwortete der Teufel: Des bin ich zufrieden. Aber noch genügt dies nicht, um dich reich zu machen. Sobald ich hinweg bin, fahre ich in die Tochter des Königs Karl von Neapel und weiche nicht von ihr, als bis du kommst. Dann kannst du dir ein schönes Handgeld ausbedingen ganz nach deinem Wunsch. Aber nachher musst du mich in Ruhe lassen. Nach diesen Worten fuhr der Teufel heraus zur Freude und Verwunderung der ganzen Stadt Florenz.
Nicht lange danach verbreitete sich in Italien das Gerücht von dem Unglück, das über die Tochter des neapolitanischen Königs gekommen sei. Die Mittel der Geistlichen wollten nichts fruchten, und so liess der König den Bauern Giovanni, von dem man ihm erzählt, aus Florenz herkommen. Dieser reiste nach Neapel, machte zum Schein einige Zeremonien und heilte das Töchterlein. Ehe sich aber der Teufel von dannen machte, sagte er: Du siehst, Giovanni, ich habe mein Versprechen, dich reich zu machen, durchaus gehalten. Ich bin dir also nichts mehr schuldig, und wir sind quitt. Darum hüte dich, mir ferner vor Augen zu kommen. Denn wie ich dir bisher Gutes erwiesen, so würde ich dir in Zukunft nur Böses antun. Giovanni kehrte darnach als sehr reicher Mann nach Florenz zurück; denn er hatte vom König von Neapel über 50,000 Dukaten erhalten und gedachte, dieses Vermögen in Ruhe zu geniessen, ohne dass es ihm in den Sinn gekommen wäre, Roderigo könnte ihn in seinem Frieden stören.

Plötzlich aber wurde er in seiner ländlichen Stille durch die Nachricht aufgeschreckt, dass eine Tochter des Königs Ludwig VII. von Frankreich vom Teufel besessen sei. Diese Kunde brachte sein Gemüt völlig in Aufruhr, indem er an die Macht dieses Königs und an die Warnung Roderigos dachte. Als nun der französische König kein Heilmittel für seine Tochter finden konnte und von den Wundertaten des Giovanni hörte, sandte er zuerst einen Eilboten zu ihm, um ihn nach Paris zu rufen. Weil aber der Bauer vorgab, er sei unpässlich, sah sich der König gezwungen, an die Regierung von Florenz zu gelangen, welche den Giovanni zur Reise nach Frankreich nötigte. So ging er denn nicht ohne Bedenken nach Paris und erklärte dort zuerst dem König, er habe allerdings einige Besessene kuriert, besitze jedoch deswegen noch keineswegs die Macht, alle Kranken dieser Art zu heilen, denn es gäbe etliche darunter von so hartnäckiger Natur, dass sie weder durch Drohungen, noch Zauberkünste, noch die heilige Kirche sich einschüchtern liessen. Indessen wolle er sein Möglichstes versuchen, bitte aber zum vornherein, falls es ihm nicht gelinge, um Verzeihung. Darauf erwiderte ihm der König zornig, wenn er seine Tochter nicht heile, so werde er ihn hängen lassen. Giovanni war darob tief bekümmert, fasste aber dennoch Mut und liess die Besessene kommen. Er sprach ihr sodann ins Ohr und empfahl sich demütigend Roderigos Gnade, erinnerte ihn an die erwiesene Wohltat und stellte ihm vor, wie undankbar es von ihm wäre, wenn er ihn so schnöde im Stiche lasse! Roderigo jedoch erwiderte: „Ei, du elender Verräter, wie kannst du dich erdreisten, mir noch einmal zu nahen? Willst du dich ferner noch rühmen dürfen, durch meine Hülfe reich geworden zu sein? Ich will es dir und einem jeden beweisen, dass ich das, was ich gegeben, auch wieder nach Belieben nehmen kam. Du kommst mir nicht mehr von hinnen, sondern ich bringe dich sicher an den Galgen.“ Als Giovanni hieraus erkannte, dass er auf diese Weise nichts ausrichten konnte, gedachte er sein gutes Glück auf andere Art zu suchen. Er liess also die Besessene wieder fortbringen und sprach zum König: „Sire, es gibt, wie ich euch schon sagte, viele Geister, die so unbändig sind, dass man ihnen nicht beikommen kann. Und so einer ist dieser. Doch will ich noch einen letzten Versuch wagen, ihn zu beschwören. Gelingt es mir, so haben Eure Majestät und ich den Zweck erreicht. Wo

nicht, so bin ich in eurer Gewalt. Vielleicht, dass ihr alsdann doch so viel Mitleid mit mir habt, wie meine Unschuld verdient. Ich ersuche euch, auf dem grossen Platz vor der Notre-Dame-Kirche hier in Paris ein Gerüst erstellen zu lassen, das geräumig genug ist für den gesamten Adel und die Geistlichkeit der Stadt. Dieses Podium lasset ihr mit Seide und Goldstoffen verzieren und mitten darauf einen Altar errichten. Am Sonntagmorgen sollt ihr dann mit dem ganzen Klerus und eurem Hofstaat in königlicher Pracht und glänzenden Gewändern daselbst erscheinen und zuerst eine feierliche Messe hören, bevor man die Besessene hineinführt. Überdies wünsche ich, dass auf einer Seite des Platzes wenigstens zwanzig Personen aufgestellt werden, die Trompeten, Waldhörner, Trommeln, Dudelsackpfeifen, Schalmeien, Zimbeln und andere geräuschvolle Instrumente bei sich führen. Sobald ich dann meinen Hut schwenke, sollen sie ihre Musik laut ertönen lassen und damit raschen Schritts auf das Gerüst zugehen. Diese Dinge, verbunden mit einigen andern geheimen Mitteln, werden, wie ich hoffe, genügen, den Teufel auszutreiben.

Sogleich liess der König alle Vorbereitungen treffen, und als jener Sonntagmorgen kam, füllte sich das Podium mit hohen Persönlichkeiten, und der weite Notre-Dame-Platz wogte von einer Menge Volks. Man feierte zuerst die Messe und führte sodann das Königstöchterlein auf das Gerüst, geleitet von zwei Bischöfen und angesehenen Herren. Als nun der Teufel das viele Volk und all die Zurüstungen sah, war er ganz verdutzt und sprach zu sich selbst: „Was hat sich dieser Bauerntölpel wohl gedacht? Meint er, ich lasse mich einschüchtern durch dies Gepränge? Weiss er denn nicht, dass ich die Pracht des Himmels und die Schrecken der Hölle zu schauen gewohnt bin? Aber ich will es ihn schon büssen lassen." Als nun Giovanni ihm zur Seite trat und den Teufel nochmals bat, herauszufahren, da sagte Roderigo: „Ei, du hast da ja eine prächtige Veranstaltung getroffen! Was willst du nun mit all dem Zeug beginnen? Glaubst du, dadurch meiner Gewalt und dem Zorn des Königs zu entgehen? Du Rüpel! Du Schuft, du musst mir gleichwohl an den Galgen!" Giovanni versuchte noch einmal, ihn zum Fortgehen zu bewegen. Als er aber nur erneute Schimpfworte zur Antwort bekam, hielt er es nicht für gut, noch mehr Zeit zu verlieren, und gab daher mit seinem Hut das verabredete Zeichen. Da

liessen alle Musikanten mit einem Mal ihre Instrumente erschallen, dass es bis zum Himmel dröhnte und zogen derart zum Gerüst heran. Bei dem unerwarteten Lärm spitzte der Teufel die Ohren, und da er nicht wusste, was das bedeute, fragte er voller Verwunderung den Bauer, was dieses sei. Der gab ihm ganz bestürzt zur Antwort: „Weh dir, mein Roderigo, das ist deine Frau, die dich wieder zu sich holen will."
Jetzt hättet ihr den Schrecken Roderigos sehen sollen, als er von seiner Frau reden hörte. Sein Entsetzen war so gross, dass er gar nicht lange überlegte, ob es möglich sei, dass seine Frau hier wäre, sondern er entfloh mit Angst und Grausen, und das Mägdlein war befreit. Lieber wollte er wieder in die Hölle fahren, und dort Rechenschaft ablegen von seinem Erdenleben, als nochmals sich dem Joch der Ehe unterwerfen mit all seinen Widerwärtigkeiten, Leiden und Gefahren. In die Hölle zurückgekehrt, erklärte also Belfagor, dass es sich mit dem Unheil, das die Weiber einem ins Haus bringen, wirklich so verhalte. Giovanni aber, der noch mehr wusste als der Teufel, kehrte nachher guter Dinge und noch reicher als zuvor wieder nach Florenz zurück.

FILIPPO SALA UND SEIN FÜRST

von GIOVANNI BATTISTA GIRALDI CINZIO

FILIPPO SALA WAR EIN ADELIGER BÜRGER AUS FERrara, dem die Natur nicht bloss ein schönes Äussere verliehen hatte, sondern auch eine grosse Geschicklichkeit in der Unterhaltung. Auch sonst war das Glück nicht karg gegen ihn gewesen, denn sein Vater und einige Verwandte hatten ihm einen ansehnlichen Reichtum hinterlassen. Dieses Vermögen würde jedem andern genügt haben, der nicht über seine Kräfte hinausgestrebt hätte. Er aber gab sich, obwohl ein geborner Bürger, das Ansehen eines hohen Herrn und fing unbedachterweise an, grosse Summen auszugeben im Spiel, in prunkvollen Kleidern, in Pferden und Jagden, auf die er sich meisterlich verstand, und zwar nicht bloss zu Lande, sondern auch mit dem Falken hoch in den Lüften. Zu alledem kamen noch verschiedene Liebschaften, so dass er in kurzer Zeit alles ausgegeben hatte, was er besass und dadurch in Armut verfiel. Er pflegte häufig nach Venedig zu kommen, welche Stadt eine Menge Frauen besitzt, deren Schönheit für Geld zu erlangen ist. Dort liess er sich mit mancher ein und beschenkte sie so reichlich, wie wenn er ein Fürst gewesen wäre. Und da er von Angesicht sehr schön war und verschiedene Musikinstrumente, vor allem die Laute herrlich spielen und dazu singen konnte, so erwarb er sich bei den Damen eine grosse Gunst. Eine davon verliebte sich derart in ihn, dass es ihr nirgends wohl war als in seiner Nähe. Und auch er schätzte ihre ausserordentliche Schönheit und hörte auch dann nicht auf, ihr Geschenke zu machen, als sein Vermögen bereits zur Neige ging. Wie er dann schliesslich mit seinem Geld völlig zu Ende war, nahm er, bevor sie seine Verarmung bemerkte, unter einem guten Vorwand Abschied von ihr und versprach, nach einigen Tagen wiederzukommen.
Damit begab er sich nach seiner Stadt Ferrara zurück, und weil ihm wegen seiner Freigebigkeit nichts mehr übrig geblieben war als die Reue, so hielt er sich ärmlich zu Hause. Trotz alledem aber büsste er seine angeborene Seelengrösse nicht ein und ertrug seine gedrückte Lage mit derselben hohen Gesinnung, mit der er ehedem seine Reich-

tümer verschenkt hatte. Ja, wenn er auch all sein Vermögen verloren hatte, so glaubte er doch noch bei seiner kärglichen Mahlzeit, als wären es köstliche Fasanen, Rebhühner, Hasen und andere Leckerbissen, die er auf silbernen Platten verspeise, wie damals, wo er alle diese Dinge in reicher Menge hatte kaufen können. Ebenso ging es ihm mit seinen Kleidern und den andern Bedürfnissen des Lebens, an denen es ihm gebrach. So gross jedoch seine Not auch sein mochte und so viele Freunde ihm ihre Hilfe und ihre Mittel zur Verfügung stellen wollten, weil seine Armut sie zu Mitleid rührte, so nahm er doch nicht das Geringste von ihnen an, sondern er erklärte, er könne ebensowohl ihnen mit Geschenken dienen, als sie ihm.
Nun lebte dazumal in Ferrara ein Graf PAOLO COSTABILI, der sehr freigebig war, wie es sich für seine grossen Reichtümer geziemte. Der hatte eine Freude an solch starken Charakteren, wie Filippo war und fühlte sich hingezogen zu seinem wackern Wesen, seiner Unterhaltung, seiner Gewandtheit in Geschäften und all den schon erwähnten Eigenschaften, die einem Fürsten teuer sein müssen. Aus diesem Grunde nahm er unsern Filippo zu sich in sein Haus, und zwar nicht als Diener, sondern als lieben Freund, indem er ihm all seine Wünsche aufs freigebigste erfüllte, so dass Filippo sagen konnte, er habe in diesem edeln Hause alles, was er sich nur wünschen könne. Derweil nun Filippo bei diesem Grafen wohnte, erwartete jene Courtisane sehnsüchtig seine Wiederkehr. Aber es vergingen Monate und Jahre, und er kam noch immer nicht. Und weil sie weder Botschaften noch Briefe mehr von ihm erhielt, und in bangem Zweifel lebte, er möchte sie vergessen oder gar verschmäht haben, so beschloss sie endlich, getrieben von ihrer Sehnsucht, sich nach Ferrara zu begeben, um ihn aufzusuchen, denn sie glaubte, er sitze daselbst im Überfluss und Reichtum, so dass er nach Belieben spenden und geben könne, wie damals in Venedig.
Sie schickte also einen Diener voraus nach Ferrara, um daselbst für einige Tage ein Haus zu mieten. Dann liess sie eine Barke für sich zurecht machen und fuhr auf derselben in Begleitung einiger Dienerinnen nach Ferrara. Als sie sich jedoch bei ihrer Ankunft in der Stadt nach dem Herrn Filippo Sala erkundigte, fand sie keine Spur mehr von ihm auf, weil die Armut, in die er versunken war, seinen Namen fast gänzlich in Vergessenheit gebracht hatte. Überdies hatte er sich in Venedig Herr


K

Filippo nennen lassen, während er in Ferrara nur unter dem Namen Filippino oder Philippchen bekannt war und ihm niemand den Titel Herr gab, den er sich in der Lagunenstadt durch seine Freigebigkeit erworben. Beinahe bereute es daher die Frau, die Reise seinetwegen unternommen zu haben. Während sie noch darüber nachsann, was sie tun solle, erblickte sie zufällig einen Freund Filippos, den sie in Venedig als Begleiter kennen gelernt hatte. Sie rief ihn zu sich und fragte ihn nach Herrn Filippo. Nun kannte dieser seine Verhältnisse genau, gab aber vorsichtig zur Antwort, er habe seinen Freund schon längere Zeit nicht mehr gesehen, weil dieser in wichtigen Angelegenheiten für seinen Herrn beschäftigt sei. Im übrigen glaube er, dass es ihm wohlergehe. Auf diesen Bescheid hin konnte die Frau immerhin noch hoffen, ihren Geliebten in guten Umständen anzutreffen und ihm mit ihrem Besuche in Ferrara nicht unwillkommen zu sein. Sie sprach daher: „Seid doch so gut und tut mir den Gefallen, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, ich sei aus Heimweh und aus Liebe zu ihm hieher gekommen, um ihn wiederzusehen. Und dann veranlasst ihn, dass er mich besucht. Ihr könnt mir keine grössere Freundlichkeit erweisen als diese." Filippos Gefährte versprach ihr, dieses auszurichten, sobald er ihn sehe. Dann verabschiedete er sich von ihr und begab sich sogleich zu Filippo, um ihm die Neuigkeit zu melden. „Weisst du schon," sagte er zu ihm, „dass die schöne Venezianerin hierher gekommen ist und dich eifrig sucht? Ich fürchte, sie erfährt am Ende, wie es mit dir steht und kehrt enttäuscht und unzufrieden über die geringe Ehre, in welcher du hier lebst, wieder nach Venedig zurück. Und während du seither dort für einen grossen Herrn gegolten hast, gibt man dir einen davon sehr verschiedenen Namen." Diese Worte gingen Filippo sehr zu Herzen, und er fragte seinen Freund, wie er zu dieser Nachricht gekommen sei. Der erzählte ihm das ganze Gespräch, das er mit der Dame gehabt hatte und was er zu seinen Gunsten gesagt habe. Filippo dankte ihm für die kluge Auskunft, die er ihr gegeben. Als er aber nachher bedachte, wie wenig er doch imstande sei, dem Rufe zu entsprechen, den er sich in Venedig erworben hatte und den er durch die Dame nun bestätigt sah, da wurde er ganz betrübt und niedergeschlagen. Sobald der Graf Paolo sah, wie Filippo mit einem Mal so schwermütig war, während er sonst vor Heiterkeit und drolliger Spässe übersprudelte, da fragte er ihn:

„Sag mir, Filippo, was hast du nur, dass du so ganz anders bist als sonst? Wo ist deine fröhliche Laune und deine Lust zu scherzen hingekommen?" — Filippo kannte zwar den Grafen als einen spendablen und grossmütigen Herrn, doch schien ihm allzuviel vonnöten, um der hohen Meinung, welche die Venezianerin von ihm hatte, zu genügen. Er wagte daher nicht, seinem Beschützer die Ursache seiner Betrübnis zu entdecken und antwortete: „Mein Graf, der Grund meines Kummers liegt allzu tief, und da ich weiss, dass ihr euch um meinetwillen nur betrüben würdet, so schweige ich lieber. Ich möchte euch damit nicht lästig werden und ertrage das Übel, dem doch nicht abzuhelfen ist, besser allein."
„Ei, Filippo," erwiderte der Graf mit wohlwollender Miene, „es gibt, so lange wir leben, für jedes Ding ein Mittel. Verbirg mir daher die Ursache deiner Schwermut nicht, denn vielleicht ist das, was du für verloren hältst, doch noch gut zu machen. Sag' es mir also, ich bitte dich, und wenn es etwas ist, wobei ich dir mit meinen zur Verfügung stehenden Mitteln helfen kann, so sollst du mich bereit finden, es für dich zu tun, wie wenn es für mich selber wäre." Diese Worte erweckten in Filippo die Hoffnung, er könne vielleicht trotz seiner Armut die schöne Dame glauben machen, der Titel eines Herrn gebühre ihm hier in Ferrara ebenso gut, als er ihn in der Dogenstadt geführt hatte. So erzählte er ihm denn von der schönen Venezianerin und den seligen Stunden, die er mit ihr verlebt habe damals, als ihm das Glück noch günstig war und wie ihn alle um ihrer Schönheit willen beneidet hatten, bis er durch seine Verarmung genötigt worden, sich zu entfernen, ehe sie sein Unglück inne würde. „Die Augen standen ihr voll Tränen, fuhr er fort, als ich von ihr Abschied nahm und als sie mich zum letzten Male umarmte. Ich ging nur äusserst ungern von ihr weg und hätte ich noch weiteres Gut besessen, so würde ich auch dieses noch zu Geld gemacht haben, um länger bei ihr bleiben zu können. Ich glaubte inzwischen, sie hätte mich längst vergessen. Aber siehe, da kommt sie nach Ferrara, um mich zu besuchen. Nun fürchte ich sehr, sie spürt mich auf und wird mich als einen verarmten Edelmann erkennen, der ich in Wirklichkeit wohl bin, nicht aber der Gesinnung nach. All das ist mir furchtbar peinlich und nie ist mir meine Armut, die ich bisher immer mutig ertragen habe, so lästig gewesen wie jetzt, wo ich die Mittel nicht besitze, um diese Dame nach meinem Wunsch und ihrem Verdienst zu ehren." Voller

Teilnahme hörte der Graf die Geschichte seines Freundes. Und weil er nicht zu denjenigen gehörte, die ihr Vermögen bloss aufhäufen, ohne es wirklich zu benutzen und die keinen Heller für sich selbst ausgeben, geschweige denn für andere, so sprach er zu Filippo: „Ei, du hast nicht viel Zutrauen zu mir, dass du mich nicht für fähig hältst, dein Unglück gut zu machen. Sei getrost und guter Dinge, denn es ist mein Wille, dass, wenn dich diese Schönheit in Venedig für einen reichen Herrn gehalten hat, sie dich hier in Ferrara für einen König halten soll. Meine Familie ist, wie du weisst, auf dem Land in Viconovo, und ich bin hier allein mit acht oder zehn Dienern, Pferden, Wagen und allem, was man nur irgend wünschen kann, um einen Besuch von noch so hohem Range würdig zu empfangen. Mein Haus samt all dem, was drin ist, sei für zehn Tage dein. Du holst deine Geliebte mit meinem Hofwagen zu dir ab. Ich stelle dir alle meine Diener während dieser Zeit zu deiner Verfügung und begebe mich für die wenigen Tage auf mein Landgut. Indessen kannst du in diesem Hause schalten und walten nach deinem Belieben, gerade wie du denkst, dass ich tun würde, um ein so zärtlich geliebtes Weib mit Ehren zu empfangen." Filippo fühlte sich durch diese Worte seines Herrn völlig getröstet, aber er schämte sich, zuzugeben, dass der Graf sein eigenes Haus verlassen solle, um es ihm einzuräumen und sprach deshalb: „Eure Freundlichkeit gegen mich ist mir über alles lieb, aber ich wage nicht, eure Güte in solchem Mass in Anspruch zu nehmen. Es genügt mir vollkommen, wenn ich meine Geliebte ein oder zwei Mal zum Abendessen hier einladen darf und sie derart beschenke, dass sie wieder in Ehren nach Venedig heimkehren kann. Das weitere will ich mit Worten abmachen und bin gewiss, dass sie zufrieden wegreisen wird." Der Graf jedoch, dessen Freigebigkeit die Grösse seines Reichtums überstieg, liess sich durch Filippos Worte von seinem Plane keineswegs abbringen. „Mein Lieber," sagte er, „wenn du auch, wie du dich äussertest, befriedigt wärest, so würde ich mich nicht damit zufrieden geben, weil ich sonst die Genugtuung nicht hätte, für einen Freund alles getan zu haben, was ich in einem solchen Fall für mich täte. Darum bleibe es bei dem, was ich dir anerboten habe und wenn es dir zu viel scheint bei deiner Bescheidenheit, so dünkt es mich noch viel zu wenig für das, was ich einem teuren Freund zu tun verpflichtet bin." Und nachdem er dies gesprochen, rief er seine Diener herbei und sagte

zu ihnen: „Ich lasse meinen Freund Filippo für zehn Tage in meinem Palast zurück als unumschränkten Gebieter des Hauses und alles dessen, was darinnen ist. Ich wünsche, dass ihr ihm gehorcht und dienet, nicht anders, als wenn ich selber die Befehle gäbe. In dieser Zeit sagt ihr der Frau, die er hierherbringt, das Haus und alles gehöre dem Filippo. Wer mir in dieser Ordre zuwiderhandelt, hat meine Ungnade zu gewärtigen." Filippo wollte durchaus nicht soviel annehmen, aber der Graf duldete keine Widerrede, liess ihn im Besitz von seinem Hause und begab sich auf das Land. Filippo zog nun die vornehmsten Kleider an, die der Graf besass, bestieg sein schönstes Reitpferd mit kostbarem Geschirr und suchte, begleitet von vier Staffetten als Gefolge, seine Geliebte auf, welche ihm, als sie ihn erblickte, mit offenen Armen entgegeneilte. „Ach, Herr Filippo," rief sie, „wie habt ihr's nur über euch bringen können, mich solange Zeit nicht zu besuchen? Beinahe hätte ich geglaubt, ihr liebtet mich nicht mehr. Denn hättet ihr so grosse Sehnsucht nach mir gehabt, wie ich nach euch, so wäret ihr schon längst gekommen. Ich konnte die Qual des Wartens nicht länger mehr ertragen und bin hieher gereist, euch endlich aufzusuchen, während es doch eurem Versprechen gemäss an euch war, dies zu tun." „Lassen wir," versetzte drauf Filippo, „die Klagen beiseite, liebes Herz und denken wir daran, uns des Beisammenseins zu freun, da ihr nun hier seid." Dann brachte er dieselbe Ausrede vor, die schon sein Freund über ihn geäussert hatte und fuhr fort: „Ich will von vielen Gründen nur diesen einen zu meiner Entschuldigung anführen, dass ich im Dienste meines Herrn in sehr wichtigen Aufträgen beschäftigt war. Er hält mich fortwährend in Tätigkeit und lässt mich kaum zu Atem kommen. Aber wenn sich seither nicht mehr die Gelegenheit bot, nach Venedig zu reisen, so ist doch mein Herz immerfort bei euch gewesen. Ich hatte stets gehofft, einmal für kurze Zeit mit der Vergünstigung meines Fürsten abzukommen, um euch zu besuchen, aber es war unmöglich. Um so mehr freue ich nun mich darüber, dass ihr selber kommt. Freilich kann ich nicht umhin, mich ein wenig zu beschweren, dass ihr bei eurer Ankunft in Ferrara ein fremdes Haus gemietet habt, statt bei mir in meinem Hause abzusteigen. Und sobald ich erfuhr, dass ihr hier seid, bin ich gekommen, um euch von hier abzuholen und in unser Haus zu bringen, denn der Palast, worin ich wohne, soll ebensowohl der eure sein, wie er mir gehört." Und damit wandte

er sich zu einem Diener und sagte: „Geh schnell und lass meinen Wagen rüsten und herfahren, dass wir Madonna in unser Haus bringen." Während der Diener forteilte, blieb Filippo bei der Frau in herzlichen Gesprächen, bis die Kutsche kam. Dann stieg sie mit ihrem Gefolge hinein und fuhr in Filippos Begleitung zum Palast. Und wie sie diesen sah, der vielleicht in der Stadt nicht seinesgleichen hat, da er eher dem Schlosse eines Fürsten ähnlich sieht, als dem Hause eines Edelmannes, da dachte sie, er habe wohl in Venedig mit Recht den Titel eines Herrn geführt. Vollends aber geriet sie in Erstaunen, als sie in die herrlichen Gemächer dieses Hauses trat, die rings mit prächtigen Wandteppichen behangen waren, und worin reichgeschmückte Möbel und seidene Betten standen. Wenn dann die Zeit des Essens kam, so wurde morgens und abends der Tisch gedeckt mit den köstlichsten Speisen und auserlesenen Weinen, und die silbernen Platten wurden herumgereicht von Dienern, die so fein gekleidet waren, als ob sie lauter Herren wären.

Auf solche Weise ging es sechs Tage fort. Endlich begehrte die Venezianerin wieder heimzukehren und sagte eines abends nach der Tafel: „Mein Filippo, ich bin nun lange von zu Hause fort gewesen und wenn ich die Zeit mitrechne, wo ich euch gesucht habe und dann hieher in euer gastliches Haus übergesiedelt bin, so macht es im ganzen zwölf Tage. Nachdem ich euch nun wieder gesehen und zu meiner Freude einige Tage in eurer Gesellschaft zugebracht habe, will ich mit eurer Erlaubnis wieder nach Venedig zurückkehren. Ich wünschte zwar mein ganzes Leben mit euch zuzubringen, doch sehe ich, wie euch die Angelegenheiten eures Fürsten in Anspruch nehmen und mich erwarten gleichfalls in Venedig Anliegen von nicht geringerer Bedeutung, die ohne meine Gegenwart leicht eine üble Wendung nehmen könnten." Filippo jedoch, der seine ganze Grossmut ausüben wollte, welche die Freigebigkeit seines Herrn ihm gewährt hatte, entgegnete: „Wenn es euch scheint, als wäret ihr hier schon lange genug zu Gaste, so dünkt es mich, ihr seid erst gestern abend hergekommen. So wünsche ich, dass ihr wenigstens noch zehn Tage bleibt." Dies sagte er, weil er wohl ihre Eile sah, fortzugehen und er sicher war, dass sie einen so langen Aufschub keineswegs annehmen würde. Und er täuschte sich auch wirklich nicht, denn sie erwiderte: „Ich möchte gerne immer bei euch bleiben, wie ich euch schon sagte, aber die Verhältnisse zwingen mich, gegen meinen Willen

heimzukehren. Darum bitte ich euch, zufrieden zu sein und mich gehen zu lassen." Filippo spielte darob den Verdriesslichen und sprach: „Ich glaube fast, ihr habt mich nicht von ganzem Herzen lieb, dass ihr nicht noch die paar Tage bei mir bleiben wollt." „Es ist mir rein unmöglich, mein Filippo," versicherte sie. „Wenn ich so lang wegbliebe, so würden meine Angelegenheiten in Venedig sicher schief gehen. Ich weiss aber, dass ihr meinen Schaden nicht begehrt." „Das freilich nicht," antwortete er, „aber wenn es denn nicht zehn Tage Aufschub leidet, so bleibt doch wenigstens sechs." Sie beteuerte von neuem, es wäre ihr nicht möglich, und so brachte er sie schliesslich dahin, noch vier Tage zu bleiben, mit welchen seine Frist ablief. So ging denn die Bewirtung mit demselben Glanz und Aufwand weiter wie bisher, so dass die Dame den Filippo für einen wahrhaft grossen Herrn erachten musste. Am Morgen des zehnten Tages kam der Graf nach Ferrara zurück, liess Filippo zu sich rufen und sprach; „Nun, lieber Freund, wie ist die Sache abgelaufen? Hast du deiner Geliebten auch alle Ehre angetan?" „Ja wohl, gnädiger Herr, dank eurer Güte. Ich wollte nur, ich hätte tausend Zungen, dass ich euch gebührend danken könnte für eure grosse Gefälligkeit, für die ich euch immer verpflichtet sein werde, solang ich lebe." Der Graf versetzte: „Wünschest du vielleicht noch einige weitere Tage in meinem Hause mit ihr zu bleiben, so sage es getrost, ich will es dir gern gewähren." „Nur zu lange," fiel Filippo ein, „habt ihr mich darin gelassen, lieber Graf, und es war nachgerade unzart von mir, dass ich es duldete, dass ihr so lang wegbliebet. Überdies will die Frau morgen früh unfehlbar nach Venedig heim, und ich habe sie nur mit Mühe bis heute aufhalten können." „Möchtest du ihr nicht zum Abschied noch ein Geschenk mitgeben, damit sie dich im Andenken behalte?" fragte Graf Paolo. „Wenn ich nur soviel besässe," entgegnete Filippo, „als ich ihr geben möchte. Weil ich aber weiter nichts habe, so werde ich sie mit Versprechungen befriedigen, so gut ich kann." „Ich wünsche aber," wandte Graf Paolo ein, „dass du sie mit einem Geschenk entlässest, welches der ihr gemachten Aufwartung entspricht. Darum überreiche ihr diesen Ring zum Andenken." Und mit diesen Worten gab er ihm einen kostbaren Diamantring. Filippo wollte ihn durchaus nicht annehmen, da er die Güte seines Herrn keineswegs missbrauchen wollte. Aber er musste den Ring dennoch annehmen. Hernach wollte der Graf mit ihm nach Hause gehen,

um zu sehen, ob der Ruhm ihrer Schönheit wirklich so gross sei, wie Filippo sie ihm geschildert. Er kam in seinen Palast und Filippo tat dergleichen, als wäre es ein Freund, der ihn zu besuchen komme. Er stellte ihm die Dame vor, und sie reichte ihm die Hand. Da schien es freilich dem Grafen, als hätte sein Freund ihren Liebreiz noch zu wenig gepriesen, und er konnte sie nicht genug betrachten. Weil nun Filippo wusste, dass Graf Paolo ein grosser Verehrer von schönen Frauen war, und keine Ausgabe scheute, um in deren Besitz zu gelangen, so glaubte er, der Graf hätte die Venezianerin ebenfalls lieb gewonnen, und er sprach: „Da es mir scheint, ihre Schönheit habe auf euch Eindruck gemacht, so gestattet mir, dass ich sie euch überlasse. Und damit ihr ungestört seid, will ich mich vom Hause entfernen und ihr bedeuten, dass ich nichts dawider habe, wenn sie bei euch bleibt. Dies tue ich, um eure unendliche Güte zu vergelten und damit man mich nicht für einen geringen Menschen ansieht, der andern nicht auch gönnt, was er für sich genossen." Der Graf jedoch, der unter andern Umständen einen so schönen Besitz wie diese Venezianerin nicht nur mit Freuden angenommen, sondern auch um jeden Preis erkauft hätte, wollte seine edelmütige Handlung nicht durch ein solches Verlangen beflecken und sprach deshalb: „Filippo, deine Geliebte ist viel schöner, als du mir gesagt hast und die Lust könnte mich wohl verleiten, deinen Vorschlag anzunehmen. Aber der Himmel möge mich davor bewahren, dass ich solches tue. Ich habe meine Freude dran gehabt, dir zu ermöglichen, die Dame würdig zu empfangen, und wie du sie daher gebracht hast als die Deinige, so geleite sie auch wieder als die Deinige nach Hause." Und ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen, ging der Graf aus dem Palaste fort und liess Filippo in Musse die nötigen Vorkehrungen zur Abreise seiner Geliebten treffen. Er brachte sie mit Esswaren reichlich versehen in ehrenvollster Begleitung zu Schiffe und überreichte ihr alsdann den Diamantring, indem er sprach: „Nehmt dies und behaltet es zu meinem Andenken." Darauf verabschiedete er sich von ihr und sie fuhr sehr befriedigt mit dem Schifflein von dannen nach Venedig. Als man in der Folge öffentlich vernahm, was Graf Paolo für seinen Freund getan hatte, da erachtete ihn ein jeder für den vollkommensten Edelmann dieses Landes, und man zählte ihn zu den wenigen, die ihren Reichtum erst dann wirklich zu besitzen glauben, wenn sie ihn freigebig im Dienste ihrer Freunde und Untertanen verwenden.

ROMEO UND JULIA

von LUIGI DA PORTO, Edelmann aus Vicenza,
lebte von 1485 — 1529.

ZUR ZEIT, ALS BARTOLOMMEO DELLA SCALA, EIN GAR liebenswürdiger und feingebildeter Fürst, die Zügel meiner Vaterstadt VERONA nach seinem Gutdünken bald fester, bald freier lenkte, blühten daselbst zwei sehr edle Familien, die sich, entgegengesetzten Parteien angehörend oder aus persönlichem Hasse, feindlich gegenüberstanden. Die eine hiess die der CAPPELLETTI, die andere die der MONTECCHI. Freilich habe ich beim Lesen einiger alten Chroniken gefunden, dass diese beiden Familien vereint zu einer und derselben Partei gestanden hätten. Dennoch will ich es euch, ohne etwas zu ändern, gerade so erzählen, wie ich es gehört habe. Es lebten also, wie gesagt, in Verona unter dem genannten Herrscher die eben angeführten adeligen Familien, die vom Himmel, der Natur und dem Glück mit wackeren Männern und Reichtümern in gleichem Masse begünstigt worden waren. Unter ihnen herrschte, wie es meistens bei grössern Häusern der Fall ist (was nun auch der Grund gewesen sein mag), eine grausame Feindschaft, um derentwillen schon mehrere Männer auf beiden Seiten den Tod gefunden hatten. Teils aus Überdruss, wie dies oft in ähnlichen Fällen begegnet, teils auch wegen der Drohungen des Fürsten, der die Feindseligkeiten höchst ungern sah, liessen sie endlich davon ab, sich weiter zu befehden. Ohne also förmlich Frieden zu schliessen, traten sie sich mit der Zeit doch so weit nahe, dass ein grosser Teil ihrer Angehörigen wieder miteinander sprach. Wie sie nun so beinahe versöhnt waren, begab es sich um die Karnevalszeit, dass im Hause des Messere Antonio Cappelletti, eines sehr fröhlichen und prachtliebenden Mannes, der das Haupt der Familie war, viele Festlichkeiten und Maskenbälle bei Tag und bei Nacht veranstaltet wurden, zu welchen fast die ganze Stadt herbeilief. Dorthin begab sich auch eines Abends ROMEO Montecchi, seiner Geliebten folgend, wie das so die Art der Liebhaber ist, dass sie ihren Damen nicht allein mit dem Herzen, sondern womöglich auch mit ihrem Leibe überall dahin folgen, wo jene gehen. Dieser war noch ganz jung, sehr

schön und gross von Person, heiter und wohlgesittet. Wie er hernach gleich allen andern die Maske abnahm und in seiner Tracht als Nymphe erkannt wurde, wandte sich kein Auge mehr von ihm, sowohl wegen seiner Schönheit, welche die jeder Dame der Gesellschaft, sogar der hübschesten übertraf, als auch aus Verwunderung darüber, dass er und gar bei Nachtzeit in dieses Haus zu kommen gewagt. Mehr Eindruck aber als auf irgend sonst jemand machte sein Anblick auf die einzige Tochter des genannten Messere Antonio, namens GIULIETTA, die über alles Beschreiben schön, voll jugendlicher Anmut und Munterkeit war. Sobald diese den Jüngling erblickte, fasste sie seine Schönheit so tief in ihr Gemüt auf, dass es ihr beim ersten Begegnen ihrer Augen schien, als wäre sie nicht mehr sie selber. Der Jüngling hielt sich ganz schüchtern und allein im Hintergrund und mischte sich nur selten in den Tanz oder in ein Gespräch, da ihn nur die Liebe hierher geführt hatte und ihm bei der Sache nicht ganz wohl zu Mute war. Dies tat dem Mädchen sehr leid; denn sie vernahm, er sei ein gar angenehmer und lustiger Gesellschafter. Schon war Mitternacht vorüber, das Ende des Maskenfestes nahte heran, und der Fackeltanz oder Huttanz, wie man ihn auch nennt (der noch jetzt am Schluss der Festlichkeiten üblich ist), nahm seinen Anfang. Man steht dabei im Kreise, und der Herr wechselt nach Belieben seine Dame, die Dame ihren Herrn. Bei diesem Tanze nun wurde der Jüngling von einer Dame vertauscht und zufällig neben das schon verliebte Mädchen gestellt. Auf ihrer andern Seite stand ein adeliger Jüngling, namens Marcuccio Guercio, der von Natur sowohl im Juli wie im Januar stets eiskalte Hände hatte. Als nun Romeo Montecchi links von der Dame zu stehen kam und wie es bei dem Tanze üblich ist, Giulietta seine Hand in die ihrige genommen hatte, sagte sie auf einmal zu ihm, vielleicht aus Verlangen, ihn reden zu hören: „Gottlob, dass ihr neben mich kommt, Messere Romeo!" Darauf entgegnete der Jüngling, der schon längst ihre Blicke bemerkt hatte, verwundert über ihre Worte: „Wie? Ihr sagt gottlob, dass ich komme?" „Allerdings," antwortete sie, „bin ich froh, dass Ihr neben mich kommt; so könnt Ihr mir wenigstens diese Hand warm halten, indes Marcuccio mir die rechte zu Eis erstarren macht." Romeo, dadurch etwas mutiger geworden, fuhr fort: „Wenn ich Euch mit meiner Hand die Eurige erwärme, so setzt Ihr mit Euern schönen Augen mein Herz in Flammen." Das Mädchen lächelte ein wenig,



argwöhnte aber, man möchte sehen oder hören, dass sie mit ihm spreche, und sagte nur noch: „Ich schwöre Euch, Romeo, bei meiner Ehre, es ist niemand hier, der meinen Augen so wohl gefällt wie Ihr.“ Darauf antwortete der Jüngling, ganz von Liebe entflammt: „Wie beschaffen ich auch sei, so bin ich, wofern es Euch nicht missfällt, Eurer Schönheit treuer Diener.“ Bald nachher war das Fest zu Ende, und Romeo überlegte im Heimgehen die bisherige Grausamkeit seiner früheren Geliebten, die für so vieles Sehnen ihm so geringen Lohn gab. Er beschloss daher, sofern es ihr genehm wäre, sich ganz Giulietta zu weihen, obgleich sie der Familie seiner Erbfeinde angehörte. Auf der andern Seite dachte das Mädchen fast an nichts als an ihn und gelangte nach vielen Seufzern immer fester zu der Ansicht, wie unendlich glücklich sie sein müsste, wenn sie Romeo zum Gatten bekommen könnte. Aber wegen der Feindschaft der beiden Häuser war sie sehr ängstlich und hatte wenig Hoffnung, ein so erfreuliches Ziel zu erreichen. So von Zweifeln hin- und hergetrieben, sagte sie oftmals zu sich selbst: „Ich Törin! Von welcher Lockung lass ich mich in ein so seltsam Labyrinth verleiten, wo ich ohne Führer bleibe und nicht wieder heraus könnte, wenn ich auch wollte, da Romeo mich nicht liebt. Denn bei der Feindschaft gegen meine Familie kann er's auf gar nichts anderes abgesehen haben als auf meine Schande. Und sollte er mich auch ernstlich zu seiner Frau begehren, so würde doch mein Vater sich niemals dazu verstehen, mich ihm zu überlassen. — Dann kam sie wieder auf andere Gedanken und sagte: „Wer weiss, vielleicht gerade, um den Frieden zu befestigen zwischen den beiden Häusern, die schon müde und überdrüssig sind, sich immerwährend zu befehden, vielleicht gerade dadurch könnte es mir noch gelingen, auf die Art, wie ich es wünsche, in seinen Besitz zu gelangen.“ Und daran hielt sie fest und fing an, ihm durch Blicke ihre Zuneigung zu bezeugen. Da nun die beiden Liebenden in gleicher Flamme glühten und jedes den schönen Namen und das Bild des andern in der Brust eingegraben trug, huben sie an, bald in der Kirche, bald an einem Fenster ihrer stillen Minne sich zu freuen, so dass es keinem von beiden wohl war, als wenn sie sich sahen. Er vornehmlich fühlte sich so sehr zu ihrem holden Wesen hingezogen, dass er oft fast die ganze Nacht mit grösster Lebensgefahr allein vor dem Hause des geliebten Mädchens weilte und bald an das Fenster ihres Zimmers emporkletterte und sich davor hinsetzte, ohne dass sie

oder sonst jemand es wusste, um ihrer süssen Stimme zu lauschen, bald sich auf der Strasse niederlegte. — Eines Nachts begab es sich durch Fügung des Liebesgottes, dass der Mond ungewöhnlich hell leuchtete. Während Romeo eben auf ihren Balkon emporsteigen wollte, öffnete das Mädchen, sei es nun zufällig oder weil sie ihn in früheren Nächten gehört hatte, das Fenster, trat hinaus und sah ihn. Er aber, in der Meinung, nicht sie, sondern sonst jemand öffne den Balkon, wollte in den Schatten einer Mauer fliehen. Sie erkannte ihn jedoch, rief ihn beim Namen und fragte: „Was macht Ihr hier um diese Stunde so allein?" Er hatte sie indes auch schon erkannt und antwortete: „Wozu die Liebe mich treibt." „Wenn man Euch aber hier träfe," sagte das Mädchen, „könntet Ihr dann nicht leicht ums Leben kommen?" „Ja freilich könnt ich hier leicht ums Leben kommen," antwortete Romeo, „und das wird auch eines Nachts geschehen, wenn Ihr mir nicht helft. Aber weil ich an jedem andern Orte dem Tode ebenso nahe bin wie hier, so will ich nur suchen, so nahe als möglich bei Euch zu sterben, mit der ich doch ewig zu leben wünschte, wenn es nur dem Himmel und Euch gefiele." „Ich würde Euch kein Hindernis sein," erwiderte Giulietta, „wenn Ihr in Ehren mit mir leben wollt. Doch hängt es mehr von Euch ab oder von der Feindschaft, die ich zwischen Euerm Hause und dem meinen bestehen sehe." „Ihr dürft mir glauben," versetzte der Jüngling, „dass man nichts sehnlicher begehren kann, als ich Euch allezeit zu besitzen wünsche. Und deshalb, wenn Euch nur ebenso darnach verlangt, die meinige zu sein, wie ich ich mich sehne, Euch anzugehören, so tue ich es gerne und fürchte nicht, dass mich Euch jemand entreisse." Nach diesen Worten verabredeten sie, wie sie in einer der folgenden Nächte sich mit mehr Musse sprechen könnten, und schieden dann beide.

Und so kam der Jüngling manche Nacht dahin, um mit ihr Zwiesprache zu halten, und als er sie eines Abends, da dichter Schnee fiel, an dem ersehnten Orte wiederfand, sagte er zu ihr: „Ach! Warum lasst Ihr mich so schmachten? Fasst Euch kein Erbarmen mit mir, der ich allnächtlich bei solchem Wetter hier auf der Strasse auf Euch warte?" Das Fräulein antwortete: „O ja, freilich dauert Ihr mich. Aber was soll ich tun? Soll ich Euch bitten, fortzugehen?" „Lasst mich in Eure Kammer ein," fuhr Romeo fort, „dort könnten wir behaglicher miteinander plaudern." Fast entrüstet versetzte hierauf das schöne Mädchen: „Romeo, ich liebe Euch

so sehr, wie man nur irgend jemand lieben kann; ja, ich gestatte Euch mehr, als sich mit meinem guten Ruf vereinigen lässt. Ich tue dies überwunden von Euch und Euern Vorzügen. Aber wenn Ihr glaubt, durch langes Werben oder sonst ein Mittel noch weiter als Liebhaber meiner Gunst und Liebe zu geniessen, so gebt diesen Gedanken sogleich auf; denn Ihr müsstet Euch doch mit der Zeit von seiner gänzlichen Unhaltbarkeit überzeugen. Um Euch aber nicht weiter den Gefahren auszusetzen, in welchen ich Euer Leben schweben sehe, wenn Ihr jede Nacht in diese Strasse kommt, so sag ich Euch, dass, wenn es Euch gefällt, mich als Eure Frau anzunehmen, ich bereit bin, mich Euch ganz hinzugeben und Euch durchaus ohne jede Rücksicht überallhin zu folgen, wohin es Euch beliebt." „Dies ist mein einziger Wunsch," sagte der Jüngling. „So geschehe es denn gleich!" — „Es mag geschehen, aber es muss hernach bestätigt werden in Gegenwart meines Beichtvaters, des Franziskanerbruders Lorenzo, wenn Ihr wollt, dass ich ganz und gar die Eure sei." — „O," versetzte Romeo, „so ist es also der Bruder Lorenzo von Reggio, der alle Geheimnisse Eures Herzens weiss?" — „Ja," sagte sie, „und wir wollen zu meiner Beruhigung lieber alles weitere bis auf die Zusammenkunft mit ihm aufsparen." Hernach trafen sie noch vorsichtige Abrede über das, was sie zu tun hätten, und trennten sich für diesmal. Es gehörte dieser Mönch zum Minoritenorden der Observanz. Er war ein grosser Philosoph und beschäftigte sich viel mit Versuchen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Magie. Mit Romeo war er in so inniger Freundschaft verbunden, dass ein festeres Verhältnis zwischen zwei Männern in jener Zeit wohl nicht zu finden gewesen wäre. Denn erstens, um bei dem törichten Volk in gutem Rufe zu bleiben, und dann, um einigermassen das Vergnügen der Freundschaft zu geniessen, sah sich der Mönch genötigt, sich einem adeligen Jüngling der Stadt anzuvertrauen. Unter allen hatte er nun Romeo ausgewählt, der gefürchtet, mutig und klug war. Ihm hatte er sein Innerstes ganz offen und unverhüllt dargelegt, das er sonst den andern durch Verstellung verborgen hielt. Romeo suchte ihn daher auf und sagte ihm frei heraus, wie er das geliebte Mädchen zur Frau wünsche, und dass sie miteinander übereingekommen, er allein solle der geheime Zeuge ihrer Vermählung sein und darnach den Vermittler spielen, damit ihr Vater nachträglich seine Zustimmung erteile. Der Mönch war damit einverstanden, teils weil er

Romeo nichts hätte abschlagen können, ohne grossen Schaden zu gewärtigen, teils auch weil er meinte, durch seine Mithilfe könnte die Sache vielleicht zu einem guten Ziele geführt werden. Dies hätte ihm dann grosse Ehre bei dem Fürsten gebracht und bei allen denen, welche die beiden Häuser gerne in Frieden gesehen hätten.

Es war Fastenzeit, und Giulietta gab zu Hause eines Tages vor, sie wolle beichten. Sie ging in das Franziskanerkloster, trat an einen der Beichtstühle, wie sie die Mönche dort haben, und liess nach dem Bruder Lorenzo fragen. Als dieser hörte, dass sie hier sei, kam er von der Klosterseite her zugleich mit Romeo in denselben Beichtstuhl, schloss die Türe, zog eine durchlöcherte Eisenplatte, die das Mädchen von ihnen trennte, hinweg und sprach zu ihr: „Ich pflege Euch immer gerne zu sehen, mein Kind, aber jetzt seid Ihr mir teurer als je, wenn es wahr ist, dass Ihr meinen Freund Romeo zu Euerm Gatten begehrt." „Nichts wünsche ich sehnlicher, als ihm rechtmässig anzugehören," entgegnete Giulietta. „Darum bin ich hieher gekommen vor Euch, in den ich grosses Vertrauen setze, damit Ihr nächst Gott Zeuge seid von dem, was ich von Liebe getrieben, zu tun gedenke." Darauf wurde denn vor dem Klosterbruder, der das Ganze als Beichtgeheimnis betrachten zu wollen versprach, sogleich Romeo mit dem schönen Mädchen getraut und zwischen ihnen die Abrede getroffen, sie wollten die folgende Nacht beisammen zubringen. Sie küssten sich sodann einmal und schieden von dem Mönch, der sein Gitter wieder in die Mauer einfügte und noch anderer Frauen Beichte hörte. So wurden die zwei Liebenden auf die angegebene Weise insgeheim Mann und Frau und genossen mehrere Nächte ihres Liebesglückes. Mit der Zeit hofften sie Mittel zu finden, um den Zorn des Vaters zu besänftigen, der, wie sie wussten, ihren Wünschen entgegenstand. — Nicht lange darnach begab es sich, dass das Schicksal, das jeder weltlichen Freude feindlich in den Weg tritt, ich weiss nicht, was für einen bösen Samen streute, aus dem die fast erstorbene Feindschaft der beiden Häuser neu emporsprosste. Mehrere Tage lang ging es bunt drunter und drüber, da die Montecchi nicht den Cappelletti und die Cappelletti nicht den Montecchi aus dem Wege gehen wollten und sich deshalb einmal in der Corso- oder Wettrennenstrasse in Masse anfielen. Romeo kämpfte auch mit, hütete sich jedoch aus Rücksicht für Giulietta, einen von ihrer Familie zu erschlagen. Als aber am Ende viele von den Seinigen verwundet und

fast alle aus der Strasse verjagt waren, übernahm ihn der Zorn. Er lief auf Tebaldo Cappelletti los, der ihm als der heftigste seiner Feinde erschien, streckte ihn mit einem Schlag tot zu Boden und trieb die andern, die schon durch Tebaldos Fall in Verwirrung geraten waren, in eilige Flucht. Man hatte schon bemerkt, dass Romeo den Tebaldo erschlagen, und so konnte der Mord nicht mehr verheimlicht werden. Es wurde daher beim Fürsten eine Klage eingereicht, und alle Cappelletti schrien immer nur über Romeo, weshalb er denn von dem Gericht auf ewig aus Verona verbannt wurde. Welchen Eindruck die Nachricht von diesen Vorfällen auf die arme Giulietta machte, kann jeder, der von Herzen liebt, wenn er sich in ihre Lage hineindenkt, leicht ermessen. Sie weinte in einemfort so heftig, dass niemand sie zu trösten vermochte. Und ihr Schmerz war um so herber, je weniger sie wagte, irgend jemand ihr Unglück zu entdecken. Andererseits tat dem jungen Manne der Abschied von der Vaterstadt nur darum leid, weil er seine Geliebte verlassen musste. Da er aber um keinen Preis fortgehen wollte, ohne von ihr innigen Abschied zu nehmen, und ihr Haus doch nicht betreten durfte, so nahm er seine Zuflucht zu dem Mönche. Es wurde ihr also durch einen mit Romeo befreundeten Diener ihres Vaters zu wissen getan, sie solle auch dorthin kommen, was sie auch tat. Sie gingen beide in den Beichtstuhl und beweinten miteinander bitterlich ihre Trennung. Schliesslich aber sagte sie zu ihm: „Was soll ich anfangen ohne Euch? Ich habe keine Freude mehr am Leben. Es wäre besser, ich ginge mit Euch, wohin Ihr geht. Ich will mir meine Locken kürzer schneiden lassen und wie Euer Page hinter Euch hergehen, und Ihr könnt von niemand besser und treuer bedient werden als von mir!" „Da sei Gott vor, meine teure Seele," entgegnete ihr Romeo, „dass, wenn Ihr mit mir kommen solltet, ich Euch anders denn als meine Gemahlin mit mir führe. Aber da ich gewiss bin, dass die Sache nicht lange so fortgehen kann und dass Friede werden muss unter unsern Familien, wobei ich dann leicht vom Fürsten begnadigt werden kann, so meine ich, Ihr solltet einige Tage leiblich von mir getrennt bleiben, denn mein Herz ist unaufhörlich bei Euch. Sollten sich aber die Dinge nicht so gestalten, wie ich vermute, so können wir einen andern Entschluss fassen über unser künftiges Leben." Nachdem sie dies unter sich verabredet, umarmten sie sich tausendmal und trennten sich mit Tränen. Giulietta bat ihn dringend, ihr so nahe als möglich

zu bleiben und nicht nach Rom oder Florenz zu gehen, wie er gesagt hatte. Wenige Tage darauf ging Romeo, der bis dahin im Kloster des Bruders Lorenzo verborgen geblieben war, aus der Stadt und begab sich ganz heimlich und in aller Stille nach Mantua, nachdem er zuvor dem Diener aufgetragen hatte, alles, was er von ihm über Giulietta im Hause höre, dem Mönch sogleich zu wissen zu tun und alles, was sie ihm befehle, getreu zu vollbringen, wenn er den Rest der ihm versprochenen Belohnung zu erhalten wünsche. — Romeo war schon längere Zeit weggegangen, und man fand Giulietta noch immer in Tränen, so dass ihre grosse Schönheit darunter litt und ihre Mutter, die sie zärtlich liebte, ihr wiederholt mit schmeichelnden Worten den Grund abzulocken suchte, weshalb sie so heftig weine. „O meine Tochter," sagte sie, „die ich so inniglich wie mein eigenes Leben liebe, welcher Schmerz quält dich seit einiger Zeit? Woher kommt es, dass du keinen Augenblick ohne Tränen bleibst? Wünschest du vielleicht etwas, so tu es mir kund; denn in allem, soweit ich kann, werde ich dir Trost zu gewähren suchen." Dessenungeachtet gab ihr die Tochter nur unerhebliche Gründe an für ihre Tränen. Die Mutter geriet daher auf den Gedanken, es sei ein heftiger Wunsch, einen Gatten zu bekommen, an diesem Weinen schuld und sie habe ihr dies aus Schamgefühl oder Furcht verheimlicht. Deshalb sagte sie eines Tages zu ihrem Gemahl, in der Meinung, dadurch das Wohl ihrer Tochter zu fördern, während sie doch auf ihren Tod hinarbeitete: „Messere Antonio, ich sehe schon längere Zeit unsere Tochter so heftig weinen, dass sie, wie Ihr selbst wahrnehmen könnt, sich gar nicht mehr gleich sieht. Trotz allen Bemühungen, die Ursache ihres Weinens zu erfahren, kann ich doch nicht aus ihr herausbringen, woher es kommt. Und ich wüsste auch selbst nicht den Grund zu erraten, wenn es nicht vielleicht der Wunsch zu heiraten ist, den sie in ihrer Unschuld nicht auszusprechen wagt. Ich meine daher, ehe sie sich verzehrt, wäre es gut, ihr einen Mann zu geben. Sie war ja auf letzten Sankt Eufemientag achtzehn Jahre alt, und wenn die Frauen weit über diese Zeit hinaus sind, so verlieren sie eher an Schönheit, als dass sie gewinnen. Sie sind ohnehin keine Ware, die man lange aufbehalten darf, obwohl ich unsere Tochter in keinem Stücke anders kenne als höchst sittsam. Überdies weiss ich, dass Ihr ihre Mitgift schon längere Zeit bereit liegen habt. Wir wollen uns deshalb nach einem passenden Gemahl für sie umsehen." Messere

Antonio antwortete, es wäre ganz gut, sie zu verheiraten. und lobte seine Tochter sehr, dass, wenn sie den Wunsch dazu verspüre, sie lieber ihren Kummer in sich verschliesse als sich ihm oder ihrer Mutter offenbare. Wenige Tage darauf knüpfte er auch wirklich mit einem Grafen von Lodrone Unterhandlungen an wegen ihrer Vermählung. Schon waren diese fast bis zum Abschluss gediehen, als die Mutter, in der Meinung, ihrer Tochter die grösste Freude zu bereiten, zu ihr sagte: „Jetzt freue dich, mein Kind; denn in wenigen Tagen sollst du mit einem Edelmann würdig vermählt werden, und damit wird die Ursache deiner Betrübnis weggeräumt sein. Denn wenn du den Grund davon mir auch nicht hast entdecken wollen, so bin ich doch durch Gottes Hilfe darauf gekommen und habe es bei deinem Vater schon dahin gebracht, dass dein Wunsch erfüllt wird." Auf diese Worte hin konnte die schöne Giulietta ihre Tränen nicht zurückhalten, weshalb die Mutter zu ihr sagte: „Meinst du, ich halte dich zum Narren? Es werden nicht acht Tage vergehen, so bist du die Frau eines schönen feinen Junkers aus dem Hause von Lodrone." Die Tochter aber verdoppelte nur ihr Weinen, weshalb die Mutter schmeichelnd zu ihr sagte: „Ei, mein Kind, bist du denn nicht damit zufrieden?" „Nein, meine Mutter," erwiderte sie, „und ich werde auch nie damit zufrieden sein." „Aber was willst du denn?" entgegnete die Mutter. „Sag es mir, denn ich bin zu allem für dich bereit." Da sprach Giulietta: „Sterben möcht ich und sonst nichts!" Da merkte Madonna Giovanna (so hiess die Mutter) als eine erfahrene Frau, dass ihre Tochter eine Liebe habe, gab ihr daher eine nichtssagende Antwort und verliess sie. Am Abend, als ihr Mann heimkam, erzählte sie ihm, was die Tochter ihr unter Tränen geantwortet habe. Ihm missfiel dies höchlich, doch dachte er, es wäre wohlgetan, ehe man in den Verhandlungen über ihre Vermählung einen weitern Schritt tue, um sich nicht in irgendeine Verlegenheit zu setzen, vorerst zu erforschen, was denn ihre Ansicht in dieser Sache eigentlich sei. Er liess sie daher eines Tages vor sich kommen und sagte zu ihr: „Giulietta, ich bin im Begriff, dich unserem Stande gemäss zu vermählen. Bist du damit zufrieden, mein Kind?" Das Mädchen schwieg zunächst eine Weile, nachdem der Vater zu sprechen aufgehört. Dann aber antwortete es: „Nein, mein Vater, ich bin nicht damit zufrieden." „Wie," versetzte der Vater, „willst du denn in ein Nonnenkloster gehen?" — „Messere, ich weiss nicht." Zugleich mit diesen Worten brach sie in

einen Strom von Tränen aus. Da sprach der Vater zu ihr: „Ich weiss es wohl, dass du nicht ins Kloster willst. Beruhige dich also; denn ich gedenke dich mit einem Grafen von Lodrone zu vermählen.“ Darauf versetzte die Tochter heftig weinend: „Das wird nimmermehr geschehen.“ Messere Antonio war darüber sehr erzürnt und bedrohte sie heftig, wenn sie seinem Willen ferner zu widersprechen sich erkühne, und überdies, wenn sie ihm den Grund ihres Weinens nicht offenbare. Da er aber nichts aus ihr herausbrachte als Tränen, war er über die Massen unwillig und liess sie bei Madonna Giovanna allein, ohne erfahren zu haben, auf was der Sinn seiner Tochter gerichtet sei. Giulietta hatte dem Diener ihres Vaters, der Mitwisser ihrer Liebe war und Pietro hiess, alles, was ihre Mutter gesprochen hatte, wieder gesagt und vor ihm eidlich beteuert, dass sie eher freiwillig Gift trinken wolle, als dass sie einen andern, als Romeo zum Gemahl nehmen würde. Hievon hatte Pietro insgeheim und wie verabredet durch den Mönch an Romeo Bericht geschickt, und dieser hatte an Giulietta geschrieben, sie solle um keinen Preis in ihre Vermählung einwilligen und noch weniger ihre Liebe gestehen; denn er werde höchst wahrscheinlich in acht bis zehn Tagen Gelegenheit haben, sie aus ihrem väterlichen Hause zu entführen.
Messere Antonio und Madonna Giovanna bemühten sich unterdessen gemeinsam vergeblich, durch Schmeicheleien und durch Drohungen von ihrer Tochter die Ursachen zu erfahren, warum sie sich nicht verheiraten wolle, und sie gelangten auch sonst nicht auf die Spur eines Liebesverhältnisses. Oftmals hatte Madonna Giovanna zu ihr gesagt: „Höre, mein liebstes Kind, weine jetzt nicht mehr; denn du bekommst ja einen Gemahl nach deinem Wunsch. Ja, wenn es einer von den Montecchi wäre, so glaube ich schon, dass du ihn nicht wolltest.“ Giulietta aber antwortete nie mit etwas anderm als mit Seufzern und mit Tränen. Dadurch kamen die Eltern in immer grössere Besorgnis und beschlossen, die verabredete Vermählung mit dem Grafen von Lodrone soviel als möglich zu beschleunigen. Als die junge Frau dies hörte, wurde sie über alle Massen betrübt und wünschte in ihrer Ratlosigkeit sich tausendmal des Tages den Tod herbei. Doch beschloss sie bei sich selbst, ihren Schmerz dem Bruder Lorenzo anzuvertrauen, da sie nächst Romeo auf ihn die grösste Hoffnung setzte. Sie hatte nämlich von ihrem Geliebten gehört, dass dieser Mönch viele unglaubliche Dinge zu bewerkstelligen verstehe. Da-

her sagte sie eines Tages zu Madonna Giovanna: „Liebe Mutter, wundert Euch nicht, wenn ich Euch die Ursache meines Weinens nicht sage, denn ich kenne sie selber nicht. Ich fühle nur beständig in meinem Herzen eine solche Schwermut, dass mir alles, selbst mein Leben zuwider ist. Ich kann mir nicht vorstellen, woher das rührt, viel weniger es Euch oder meinem Vater sagen, es müsste denn von einer begangenen Sünde her sein, deren ich mich nicht mehr erinnere. Da nun die letzte Beichte mich sehr erleichtert hat, so möchte ich, wenn es Euch recht ist, wieder zur Beichte gehen, auf dass ich an dem kommenden grossen Kirchenfest im Mai zur Linderung aller meiner Schmerzen die liebliche Arznei des geheiligten Leibes unseres Herrn empfangen kann."
Damit erklärte sich Madonna Giovanna einverstanden. Zwei Tage darauf führte sie sie nach dem Kloster San Francesco und übergab sie dem Bruder Lorenzo, den sie zuvor schon dringend gebeten hatte, er möge den Grund ihres Weinens in der Beichte erforschen. Sobald Giulietta sah, dass sich ihre Mutter etwas entfernt hatte, erzählte sie in aller Schnelle mit gedämpfter Stimme dem Mönch ihren ganzen Kummer und bat ihn bei der Liebe und innigen Freundschaft, die sie zwischen ihm und Romeo bestehen wusste, er möchte ihr doch in dieser höchsten Not seine Hilfe nicht versagen. — „Was kann ich hier zu deinem Besten tun, meine Tochter," antwortete der Mönch, „da ja eine so heftige Feindschaft zwischen deinem Hause und dem deines Gatten besteht?" Giulietta sagte darauf: „Mein Vater, ich weiss, dass Ihr vieles zu vollbringen imstande seid und mir auf tausend Arten helfen könnt, wenn Ihr wollt. Mögt Ihr mir aber sonst keine Wohltat erweisen, so vergönnt mir wenigstens soviel: Ich höre, dass man Vorbereitungen zu meiner Hochzeit trifft in einem Palaste meines Vaters, der zwei Stunden vor der Stadt gegen Mantua liegt. Dort wollen sie mich hinführen, damit ich weniger Mut hätte, meinen neuen Bräutigam abzuweisen. Sobald ich dort bin, kommt dann der Graf von Lodrone auch dahin. Gebt mir nun soviel Gift, dass ich mich von diesem Kummer und Romeo von solcher Schmach befreien kann, wo nicht, so werde ich mir einen Dolch in die Brust stossen, was mir schwerer fällt und ihm auch schmerzlicher wäre." Als Bruder Lorenzo hörte, dass ihr Mut so gross war, sprach er zu der jungen Frau also: „Siehe, Giulietta, ich bin, wie du weisst, Beichtvater von der Hälfte dieser Stadt und stehe bei jedermann in gutem Ansehen. Es wird auch

kein Testament gemacht oder Friede geschlossen, wo ich nicht dabei wäre. Deshalb möchte ich um alles Gold der Welt mich nicht in einen Aufsehen erregenden Handel einlassen, noch wünschte ich, dass man hörte, ich sei an dieser Sache je beteiligt gewesen. Dennoch will ich aus Liebe zu dir und zu Romeo mich zu einem Schritt verstehen, den ich noch für niemand getan habe, unter der Bedingung jedoch, dass du mir versprichst, meine Mithülfe daran immer geheim zu halten." Sie antwortete: „Mein Vater, gebt mir nur unbesorgt das Gift, denn es soll nie jemand ausser mir etwas davon erfahren." „Gift," versetzte er, „werde ich dir nicht geben, meine Tochter: es wäre allzu schade, wenn du so jung und so schön sterben solltest. Aber wenn du's über dich bringst, das zu tun, was ich dir sagen werde, so gebe ich dir mein Wort, dass ich dich sicher zu deinem Romeo bringen will. Du weisst, dass die Gruft eurer Familie Cappelletti sich ausserhalb dieser Kirche auf unserem Friedhof befindet. Ich will dir ein Pulver geben. Wenn du das trinkst, wirst du auf achtundvierzig Stunden oder etwas mehr oder weniger in einen Schlaf versinken, dass jedermann, auch der grösste Arzt, dich gewiss für tot halten wird. Du wirst dann ohne Zweifel, als wärst du aus diesem Leben geschieden, in der besagten Gruft beigesetzt. Ich aber hole dich, sobald es Zeit ist, heraus und behalte dich in meiner Zelle, bis ich zur Kapitelsitzung gehe, die wir in kurzem in Mantua abhalten. Alsdann führe ich dich in unsere Ordenstracht verkleidet mit mir zu deinem Gemahl. Aber sag mir, wirst du dich nicht im Grabe drinnen fürchten vor dem Leichnam deines Vetters Tebaldo, der erst vor kurzem dort bestattet worden ist?" Giulietta war schon ganz heiter geworden und sprach: „Wenn ich auf solchem Wege zu Romeo gelangen könnte, so würde ich furchtlos selbst durch die Hölle zu wandern mich ermessen." „Wohlan denn," sagte Lorenzo, „da du so gestimmt bist, bin ich bereit, dir beizustehen. Doch ehe etwas geschieht, solltest du, meine ich, mit eigener Hand Romeo das Ganze schreiben, damit er nicht, dich tot wähnend, aus Verzweiflung irgendeinen übereilten Schritt tut. Denn ich weiss, dass er dich über alles liebt. Ich habe immer Brüder, die nach Mantua gehen, wo er, wie du weisst, sich derzeit aufhält. Mache, dass ich den Brief bald bekomme. Ich werde ihn dann durch einen zuverlässigen Boten senden."

Nach diesen Worten verliess der gute Mönch die junge Frau im Beichtstuhl, eilte in seine Zelle und kehrte schnell zu ihr zurück mit einem

kleinen Gefäss voll Pulver. „Nimm dies," sagte er zu ihr, „und trink es unbesorgt, wenn es dir Zeit scheint, etwa um drei oder vier Uhr nachts in frischem Wasser. Um sechs Uhr ungefähr wird es dann zu wirken anfangen, und unser Plan wird unfehlbar gelingen. Vergiss nur ja nicht, mir den Brief zu schicken, den du Romeo schreiben musst. Dies ist sehr wichtig." Giulietta nahm das Pulver, kehrte ganz vergnügt zu ihrer Mutter zurück und sagte zu ihr: „In der Tat, Madonna, der Bruder Lorenzo ist der beste Beichtvater der Welt. Er hat mich so sehr erhoben, dass ich von meiner früheren Traurigkeit gar nichts mehr weiss." Madonna Giovanna, die über der Heiterkeit ihrer Tochter auch von ihrer Betrübnis verloren hatte, antwortete: „Nun gut denn, mein Kind, sieh zu, dass du ihn auch bisweilen wieder erhebest durch unsere Almosen, denn es sind arme Mönche." Unter diesen Gesprächen kamen sie nach Hause. — Wie nun Giulietta nach dieser Beichte ganz fröhlich geworden war, gaben Messere Antonio und Madonna Giovanna den Verdacht gänzlich auf, sie möchte verliebt sein. Sie glaubten vielmehr, irgendein unerklärlicher Anfall von Schwermut habe dies Weinen veranlasst. Sie hätten sie auch gerne vorläufig ungestört gelassen und nichts weiter von einer Heirat gesprochen; allein sie waren in der Sache schon so weit gegangen, dass sie ohne Schwierigkeiten nicht zurücktreten konnten. Als demnach der Graf von Lodrone wünschte, dass einer von seiner Familie sich das Fräulein ansehe, und Madonna Giovanna etwas unpässlich war, wurde verabredet, dass das Mädchen von zweien ihrer Muhmen begleitet, auf das schon erwähnte Landgut ihres Vaters in der Nähe der Stadt sich begebe. Sie widersetzte sich durchaus nicht und ging hin. Da sie nun der Meinung war, ihr Vater habe sie so plötzlich dahin geschickt, um sie ohne weiteres ihrem zweiten Gemahl in die Arme zu werfen, hatte sie das Pulver mitgenommen, das ihr der Mönch gegeben. So rief sie denn gegen vier Uhr in der Nacht einer Dienerin, die mit ihr erzogen worden war und die sie fast wie eine Schwester hielt, liess sich von ihr einen Becher kalten Wassers reichen und gab vor, die Speisen des Abendessens hätten ihr Durst gemacht. Sie warf das kräftige Pulver darein und trank den Becher ganz aus. Darauf sagte sie vor der Dienerin und einer ihrer Muhmen, die mit dieser erwacht war: „Mein Vater wird mir gewiss gegen meinen Willen keinen Mann geben, soweit es von mir abhängt." Obwohl die Frauen, die aus etwas grobem Teig gebacken

waren, sie das Pulver hatten trinken sehen, von dem sie behauptete, sie schütte es in das Wasser zur Abkühlung, und obgleich sie zudem ihre Worte gehört hatten, merkten sie nichts und schöpften auch keinerlei Verdacht, sondern kehrten wieder in ihr Bett zurück. Giulietta löschte das Licht, und als die Dienerin weggegangen war, tat sie, als müsste sie aus irgendeinem Grunde aufstehen, stieg aus dem Bette, zog ihre Kleider wieder an, kehrte dann ins Bett zurück, legte sich, als hätte sie geglaubt, sterben zu müssen, darin so gut als möglich zurecht, faltete die Hände auf der Brust und wartete so, bis der Trank seine Wirkung tue. Es dauerte auch nicht viel über zwei Stunden, so lag sie wie tot da. Als der Morgen kam und die Sonne schon eine gute Weile aufgegangen war, fand man das Fräulein in der Art, wie ich gesagt habe, auf dem Bette liegen. Man wollte sie aufwecken, aber umsonst, denn sie war schon fast ganz kalt. Jetzt erinnerte sich die Muhme und die Dienerin des Wassers mit dem Pulver, das sie am Abend getrunken hatte und der Worte, die sie dabei ausgesprochen. Als sie ferner bemerkten, dass sie sich angekleidet und selbst auf dem Bette so sonderbar hingelegt hatte, hielten sie das Pulver für Gift und sie selbst für unzweifelhaft tot. Da erhob sich unter den Frauen ein grosser Lärm und laute Wehklage. Besonders die Dienerin rief ihr oft beim Namen und sprach: „O Herrin, das war es also, was Ihr sagtet: ‚Mein Vater wird mir gegen meinen Willen keinen Mann geben!' Trügerischerweise habt Ihr von mir frisches Wasser verlangt, das Euch nun den Tod bereitet hat! O ich Unglückliche, über wen soll ich mehr klagen, über Euch oder über mich selbst? Ich bin's, die sowohl Euch als mich, wie Euern Vater und Eure Mutter auf einen Schlag getötet hat! Ha, warum habt Ihr im Tode die Gesellschaft Eurer Dienerin verschmäht, die Ihr im Leben so lieb zu haben schienet? Wie ich gerne mit Euch gelebt, so wäre ich auch gerne mit Euch gestorben!" Bei diesen Worten stieg sie auf das Bett und schloss das scheintote Fräulein fest in ihre Arme. Messere Antonio, der in der Nähe war und den Lärm gehört hatte, eilte am ganzen Leib zitternd in das Zimmer seiner Tochter, und wie er sie so auf dem Bette liegen sah und hörte, was sie in der Nacht getrunken und gesprochen hatte, schickte er, obschon er sie für tot hielt, doch zu seiner eigenen Beruhigung schnell zu einem seiner Ärzte, den er für sehr gelehrt und erfahren hielt, nach Verona. Dieser kam, sah das Fräulein, berührte sie

etwas und erklärte, sie sei infolge des genommenen Giftes schon seit sechs Stunden verschieden. Als der unglückliche Vater das hörte, brach er in eine grenzenlose Wehklage aus. Die Trauerkunde verbreitete sich schnell von Mund zu Mund und war in kurzem auch der armen Mutter zugekommen, die plötzlich von jeder Lebenswärme verlassen, wie tot niedersank. Als sie nach einer Weile mit grellem Schrei wieder aus ihrer Ohnmacht erwachte, fing sie an wie ausser sich von Sinnen sich zu schlagen und erfüllte die Luft mit Klagen, indem sie immer ihre geliebte Tochter beim Namen rief: „So muss ich dich hier tot sehen," schrie sie, „o mein Kind, du einzige Freude und Ruhe meines Alters! Und wie hast du, Grausame, mich verlassen können, ohne deiner armen Mutter noch Gelegenheit zu geben, deine letzten Worte zu hören? Dann hätte ich dir wenigstens deine schönen Augen und deinen köstlichen Leib waschen können. Wie kannst du mich solches von dir hören lassen? O liebste Frauen, die ihr da bei mir seid, helft mir sterben! Und du, grosser himmlischer Vater, nimm mich von hinnen, weil ich mir selbst verhasst bin!" So jammernd wurde sie von einer ihrer Frauen aufgehoben und auf das Bett gebracht, und andere suchten mit vieler Mühe sie zu trösten, aber sie hörte nicht auf zu weinen und zu klagen. Das Fräulein wurde indes vom Landgute, wo sie sich befand, nach der Stadt Verona gebracht und unter einer grossen prunkvollen Leichenfeier, von all ihren Freunden und Verwandten betrauert, in der erwähnten Gruft des Kirchhofs bei San Francesco als tot beigesetzt.

Bruder Lorenzo, der in Angelegenheiten des Klosters auf geringe Entfernung aus der Stadt gegangen war, hatte den Brief Giuliettas, den er an Romeo besorgen sollte, einem Mönch übergeben, der nach Mantua ging. Als dieser daselbst ankam, begab er sich zwei- oder dreimal in Romeos Haus, traf ihn jedoch unseligerweise nie an. Da er aber den Brief nur ihm selbst einhändigen wollte, behielt er ihn noch bei sich. Pietro der Diener, der Giulietta tot glaubte, beschloss in grösster Verzweiflung, da er den Bruder Lorenzo in Verona nicht auffand, selbst zu Romeo zu gehen, um ihm eine so schlimme Kunde zu überbringen, wie sie der Tod seiner Geliebten für ihn sein musste. Er lief deshalb des Abends aus der Stadt nach dem Landgut seines Herrn zurück und wanderte in der Nacht so eilig nach Mantua, dass er am Morgen frühzeitig dort eintraf. Er fand Romeo, der den Brief seiner Gattin von dem Mönche

noch nicht erhalten hatte, und erzählte ihm unter Tränen, wie er Giulietta habe begraben sehen, berichtete auch ausführlich, was sie zuletzt noch getan und gesprochen habe. Als Romeo solches hörte, ward er ganz blass und wie tot, zückte den Degen und wollte sich erstechen. Seine Leute hielten ihn zwar zurück, aber er sprach: „Mein Leben kann in keinem Fall mehr lange dauern, da ja mein wahres Leben gestorben ist. O meine Giulietta, ich allein bin schuld an deinem Tode, da ich nicht, wie ich dir geschrieben, gekommen bin, um dich deinem Vater zu entführen. Du wolltest sterben, um mich nicht zu verlassen, und ich sollte, aus Furcht vor dem Tode, allein weiter leben? Das wird nimmermehr geschehen." Dann zu Pietro gewendet, sagte er, indem er ihm ein dunkles Wams vom Leib wegschenkte: „Gehab dich wohl, mein Pietro!" Darauf verliess ihn dieser. Romeo schloss sich allein in sein Zimmer ein, und da ihm nichts unerträglicher schien als länger zu leben, überlegte er, was er nun mit sich anfangen sollte. Endlich verkleidete er sich als Bauer, nahm ein Fläschchen mit Schlangenwasser, das er aufbewahrt hatte, steckte es in seinen Ärmel und machte sich auf den Weg nach Verona, mit dem Vorsatz, entweder, falls er erkannt würde, durch die Hand der Gerechtigkeit sein Leben zu verlieren oder sich in der Gruft, deren Lage er wohl kannte, mit seiner Geliebten einzuschliessen und dort zu sterben. Diesem letzten Plane war das Schicksal günstig. Denn am Abend des auf Giuliettas Bestattung folgenden Tages kam er nach Verona, ohne von jemand erkannt zu werden, und wartete die Nacht ab. Als nun überall tiefe Stille herrschte, begab er sich nach dem Minoritenkloster, wo die Gruft sich befand. Bei den Mauern dieses Klosters befanden sich dazumal an der Aussenseite einige grosse steinerne Grabgewölbe, wie wir sie an vielen Orten ausserhalb der Kirche sehen. Eines davon war das Begräbnis aller Cappelletti, und daselbst ruhte auch die schöne Giulietta.

An dieses Grab lehnte sich Romeo (es mochte etwa um vier Uhr in der Nacht gewesen sein), hob, weil er sehr kräftig war, mit Gewalt den Deckel auf, und nachdem er ihn mit ein paar Hölzern, die er mitgebracht, so gestützt hatte, dass er gegen seinen Willen nicht zufallen konnte, trat er hinein und schloss sodann die Gruft. Der unglückliche Jüngling hatte eine Blendlaterne mitgebracht, um seine Geliebte noch ein wenig zu sehen. Sobald er in dem Grabe eingeschlossen war, zog

er die Laterne hervor und machte sie auf. Da sah er denn seine schöne Giulietta unter Knochen und Lumpen, von vielen Toten umgeben, wie tot daliegen. Darüber brach er alsbald in heftige Tränen aus und rief: „O ihr Augen, die ihr den meinen strahlende Lichter waret, solange es dem Himmel gefiel! O Mund, den ich tausendmal so süss geküsst und von dem man so kluge Worte vernommen! O schöne Brust, die du mein Herz in solcher Wonne umfingst! Nun ich euch blind, stumm und kalt wiederfinde, wie soll ich ohne euch sehen, sprechen und leben? Ach meine unglückliche Frau, wohin hat dich die Liebe geführt, deren Wille es ist, dass ein so enger Raum ein armes Liebespaar vernichte und im Tod umschliesse? O mein unglückseliges Leben, wer soll nun fürderhin mein Leitstern sein?" Bei diesen Worten küsste er ihr Augen, Mund und Brust und überliess sich immer mehr dem bittersten Herzensweh. Dann wieder rief er weinend aus: „Ihr Mauern, die ihr ob mir steht, warum stürzt ihr nicht über mich her, mein Leben abzukürzen? Aber da ja offenbar einem jeden der Tod in seine Gewalt gegeben ist, wäre es doch gewiss sehr verächtlich, ihn zu wünschen und nicht zu nehmen!" Darum zog er das Fläschlein mit der scharf giftigen Flüssigkeit, das er im Ärmel verwahrte, heraus und fuhr also zu sprechen fort: „Ich weiss nicht, welch wundersames Geschick mich hieher führt, dass ich auf meinen Feinden, sogar auf den von mir erschlagenen, in ihrem Grabe sterben muss. Da aber neben meiner Geliebten zu ruhen eine Wonne ist, mein Herz, so lass uns sterben!" Damit setzte er das grausame Wasser an die Lippen und schlang es ganz hinunter. Darauf nahm er das geliebte Weib in seine Arme und drückte sie fest an sich mit den Worten: „O schöner Leib, du letztes Ziel all meiner Sehnsucht, wenn dir ein Gefühl noch übriggeblieben ist nach deiner Seele Scheiden oder wenn diese meinen grausen Tod siehet, so bitt' ich dich, es möge dir nicht missfallen, wenn ich nicht glücklich und vor aller Welt mit dir leben durfte, dass ich wenigstens insgeheim und traurig mit dir sterbe." Und so erwartete er, sie eng umfassend, den Tod.

Endlich war die Stunde gekommen, wo die Lebenswärme der jungen Frau die gewaltig erstarrende Kraft des Pulvers überwinden musste und sie wieder erwachen sollte. Gedrückt und gerüttelt von Romeo, erwachte sie daher in seinen Armen, und als sie wieder zu sich kam, sagte sie nach einem tiefen Seufzer: „Weh mir, wo bin ich? Wer um-

fasst mich Unglückliche? Wer küsst mich?“ Sie meinte, es sei der Bruder Lorenzo, und rief: „So also, Mönch, haltet Ihr Romeo die Treue? Auf diese Weise also wollt Ihr mich sicher zu ihm führen?“ Als Romeo merkte, dass Giulietta noch lebe, verwunderte er sich sehr, erinnerte sich vielleicht des Pygmalion und sagte: „Kennt Ihr mich nicht, mein süsses Lieb? Seht Ihr nicht, dass ich Euer betrübter Gatte bin, allein und heimlich von Mantua gekommen, um bei Euch zu sterben?“ Wie Giulietta sah, dass sie in der Gruft war und einem Manne in den Armen lag, der sich Romeo nannte, geriet sie fast ausser sich. Sie drückte ihn etwas von sich, schaute ihm ins Angesicht, und da sie ihn sogleich erkannte, umarmte sie ihn mit tausend Küssen und sprach: „Welche Torheit bewog euch, hier hereinzukommen und mit solcher Gefahr? War es Euch nicht genug, dass Ihr aus meinem Briefe erfahren habt, wie ich mit Hilfe des Bruders Lorenzo mich tot stellen wollte, um dann in kurzer Zeit bei Euch zu sein?“ Da erkannte der unglückliche Jüngling seinen grossen Irrtum und rief: „O verhängnisvolles Schicksal! O unseliger Romeo, ich schmerzensreichster aller Liebenden! Ich habe Euren Brief hierüber nicht erhalten!“ Dann erzählte er ihr, wie Pietro ihren scheinbaren Tod ihm als wahr gemeldet. In der Meinung, sie sei gestorben, habe er, um im Tode mit ihr vereint zu sein, erst vor kurzem neben ihr Gift genommen, das sehr scharf sei, sodass er schon den Tod sich durch alle Glieder rinnen fühle. Als das unglückliche junge Weib solches hörte, ward sie vom Schmerz so übermannt, dass sie sich nicht anders zu helfen wusste, als dass sie ihre schönen Locken ausraufte und ihre unschuldige Brust zerschlug. Romeo, der schon rücklings hingesunken war, küsste sie inniglich und übergoss sie mit einem Meer von Tränen. Blässer als Asche und am ganzen Leibe zitternd, sprach sie: „Also müsst ihr in meiner Gegenwart und durch meine Schuld sterben, mein teurer Gatte? Und wird der Himmel zugeben, dass ich nach Euch, wenn auch nur kurz, noch lebe? Ich Unglückliche! Könnt ich wenigstens Euch mein Leben schenken und selber sterben!“ Darauf antwortete Romeo: „Wenn Euch meine Treue und meine Liebe je teuer war, meine lebende Hoffnung, so beschwöre ich Euch, dass Euch nach meinem Tode das Leben nicht missfallen möge, wäre es auch nur, um wenigstens das Andenken dessen zu erhalten, der aus Liebe zu Euch um Euretwillen vor Euern schönen Augen dahinstirbt.“ Giulietta erwi-

derte: „Wenn Ihr um meines scheinbaren Todes willen sterbt, was soll ich tun um Eures nicht verstellten willen? Dies allein schmerzt mich, dass ich jetzt hier in Eurer Gegenwart kein Mittel zu sterben sehe. Ich bin mir selber verhasst, dass ich so lange lebe. Aber ich hoffe, es wird nicht lange währen, bis dass ich, dieweil ich die Veranlassung Eures Todes gewesen, so auch dessen Teilhaberin werde." Mit Mühe hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie wie tot zurücksank. Wieder zu sich gekommen, bemühte sie sich, mit ihrem Munde schmerzerfüllt die letzten Atemzüge ihres teuren Geliebten aufzufassen, der mit schnellen Schritten seinem Ende entgegeneilte.

Bruder Lorenzo hatte unterdessen gehört, wie und wann die junge Frau das Pulver eingenommen und dass sie als tot beigesetzt worden war. Und da er wusste, dass der Zeitpunkt gekommen, wo die Wirkung dieses Pulvers zu Ende ging, nahm er einen vertrauten Gefährten mit sich und kam, vielleicht eine Stunde vor Tag, an die Gruft. Als er dort anlangte und Giulietta weinen und jammern hörte, auch, durch die Spalte des Deckels schauend, drinnen ein Licht erblickte, verwunderte er sich höchlich und meinte, die Frau müsse auf irgendeine Weise die Leuchte mit sich hineingenommen haben, und nun, da sie erwacht sei, werde sie aus Angst vor einem Toten oder aus Besorgnis, immer an diesem Orte eingeschlossen zu bleiben, sich bekümmern und deshalb weinen. Mit Hilfe seines Begleiters öffnete er daher schnell das Grabmal, erblickte Giulietta, die mit zerzausten Haaren und ganz verstört vor Schmerz da sass und ihren halbtoten Geliebten in ihre Arme geschlossen hatte, und sagte zu ihr: „Also fürchtest du, mein Kind, ich lasse dich hier umkommen?" Wie sie den Mönch erblickte, verdoppelte sie ihre Klage und sprach: „Nein, vielmehr fürchte ich, dass Ihr kommt, mich am Sterben zu hindern. Ach, um Gottes Barmherzigkeit willen, verschliesst das Grab und gehet von hinnen, auf dass ich hier sterben kann. Oder reicht mir ein Messer, dass ich es in mein Herz stosse und so von allem Jammer mich befreie. O mein Vater, mein Vater! Ihr habt meinen Brief gut überliefert! Ich werde schön vermählt werden! Ihr wollet mich sicher zu Romeo geleiten! Seht ihn hier tot in meinem Schoss!" Sie erzählte ihm den ganzen Hergang und zeigte ihm Romeo. Als Bruder Lorenzo solches hörte, geriet er fast von Sinnen. Er schaute den Jüngling an, dessen Seele im Begriffe war, ins andere Leben zu wandern, rief ihn

unter vielen Tränen beim Namen und sprach: „O Romeo, welcher Unstern hat dich mir geraubt, sprich doch etwas mit mir! Erhebe deine Augen ein wenig zu mir! O Romeo, sieh da deine inniggeliebte Giulietta, die dich bittet, sie anzuschauen! Warum gibst du nicht wenigstens ihr noch eine Antwort, in deren schönen Armen du ruhst?" Romeo erhob bei dem teuren Namen seiner Gattin etwas seine matten, vom nahenden Tode schon beschwerten Augen und schloss sie wieder, nachdem er sie gesehen. Bald darauf, als der Tod ihm durch alle Glieder fuhr, krümmte er sich lange Zeit, stiess einen kurzen Seufzer aus und verschied. — Nachdem der unglückliche Liebende auf diese Weise gestorben war, sagte der Mönch, als schon der Tag anbrach, nach heftigem Weinen zu der Frau: „Und du, Giulietta, was willst du nun beginnen?" Rasch entschlossen antwortete sie: „Hier drinnen will ich sterben." „Wie, meine Tochter, sprich nicht also! Komm heraus! Wenn ich auch jetzt noch nicht weiss, wohin ich dich bringen soll, so bleibt dir doch stets noch offen, dich in einem frommen Kloster zu verschliessen und daselbst immer zu Gott für dich und deinen verstorbenen Gemahl zu beten, zumal er es nötig hat." Die Frau aber antwortete: „Mein Vater, ich verlange von Euch nichts weiteres als diese Gnade, die ihr mir, angesichts der Liebe, die Ihr zu dem seligen Romeo hier getragen, nicht verweigern werdet, nämlich: dass Ihr unsern Tod nie bekannt macht, damit unsere Leichname immer in diesem Grabe hier beisammen bleiben können. Sollte aber je unser Tod bekannt werden, so fleh ich zu Euch, um jener Eurer Treue zu Romeo willen, dass Ihr in unser beider Namen unsern unglücklichen Vater bittet, er möge denen, welche die Liebe in gleicher Glut verzehrt und zum gleichen Tod geführt hat, nicht erschweren, in ein und demselben Grabe vereint zu ruhen."
Dann wandte sie sich zu dem neben ihr liegenden Leichnam Romeos, dessen Haupt sie auf ein Kopfkissen gelegt hatte, das man ihr mit ins Grab gegeben, drückte ihm die Augen zu, badete sein kaltes Angesicht mit Tränen und sprach: „Was soll mir das Leben ferner ohne dich, mein Geliebter? Was kann ich anders noch für dich tun als dir im Tode folgen? Sicherlich nichts, damit von dir, von dem nur der Tod mich hat trennen können, der Tod selbst mich nicht ewig trenne." Nachdem sie dies gesagt, stellte sie sich ihr grosses Unglück nochmals recht lebhaft vor die Seele, dachte an den Verlust ihres teuren Geliebten, fasste den

festen Entschluss, nicht länger mehr zu leben, hielt lange den Atem an, und als sie ihn nicht mehr halten konnte, strömte sie ihn aus mit einem heftigen Schrei und fiel tot über Romeos Leiche hin. — Als Bruder Lorenzo merkte, dass die Frau gestorben war, ward er vor Mitleid ganz betreten und wusste sich nicht zu raten. Ihn und seinen Begleiter fasste der Schmerz im Innersten, und sie beweinten die beiden Liebenden. Da kamen auf einmal die Leute des Schultheissen herzu, die einen Dieb verfolgten. Sie fanden beide weinend an der Gruft, in der sie Licht erblickten, und eilten fast alle herbei. Sie nahmen die Mönche in ihre Mitte und sprachen: „Was macht ihr da, ehrwürdige Herren, um diese Stunde? Übt ihr etwa einen Frevel aus an diesem Grabe?“ Als Bruder Lorenzo die Wächter hörte und erkannte, hätte er tot umsinken mögen. Er sprach aber zu ihnen: „Komme mir keiner zu nahe! Ich bin nicht euer Untertan. Wollt ihr etwas, so verlangt es von ferne!“ Da sagte der Führer: „Wir wollen wissen, warum ihr die Gruft der Cappelletti also eröffnet habt, wo erst vorgestern ein Fräulein aus der Familie beigesetzt worden ist? Wenn ich nicht Euch, Bruder Lorenzo, als einen Mann von guter Gesinnung kennte, so würde ich sagen, Ihr seid hieher gekommen, um die Toten zu berauben.“ Die Mönche löschten das Licht und antworteten: „Was wir tun, das sollst du nicht erfahren; denn es geht dich nichts an.“ Jener versetzte: „Allerdings, aber ich werde es dem Fürsten anzeigen.“ Bruder Lorenzo, den die Verzweiflung ruhig machte, entgegnete hierauf: „So sag es immerhin!“ Damit schloss er das Begräbnis mit seinem Begleiter und begab sich in die Kirche.
Es war schon fast heller Tag, als die Mönche sich von den Wächtern losmachten. Daher überbrachte einer alsbald den Cappelletti die Nachricht, was mit diesen Mönchen vorgefallen sei. Diese wussten vielleicht wohl auch, wie Bruder Lorenzo mit Romeo befreundet war. Sie eilten darum schnell zu dem Fürsten mit der Bitte, er möge, wenn es nicht anders gehe, durch Gewalt aus den Mönchen herauszubringen suchen, was sie in ihrer Familiengruft zu schaffen gehabt hätten. Der Fürst stellte Wachen aus, damit der Mönch nicht entweichen könne, und schickte nach ihm. Er wurde gewaltsam vor ihn geführt, und der Herr fragte ihn: „Was suchtet ihr heute morgen am Grabe der Cappelletti? Sagt es uns, denn wir wollen es durchaus wissen.“ Darauf antwortete der Mönch: „Mein Herr, das will ich Eurer Gnaden recht gerne sagen: Ich

war der Beichtvater der Tochter des Messere Antonio Cappelletti, die vor einigen Tagen auf so unerwartete Weise gestorben ist. Da ich sie sehr liebte als meine geistliche Tochter und mich nicht bei ihrer Leichenfeier einfinden konnte, ging ich hin, um über ihr gewisse Gebete zu halten, die, wenn sie neunmal über einer Leiche gesprochen werden, die Seele von der Pein des Fegefeuers erlösen. Weil wenige dies wissen und diese Dinge verstehen, sagen die Toren, ich sei hingegangen, die Toten zu plündern. Ich weiss nicht, ob ich zu einer Räuberbande gehöre, wenn ich solche Dinge tue. Mir genügt diese einfache Mönchskutte und dieser Strick um die Lenden, und es würde mir nicht einfallen, von allen Schätzen der Lebenden das Geringste zu nehmen, geschweige denn von den Kleidern zweier Toten. Unrecht tun daher die, welche mich auf solche Weise verleumden." — Der Graf hätte dies um ein kleines geglaubt, wenn nicht viele Mönche, die dem Lorenzo übelwollten, als sie hörten, dass man ihn auf dem Grabe gefunden habe, Lust bekommen hätten, das Grab zu öffnen. Sie machten es also auf, und als sie den Leichnam des Liebhabers darin entdeckten, wurde es plötzlich mit grossem Lärm dem Fürsten, der noch mit dem Mönche redete, berichtet, wie in der Gruft der Cappelletti, an der Bruder Lorenzo bei Nacht betroffen worden sei, Romeo Montecchi tot liege. Dies schien allen fast unmöglich, und das Erstaunen war allgemein. Als Bruder Lorenzo dies hörte und wohl sah, dass er nun nicht mehr verschweigen könne, was er so gerne geheim gehalten hätte, fiel er vor dem Landesherrn auf die Knie und sprach: „Verzeiht mir, mein Gebieter, wenn ich Euer Gnaden vorher auf Eure Frage eine Täuschung erwiderte; denn ich tat es nicht aus böser Absicht noch um Gewinnes willen, sondern um zwei armen gestorbenen Liebenden mein Wort zu halten." So gab er denn von dem ganzen Hergang eine kurze Schilderung und erzählte die Geschichte vor vielen Zeugen. Als Bartolommeo della Scala dies hörte, konnte er sich vor Mitleid der Tränen kaum enthalten. Er begehrte selbst die Leichen zu sehen und begab sich mit einer grossen Menge Volkes an das Grab. Er liess die beiden Liebenden aus der Gruft herausbringen in die Kirche von San Francesco und auf zwei Teppiche legen.
Mittlerweile kamen ihre Väter auch in die Kirche, vergossen Tränen über ihren verstorbenen Kindern, und von doppeltem Erbarmen ergriffen, schlossen sie, die bisher Feinde gewesen, versöhnt sich in die Arme.

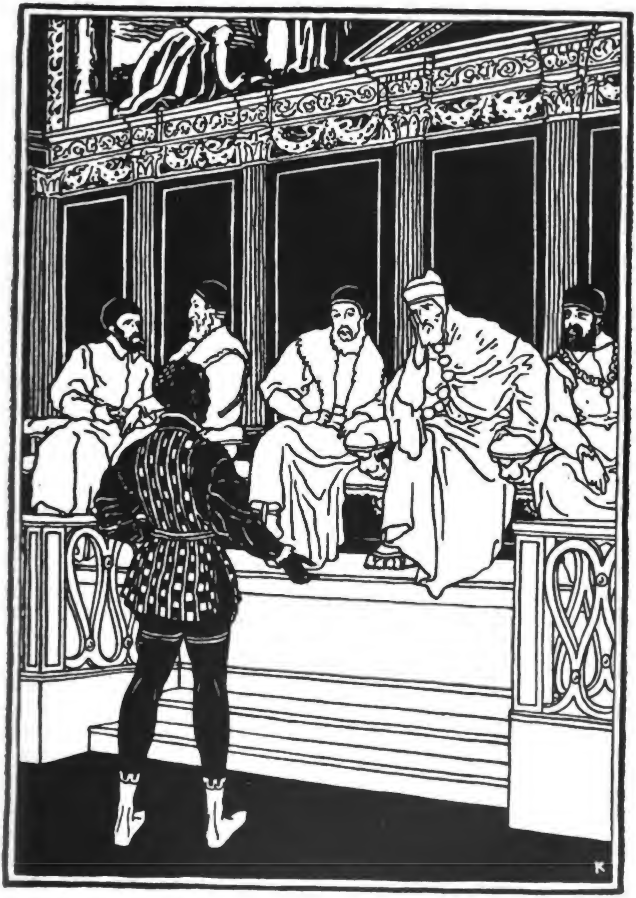
Auf diese Weise geschah es, dass die lange Feindschaft, die zwischen ihnen und ihren Häusern bestand und die nicht die Bitten von Freunden, noch Drohungen des Fürsten, noch erlittener Schaden, noch die Zeit hatten auslöschen können, durch den verhängnisvollen und kläglichen Tod dieses Liebespaares ein Ende erreichte. — Es wurde ein schönes Denkmal bestellt, auf welchem in wenigen Tagen die Ursache ihres Todes eingegraben werden sollte, und so wurden die zwei Liebenden mit der grössten und würdigsten Feierlichkeit unter dem Geleite des Fürsten, der Verwandten, ja selbst der ganzen Stadt zur allgemeinen Trauer beigesetzt. Dies war das tragische Ende der Liebe Romeos und Giuliettas, wie ihr gehört habt und wie es mir Pellegrini von Verona erzählte.

OTHELLO, DER MOHR VON VENEDIG

von GIOVANNI BATTISTA GIRALDI CINZIO.

In VENEDIG LEBTE VOR ZEITEN EIN MOHR, DER WEGEN seiner grossen Tapferkeit, Klugheit und Schlagfertigkeit in Kriegssachen bei den Ratsherren der Stadt in hohem Ansehen stand, wie ja die dortige Regierung im Belohnen hervorragender Leistungen stets alle andern Staatswesen übertraf. Nun begab es sich, dass eine fein erzogene Dame von wunderbarer Schönheit, namens DISDEMONA, diesen Mohren liebgewann. Er seinerseits konnte ihrer Schönheit und Herzensgüte nicht lange widerstehen. Und so hatten die beiden bald das Glück, sich zu vermählen, wiewohl die Eltern des Fräuleins alles aufboten, ihre Tochter von der Heirat mit dem Mohren abzubringen. Solange die beiden Neuvermählten in Venedig blieben, lebten sie sehr glücklich und zufrieden, und niemals fiel unter ihnen auch nur ein unzartes Wort. — Um diese Zeit geschah es, dass die Herren von Venedig ihre Truppen ablösten, die sie auf der Insel Cypern zu halten pflegten. Dabei wählten sie den Mohren zum Hauptmann der neuen Besatzung, die sie dorthin schickten. Über diese Ehre war der Mohr freilich sehr erfreut; denn man pflegte nur Edelleute, und zwar bloss anerkannt tüchtige und zuverlässige, mit einer solchen Würde zu betrauen. Aber es verringerte sich seine Freude, wenn er an die lange und beschwerliche Reise dachte, die Disdemona mit ihm zu überstehen hatte. Sie aber, die ausser ihrem Gatten kein anderes Glück auf Erden kannte, war unsäglich froh über die Achtung, die eine so mächtige und reiche Stadt ihrem Manne erzeigte. Sie konnte deshalb die Stunde kaum erwarten, wo ihr Gemahl die Reise antreten und sie ihn auf einen so ehrenvollen Posten begleiten durfte. Als sie daher ihren Gatten missgestimmt sah, betrübte sie sich sehr, und weil sie die Ursache davon nicht kannte, sprach sie eines Tages bei Tische zu ihm: „Wie kommt es, dass Ihr so schwermütig seid, während Euch doch die Senatoren das hohe Amt eines Gouverneurs übertragen haben?" Da erwiderte der Mohr: „Die innige Liebe zu dir ist es, die mir die Freude über die widerfahrene Ehre trübt; denn ich sehe wohl, dass von zwei Dingen das eine geschehen muss:

Entweder nehme ich dich mit über das gefahrenreiche Meer, oder ich muss dich hier in Venedig lassen, um dir solch eine mühselige Reise zu ersparen. Das erste würde mich sehr schwer ankommen, weil mir jedes Leiden und jedwede Gefahr, die du mitzumachen hättest, doppelt zu Herzen ginge. Dich aber hier zu lassen, würde ich noch weniger ertragen, weil ich ohne dich nicht weiter leben kann." Als Disdemona dieses hörte, sprach sie: „Ei, lieber Mann, wie könnt Ihr Euch nur darob Sorge machen? Ich folge Euch gern, wohin ihr nur zieht, und müsste ich sogar durchs Feuer gehen, wie ich jetzo auf einem stark gebauten Schiffe mit Euch übers Wasser fahre. Mag es dabei auch an allerhand Gefahren und Ungemach nicht fehlen, so will ich diese gerne mit Euch teilen, sonst müsste ich ja denken, Ihr hättet mich nicht von Herzen lieb, wenn Ihr mich hier in Venedig liesset, gleich als ob ich mich hier sicherer fühlte. Darum rüstet Euch nur fröhlich und voller Zuversicht zur Reise, wie es Euerm hohen Rang geziemt!" Hocherfreut über diese Worte umarmte der Mohr seine Gattin und sprach nach einem zärtlichen Kuss zu ihr: „Gebe Gott, dass wir uns allezeit so gut verstehen, mein teures Lieb!" Bald darauf vollendete er seine Zurüstungen, brachte seine Angelegenheiten in Ordnung und bestieg mit seiner Gemahlin und seinen Leuten die Galeere. Sie zogen die Segel auf und fuhren bei ganz ruhiger See hinüber nach Cypern. Nun hatte der Mohr in seinem Gefolge einen Fähnrich, der von Angesicht sehr schön, aber von der niederträchtigsten Gesinnung war, die man sich nur denken kann. Er war dem Mohren lieb, weil dieser nichts von seiner Bosheit ahnte und sich der Schurke mit heuchlerischen Reden so gut zu verstellen wusste, dass er von aussen einem Hektor oder Achilleus glich. Dieser hinterlistige Fähnrich hatte seine junge schöne Frau auch mit nach Cypern gebracht, die als Italienerin bei Disdemona in Gunst stand und die meiste Zeit des Tages bei ihr zubrachte. Ferner war unter dem Gefolge des Gouverneurs auch ein Leutnant, den der Mohr sehr oft zu sich in den Palast einlud, wo er mit ihm und der Gemahlin an der Tafel speiste. Als Disdemona sah, welche Gunst dieser bei ihrem Manne genoss, zeigte sie sich ihm freundlich gesinnt, was dem Mohren ganz erwünscht war. Da trug es sich zu, dass der verruchte Fähnrich, ungeachtet der Treue, die er seiner Frau und seinem Gebieter schuldig war, sich leidenschaftlich in Disdemona verliebte und mit allen Mitteln darnach strebte, sich ihrer Reize zu erfreuen. Er ge-



traute sich zwar nicht, ihr seine Liebe zu erklären, aus Furcht, der Mohr würde ihn auf der Stelle töten, sobald er die Sache merke. Darum versuchte er so heimlich wie möglich, ihr auf verschiedenerlei Art seine Liebe zu verstehen zu geben. Disdemona jedoch, deren ganzes Gemüt nur ihrem Gatten zugewandt war, kümmerte sich weder um den Fähnrich, noch um sonst jemand. Als daher all seine Versuche fehlschlugen, kam er auf den Gedanken, sie sei dem Leutnant zugetan. Darum nahm er sich vor, diesen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen. Und nicht genug damit, verwandelte sich seine Liebe zu der Dame in den tödlichsten Hass. Er wollte ein Mittel ausfindig machen, damit, wenn er Disdemonas Liebe nicht erlangen könne, der Mohr seine Frau auch nicht mehr besitzen sollte. Und nachdem er mehrere Schurkenstreiche ausgedacht hatte, beschloss er endlich, sie bei ihrem Manne des Ehebruchs anzuklagen und den Leutnant als den Schuldigen zu bezeichnen. Er wusste zwar, wie innig der Mohr seine Disdemona liebte und welches Vertrauen der Leutnant bei ihm genoss. Daher ward es ihm klar, dass sein Plan nur mit raffinierter Schlauheit auszuführen war. Er wartete also die günstige Zeit und Gelegenheit dazu ab. Nicht lange darnach geschah es, dass der Mohr den Leutnant seines Amtes entsetzte, weil dieser gegen einen Soldaten auf der Wache den Degen gezogen und ihn mehrfach verwundet hatte. Disdemona, der es um den Leutnant leid tat, suchte oftmals ein gutes Wort für ihn einzulegen. Das erzählte der Mohr dem verräterischen Fähnrich und fügte hinzu, seine Gattin lasse ihm seinethalben keine Ruhe, so dass er befürchte, er müsse ihn wieder als Leutnant in seine Stelle einsetzen. Jetzt schien dem Bösewicht der Augenblick gekommen, um seinen Plan auszuführen, und er sprach: „Eure Gemahlin hat vielleicht Ursache, ihn gerne zu sehen." — „Wie das?" fragte der Mohr. — „Ich möchte nicht gern Unfrieden stiften zwischen Eheleuten," entgegnete der andere, „aber Ihr braucht nur die Augen aufzutun, um es selbst zu merken." Mehr wollte der Fähnrich nicht sagen. Diese Worte aber liessen einen scharfen Stachel im Herzen des Gouverneurs zurück, so dass er ganz schwermütig wurde und stets darüber nachsann, was diese Äusserung wohl bedeuten möchte. Als nun Disdemona eines Tages wieder versuchte, ihres Mannes Groll gegen den Leutnant zu besänftigen, indem sie ihm vorstellte, dass er doch lange Jahre ein guter Freund und Diener gewesen sei und sich

mit dem verwundeten Soldaten ja längst ausgesöhnt habe, da geriet der Mohr in heftigen Zorn und rief: „Es ist doch auffallend, Disdemona, dass du so viel Anteil an dem Manne nimmst, sintemal er ja weder ein Bruder noch Verwandter zu dir ist." Die Frau erwiderte ganz freundlich und demütig: „Ihr werdet mir hoffentlich deshalb nicht zürnen. Ich habe keinen andern Grund, als weil es mir leid tut, Euch eines so wackern Freundes beraubt zu sehen, wie er nach Eurer eigenen Aussage gewesen ist. Er hat doch keinen so argen Fehler begangen, dass man ihm derart zürnen müsste. Aber ihr Mohren seid so hitzig von Natur, dass jede Kleinigkeit euch zu Zorn und Rache reizt." Über diese Worte noch mehr erzürnt, rief der Mohr: „Das dürfte manch einer erfahren, der es nicht erwartet. Ich werde für die Beleidigungen, die man mir antut, volle Rache nehmen." Disdemona erschrak sehr über diese Antwort. Sie hatte ihren Mann noch nie so gegen sie aufgebracht gesehen und sagte daher mit holder Demut zu ihm: „Es hat mich nur die beste Absicht dazu bewogen, Euch hievon zu reden. Um Euch aber nicht weiter zu erzürnen, will ich nie mehr ein Wort davon sprechen." Diese erneute Fürbitte seiner Gattin hatte im Herzen des Mohren den Verdacht erweckt, dass jene Anspielung des Fähnrichs am Ende nichts anderes bedeute, als dass Disdemona den Leutnant liebe. Er begab sich also ganz trübsinnig zu jenem Schurken und begann in ihn zu dringen, dass er sich deutlicher erklären solle. Der Fähnrich, der nach dem Verderben des armen Weibes trachtete, stellte sich zuerst, als wolle er nichts sagen, was seinem Herrn missfallen könnte, und sprach endlich, wie von seinen Bitten überredet, zu dem Mohren also: „Es tut mir leid, Euch etwas sagen zu müssen, was Euch höchst unangenehm sein muss. Aber da Ihr es von mir verlangt und mich die Sorge um Eure Ehre dazu treibt, so muss ich Euch willfahren. Wisset also, dass Eure Gattin aus keinem andern Grunde sich das Unglück des Leutnants so zu Herzen nimmt, als weil sie jedesmal, wenn er Euch zu besuchen kommt, ihr Vergnügen mit ihm zu haben pflegt, da sie Eurer Schwärze bereits überdrüssig ist." Diese Worte schnitten dem Mohren bis in die Wurzel seines Herzens ein. Um aber noch mehr zu erfahren, sagte er, obschon ihm der geschöpfte Argwohn nunmehr berechtigt schien, mit finsterer Miene: „Ich weiss nicht, was mich abhält, dass ich dir nicht diese freche Zunge ausreissen lasse, die sich erkühnt, meine Frau einer solchen Schmach zu beschuldi-

gen." Der Fähnrich entgegnete: „Ich habe für meinen Liebesdienst keinen andern Lohn von Euch erwartet, mein Hauptmann. Dennoch beteure ich nochmals, dass die Sache sich so verhält, wie Ihr gehört habt. Und wenn das schlaue Weib Euch mit verstellten Liebesbezeugungen so die Augen verklebt hat, dass Ihr es bisher nicht merktet, wie Ihr hättet sollen, so ist es darum nicht minder wahr, was ich Euch sage. Denn der Leutnant hat es mir selbst erzählt, weil ihm sein Glück nicht vollkommen schien, wenn er es nicht einem andern Menschen mitteilen könnte. Hätte ich mich nicht vor Euerm Zorn gefürchtet, so würde ich ihm längst den verdienten Lohn mit seinem Tod gegeben haben. Nun ich aber keinen bessern Dank von Euch empfange, so hätte ich freilich besser getan, zu schweigen, als mir Eure Ungnade zuzuziehen." Darauf versetzte ihm der Mohr voller Zorn: „Wenn du mich nicht durch eigenen Augenschein von der Wahrheit deiner Angaben überzeugst, so sollst du bald erkennen, dass es besser gewesen wäre, du wärest stumm geboren." „Freilich hätte ich Euch damals, als der Leutnant noch Euer Hausfreund war, leicht von der Tatsache überzeugen können. Jetzt aber, da Ihr ihn wegen einer geringen Ursache verjagt habt, geht es nicht mehr so gut. Ich zweifle nicht, dass er noch immer heimlich mit Disdemona zusammenkommt, so oft Ihr ihm Gelegenheit dazu gebt. Aber er fängt es jetzt sicherlich feiner an als ehedem, da er weiss, dass Ihr ihn hasst. Trotzdem gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, Euch mit eigenen Augen zu beweisen, was Ihr mir nicht glauben wollt." Nach diesen Worten schieden sie voneinander. Der arme Mohr ging ganz betrübt nach Hause und wartete auf den Tag, wo ihm der Fähnrich das zeigen würde, was ihn für immer unglücklich machen sollte. Nicht wenig geriet auch der Fähnrich in Verlegenheit, da er wusste, wie schwer es ihm bei der Sittenstrenge Disdemonas fallen würde, sie der Untreue zu überführen. Er sann also hin und her und geriet endlich auf eine neue Bosheit. Disdemona kam, wie früher erzählt, oft zu der Frau des Fähnrichs auf Besuch und brachte einen guten Teil des Tages bei ihr zu. Dabei hatte nun der Fähnrich bemerkt, dass sie ein kostbares Nastüchlein von der feinsten maurischen Arbeit trug, das der Mohr ihr bei der Hochzeit geschenkt hatte, weshalb es von beiden sehr wert gehalten wurde. Dieses Schnupftuch wollte er ihr heimlich entwenden und sie dadurch ins Verderben stürzen. Als sie nun eines Tages wieder zu Besuch da war, hob

er sein dreijähriges Töchterlein, das Disdemona gerne hatte, zu ihr empor und gab es ihr in die Arme, worauf sie es herzte und liebkoste. In diesem Augenblick zog ihr der Betrüger, der sich aufs Taschenspielen wohl verstand, so geschickt das Nastuch aus dem Gürtel, dass sie gar nichts davon merkte. Dann entfernte er sich damit voller Freude. Disdemona ging ahnungslos nach Hause und vermisste es zunächst nicht, da sie mit andern Gedanken beschäftigt war. Einige Tage später jedoch, als sie es suchte und nicht fand, geriet sie sehr in Besorgnis, ihr Gatte möchte darnach fragen, wie er öfters tat. — Inzwischen ging der Fähnrich mit dem Taschentüchlein zu dem Leutnant und legte es im verstohlenen zu Häupten seines Bettes hin. Der Leutnant beachtete es erst am folgenden Morgen, als er beim Aufstehen mit dem Fusse darauf trat. Er begriff zunächst nicht, wie das Tüchlein daher gekommen sei, da er wohl wusste, dass es Disdemona gehörte. Er beschloss hernach, es ihr zu bringen, und wartete die Zeit ab, wo der Mohr ausgegangen wäre. Dann begab er sich damit an die Hintertüre ihres Hauses und klopfte an. Nun wollte es der Zufall, gleich als ob sich das Schicksal mit dem bösen Fähnrich gegen die unschuldige Frau verschworen hätte, dass der Mohr in diesem Augenblicke wieder nach Hause gekommen war. Als er an der Türe klopfen hörte, trat er an das Fenster und rief unwillig hinunter: „Wer ist da?“ Der Leutnant hörte seine Stimme und lief, ohne zu antworten, aus Furcht, der Mohr könnte seinen Zorn an ihm auslassen, auf und davon. Mittlerweile stieg der Hausherr die Treppe hinunter, machte die Türe auf und trat auf die Strasse. Er konnte aber niemand sehen und ging daher ärgerlich ins Haus zurück, wo er seine Frau fragte, wer da unten geklopft habe. Disdemona versetzte der Wahrheit gemäss, sie wisse es nicht. Er fuhr fort: „Es schien mir, als sei es der Leutnant gewesen.“ Sie erwiderte: „Ich weiss nicht, ob er oder ein anderer es gewesen ist.“ Da hatte der Mohr Mühe, die Wut zu meistern, die in ihm kochte. Er wollte jedoch nichts Weiteres unternehmen, bevor er mit seinem Fähnrich darüber gesprochen, ging sofort zu diesem und erzählte ihm, was vorgefallen war; auch bat er ihn, den Leutnant möglichst darüber auszuforschen, was ihm der Fähnrich bereitwillig versprach. Und richtig knüpfte er auch eines Tages an einem Orte, wo der Gouverneur sie sehen konnte, ein Gespräch mit dem Leutnant an. Er plauderte mit ihm über alles Mögliche, aber von Disdemona war mit keiner Silbe die

Rede. Dabei hub er mehrmals an, laut aufzulachen, und zeigte in seinen Gebärden ein grosses Erstaunen, wie wenn er eine seltene Neuigkeit erfahren hätte. Als dann der Leutnant von ihm weggegangen war, kam der Mohr rasch auf den Fähnrich zu und wollte wissen, was jener ihm erzählt habe. Der liess sich zuerst lange bitten und sprach dann: „Der Leutnant hat mir soeben sein ganzes Geheimnis anvertraut und gestanden, dass Eure Gemahlin ihm die letzte Liebesgunst gewährt habe, so oft Ihr von Hause fort gewesen seid und ihm Gelegenheit dazu gegeben. Das letzte Mal, als er bei ihr war, verehrte sie ihm jenes feine Nastüchlein, das Ihr bei Eurer Vermählung ihr geschenkt." Der Mohr dankte dem Fähnrich und war nun überzeugt, dass die Anklage auf Wahrheit beruhe, sobald es sich zeige, dass Disdemona das Taschentüchlein nicht mehr besitze. Er verlangte daher eines Tages, als er nach dem Essen noch mit seiner Gattin plauderte, ihr Schnupftuch zu sehen. Die Unglückliche hatte diese Frage schon längst befürchtet und ward darüber feuerrot im Gesicht. Schnell lief sie, um ihre Röte vor ihm zu verbergen, der es zwar schon bemerkt, zu ihrem Schrein und tat, als ob sie darnach suche. Und nachdem sie lange gesucht hatte, sprach sie endlich: „Ich weiss nicht, wie es kommt, dass ich es heute nicht finden kann. Habt Ihr's vielleicht gehabt?" „Wenn ich es gehabt hätte," erwiderte der Mohr, „so würde ich dich doch nicht darnach fragen. Du kannst es ja ein andermal mit mehr Ruhe suchen." Und damit ging er weg und sann darüber nach, wie er seine Frau und zugleich ihren Liebhaber umbringen könnte, ohne dieses Verbrechens beschuldigt zu werden. Tag und Nacht sah man ihn nachdenklich einhergehen, und Disdemona bemerkte, dass er nicht mehr wie früher gegen sie war. Sie sagte daher oftmals zu ihm: „Was habt Ihr nur, dass Ihr so verstört ausseht? Ihr waret doch früher so fröhlich, und jetzt seid Ihr ganz schwermütig." Der Mohr ersann darauf allerlei Ausreden, aber sie konnte sich damit nicht zufrieden geben. Und wiewohl sie sich keiner Schuld bewusst war, so fürchtete sie doch, gerade durch ihre grosse Zärtlichkeit ihm zur Last gefallen zu sein. Sie ging daher zur Frau des Fähnrichs und erzählte ihr ihren Kummer, indem sie sprach: „Ich weiss nicht, was ich von meinem Manne denken soll. Er war sonst immer lauter Liebe zu mir, und jetzt ist er, ich weiss nicht, seit wie lange, ein ganz anderer geworden. Ich fürchte sehr, ich werde den Mädchen noch ein warnen-

des Beispiel dafür werden, dass sie sich nicht gegen den Willen der Eltern verheiraten sollen. Und die italienischen Frauen werden von mir lernen können, dass man sich nicht mit Männern verbinden soll, die aus einem ganz fremden Lande stammen und von anderer Sitte und Lebensweise sind. Da ich aber weiss, dass mein Mann ein Freund zu Euerm Gatten ist und ihm sein Vertrauen schenkt, so bitte ich Euch, es mir mitzuteilen, wenn Ihr etwas von ihm hört, das für mich wichtig ist." Und bei diesen Worten vergoss sie bitterliche Tränen. Die Frau des Fähnrichs aber, die bereits von allem wusste und die ihr Mann zur Helfershelferin des Mordes hatte zwingen wollen, obgleich sie sich mit allen Mitteln dagegen gesträubt hatte, wagte aus Furcht vor ihrem Manne nicht, ihr den Anschlag zu verraten und sagte nur soviel: „Seid ja dafür besorgt, dass Ihr Euerm Gemahl keinerlei Grund zum Argwohn gebt, und sucht ihm Eure Liebe auf alle Arten zu beweisen." — „Das tue ich," sprach Disdemona, „aber es hilft nichts." Der Mohr suchte sich indessen immer mehr von der Untreue seiner Gattin zu überzeugen und bat den Fähnrich, es zu bewerkstelligen, dass er das Schnupftuch im Besitz des Leutnants sehen könne, was freilich für den Schuft eine schwierige Sache war. Doch versprach er ihm, sein Möglichstes zu tun. Nun hatte um diese Zeit der Leutnant eine Person zu Hause, die ausserordentlich feine Stickarbeiten machte. Die hatte das Nastüchlein gesehen und wollte sich, ehe man es Disdemona zurückgab, noch schnell ein ähnliches machen. Mit dieser Arbeit beschäftigt, sah sie einst der Fähnrich am Fenster sitzen. Rasch holte er den Mohren herbei, so dass auch er beim Vorbeigehen das Tüchlein sehen konnte. Jetzt war der Mohr vollends überzeugt, dass seine Frau ihm untreu geworden sei. Sein Entschluss stand nunmehr fest, die beiden Liebenden umzubringen, Der Fähnrich musste für ihn die Ermordung des Leutnants übernehmen, wofür er ihm versprach, ihm stets verpflichtet zu sein. Dieser weigerte sich zuerst, weil der Leutnant ein sehr gewandter Haudegen sei. Aber der Mohr bat ihn solange und gab ihm soviel Geld, bis er schliesslich einwilligte, sein Glück zu versuchen. Eines Abends kam der Leutnant aus dem Hause eines schönen Mädchens, das er zu besuchen pflegte. Da schlich sich der Fähnrich in der Finsternis mit gezücktem Degen an ihn heran und versetzte ihm einen Hieb in die Beine, um ihn zu Fall zu bringen. Er schlug ihm auch richtig den rechten Schenkel mitten entzwei, so dass der Arme zu Boden stürzte.

Trotz seiner schweren Wunde gelang es ihm, den Degen zu ziehen und sich gegen den Unbekannten zu verteidigen, der ihm den Garaus machen wollte. Dabei schrie er, so laut er konnte: „Zu Hilfe, man bringt mich um!" Sogleich eilten Leute herbei, worunter auch einige Soldaten, die in der Nähe ihr Quartier hatten. Der Fähnrich hatte rasch die Flucht ergriffen, drehte sich dann aber, um nicht verfolgt zu werden, plötzlich um und stellte sich, als komme er auf den Lärm herbeigeeilt. Er mischte sich unter die übrigen, sah, dass das Bein abgehauen war, und hielt es für gewiss, dass sein Gegner an der Verwundung sterben müsse. Das stimmte ihn sehr froh, doch zeigte er zum Schein dem Verwundeten soviel Mitleid, wie wenn er sein eigener Bruder gewesen wäre. Am andern Morgen wurde dieser nächtliche Überfall in der ganzen Stadt bekannt und kam auch zu den Ohren Disdemonas, die voller Herzensgüte, wie sie war, sich sehr darob betrübte, ohne daran zu denken, dass ihre Anteilnahme ihr könnte übel ausgelegt und zum Verderben werden. Der Mohr verdachte es ihr sehr und erzählte es dem Fähnrich, indem er sprach: „Denke dir, die Närrin von meiner Frau hat sich über den Tod des Leutnants so betrübt, dass sie fast von Sinnen kommt." „Und wie wäre dies anders möglich," erwiderte der Fähnrich, „da sie ja stets ein Herz und eine Seele waren?" „Ein Herz und eine Seele! Ha, ich will ihr schon die Seele aus dem Leibe reissen. Ich müsste mich fürwahr für einen Feigling halten, wenn ich nicht dieser Schmach ein Ende machte." Sie beratschlagten dann zusammen, ob sie Disdemona mit Gift oder mit dem Dolch umbringen sollten. Doch konnten sie darüber nicht einig werden. Schliesslich meinte der Fähnrich: „Mir fällt noch ein anderer Vorschlag ein, der keinerlei Verdacht erweckt. Und dies ist folgender: Euer Haus ist sehr alt, und die Decke Eures Schlafgemachs hat viele Risse. Wir bringen Disdemona mit einem mit Sand gefüllten Strumpf ums Leben. Dabei bleiben keine Spuren von äusserer Verletzung. Ist sie dann tot, so machen wir, dass die Stubendecke über ihr einfällt, so dass es den Anschein hat, als sei sie von den Balken erschlagen worden. Auf diese Weise wird niemand Verdacht gegen Euch schöpfen." Dieser grausame Vorschlag gefiel dem Mohren. Er wartete die Gelegenheit dazu ab. Und als er eines Nachts mit seiner Gattin zur Ruhe gegangen war, begann der Fähnrich, der in einem anstossenden Kabinett verborgen war, der Abrede

gemäss in seinem Versteck ein Geräusch zu machen. Da fuhr der Mohr empor und sprach zu Disdemona: „Hast du das Geräusch gehört?" — „Ja, freilich," versetzte sie. „So steh auf," fuhr er fort, „und schau nach, was es sein mag." Die unglückliche Frau stand auf, und sobald sie sich dem Kabinett näherte, sprang der Fähnrich hervor und gab ihr mit dem gefüllten Strumpf einen so gewaltigen Schlag mitten auf den Rückgrat, dass sie auf der Stelle zu Boden sank und kaum mehr Atem fand. Doch rief sie mit schwacher Stimme ihren Mann um Hilfe. Dieser sprang aus dem Bett und sprach: „Das ist der Lohn für deine Untreue, du schändliches Weib. So geht es denen, die unter dem Schein zärtlicher Liebe ihre Männer hintergehen." Wie das die arme Frau hörte und ihr Ende nahe fühlte, flehte sie Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an, worauf sie vom dritten Schlag tödlich getroffen zu Boden fiel. Der Fähnrich legte sie auf ihr Bett, brachte ihr noch einige Wunden im Gesichte bei, und dann rissen sie miteinander die Zimmerdecke ein. Hierauf rief der Mohr laut um Hilfe, das Haus falle ein, so dass alle Nachbarn herbeieilten und bei der Untersuchung des Bettes die arme Disdemona darin erschlagen fanden. Die Klage über ihren Tod war allgemein, weil man sie wegen ihrer feinen Lebensart gern gehabt hatte. Am andern Tage wurde sie unter grosser Trauer zu Grabe getragen. Der gerechte Gott aber wollte nicht, dass eine so unerhörte Tat unbestraft bleibe. Der Mohr hatte seine Frau überaus lieb gehabt, und von der Stunde an, wo er sie nicht mehr sah, überkam ihn eine solche Sehnsucht nach ihr, dass er sie überall im Hause suchte. Und weil er bedachte, dass er durch die Schuld des Fähnrichs seine Frau und damit auch sein ganzes Lebensglück verloren habe, wurde ihm der Bösewicht so in tiefster Seele verhasst, dass er ihn nicht mehr ansehen mochte. Ja, er hätte ihn wohl auf offener Strasse umbringen mögen, würde er sich nicht vor der unbestechlichen Gerechtigkeitsliebe des Dogen und der Ratsherren von Venedig gescheut haben. Er entzog dem Fähnrich daher die Fahne und stiess ihn aus seiner Kompagnie, weshalb zwischen den beiden eine tödliche Feindschaft entstand. Der Fähnrich trachtete von da an mit allen Kräften darnach, dem Gouverneur zu schaden. Eines Tages traf er den Leutnant an, der wiederhergestellt war und statt des abgehauenen Beines mit einem hölzernen einherging. Da sagte er zu ihm: „Die Stunde ist gekommen, wo du für dein verlorenes Bein Rache nehmen kannst. Und wenn du mit mir nach Venedig kommen

willst, so werde ich dir vor Gericht bezeugen, wer der Täter war, denn hier in Cypern darf ich es aus mancherlei Rücksichten nicht wagen." Der Leutnant, der bisher nie erfahren hatte, von wem und warum er überfallen worden war, dankte dem Fähnrich, und so fuhren sie zusammen übers Meer nach Venedig. Sobald sie dort angelangt waren, erzählte er ihm, der Mohr sei es gewesen, weil er sich in den Kopf gesetzt hätte, er, der Leutnant, habe Disdemona zur Untreue verleitet. Und darum habe er auch seine Frau umgebracht und nachher ausgeschrien, die eingestürzte Stubendecke hätte sie erschlagen. Sobald der Leutnant dies hörte, verklagte er den Mohren bei der Signoria wegen des abgehauenen Beines und wegen der Ermordung Disdemonas, was der Fähnrich als Zeuge vor Gericht bestätigte, indem er hinzufügte, der Mohr habe ihn zuerst überreden wollen, beide Verbrechen zu begehen. Als die Herren von Venedig vernahmen, welche Grausamkeit der Barbar an einer ihrer Bürgerinnen verübt hatte, liessen sie den Mohren in Cypern verhaften und gefangen nach Venedig bringen, wo sie ihn mit vielen Foltern zu zwingen suchten, die Wahrheit zu gestehen. Aber er überwand mit starker Seele alle Qualen, die man ihm bereitete, und leugnete alles so hartnäckig ab, dass man nichts aus ihm herausbrachte. So entging er durch seine Standhaftigkeit zwar dem Tode, wurde aber nach langer Gefangenschaft zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt und später von den Verwandten seiner Frau, wie er es verdiente, umgebracht. Der Fähnrich kehrte nach dem Prozess wieder in seine Heimat zurück. Weil er aber von seiner bösen Art nicht lassen konnte, beschuldigte er dort einen seiner Gefährten, ihn zur Ermordung eines verfeindeten Edelmannes veranlasst zu haben. Der Gefährte wurde deshalb ergriffen, und weil er trotz der Folter mutig leugnete, so wurde auch sein Ankläger, der Fähnrich, verhört und ebenfalls auf die Folter gespannt, wobei sie ihm so zusetzten, dass er eine innere Verletzung davontrug. Er wurde zwar wieder freigelassen und durfte heimkehren, starb aber daselbst schon nach wenigen Tagen an den Folgen der ausgestandenen Tortur. So rächte Gott Disdemonens Unschuld. Schliesslich kam die Wahrheit doch ans Tageslicht, und zwar durch die Frau des Fähnrichs, die von allem Mitwisserin war und nach dem Tode ihres Mannes den wahren Tatbestand aussagte.

DIE WITWE UND IHR SOHN

von GIOVANNI BATTISTA GIRALDI CINZIO.

IN FONDI, EINER DER FAMILIE COLONNA GEHÖRIGEN STADT bei Terracina, lebte vor Zeiten eine verwitwete Edelfrau, namens LIVIA, welche einen einzigen Sohn besass. Der war so artig und wohlerzogen, dass ihn die Mutter über alles gern hatte. Dieser junge Mann verliebte sich in ein Mädchen und geriet darüber mit einem Rivalen in Streit. Einstmals trafen beide vor dem Hause ihrer Geliebten zusammen. Sie zogen die Degen, und der Sohn der Witfrau bekam unglücklicherweise einen Stich unter die linke Brust, der so tief eindrang, dass er aufs Herz traf und er plötzlich tot niederfiel. — Wie nun der Mörder die Häscher des Bürgermeisters hinter sich hereilen sah, suchte er, schnellfüssig wie er war, sich durch die Flucht zu retten. Er fand in seinem Laufe die Tür des Hauses, wo die Mutter des toten Jünglings wohnte, offen, und trat zitternd und zagend vor Livia mit den Worten: „Habt Erbarmen mit mir, Madonna, und schützt mich vor den Schergen des Schultheissen, die hinter mir drein sind, um mich zum Tode wegzuführen." Die gute Frau, zu der die Kunde von der Ermordung ihres Sohnes noch nicht gedrungen war, fühlte Mitleid mit dem Unglücklichen, forschte nicht lange nach dem Grunde, weshalb er verfolgt werde, und sprach: „Sei gewiss, dass du in meinem Hause ebenso wohl geborgen sein sollst, wie mein eigenes Kind." Darauf versteckte sie den Jüngling an einem Ort, wo er nach ihrer Meinung völlig sicher war. Und siehe! Während sie noch in banger Sorge schwebte, es möchten jeden Augenblick die Gerichtsdiener kommen und nach dem jungen Manne suchen, da brachte man ihren toten Sohn herbei unter den Trauerbezeugungen der ganzen Nachbarschaft. — Als die arme Mutter ihren Sohn sah, brach sie in laute Wehklage aus. Sie rang die Hände, zerkratzte sich das Gesicht, rief ihren Sohn beim Namen und sprach: „O mein Scipione, vor kurzem erst gingst du von mir und wie anders wirst du nun zurückgebracht! In welch unseligem Augenblick musstest du aus dem Hause gehen und deine Mutter verlassen! Hab ich dich nicht bis an die Haustüre hinunter begleitet und dich gebeten, jetzt nicht auszugehen, als

hätt' ich dies mir bevorstehende Unglück geahnt! Hättest du mir doch gefolgt, so wärest du noch bei mir und ich nicht die elendeste Frau auf dieser Welt! Nun hast du all meine Lebensfreude mit dir hinweggenommen. Worauf soll ich noch meine Hoffnung setzen? Wer soll nunmehr die Stütze meines Alters sein?" — Unter solchen und ähnlichen Klagen trocknete sie mit ihren aufgelösten Haaren das Blut der Wunde und wusch sie mit ihren Tränen, so dass nicht nur das Haus, sondern auch die Strasse von ihrem Jammergeschrei widerhallte. Dabei wünschte sie nichts sehnlicher, als dass der Schuldige erwischt und vom Gericht zum Tode verurteilt werde. — Die Häscher hatten inzwischen bereits erfahren, dass der Mörder in dieses Haus geflohen sei. Während Livia immer noch die Leiche ihres Sohnes in ihren Armen hielt, traten die Schergen zu ihr ins Haus und sagten: „Wir haben gehört, dass der Missetäter in Eurem Haus verborgen ist. Zeiget uns den Ort, damit wir ihn der gerechten Strafe überantworten." Von ihrem Schmerze hingenommen, erwiderte Livia kein Wort, und da sie ganz mit ihrem toten Sohne beschäftigt war, bekümmerte sie sich wenig um das, was jene zu ihr sprachen. Diese gingen daher ins Innere der Zimmer und Gemächer, suchten viel umher und fanden zuletzt den Mörder, welcher bereits den Lärm gehört hatte und deshalb zitterte und bebte. Sie griffen ihn, banden ihm die Hände und sagten: „Du Niederträchtiger! Die göttliche Gerechtigkeit hat es gefügt, dass du gerade in das Haus der Frau gekommen bist, deren Sohn du umgebracht." Dann schleppten sie den Gebundenen vor Livia. „Hier haben wir den Übeltäter, edle Frau; Morgen werdet Ihr sehen können, wie er den verdienten Lohn bekommt." Livia sah nun, dass es derselbe Jüngling war, dem sie ihre Hilfe und ihren Beistand zugesagt hatte. Sie wurde mit einem Mal von heftigem Zorn und erbarmendem Mitleid ergriffen.

Sobald der junge Mann sah, dass sein Tod gewiss war, warf er sich vor Livia auf die Knie nieder und sprach zu ihr mit Tränen: „Edle Frau, da mein Unstern gewollt hat, dass ich, statt zu fliehen oder mich in der Stadt zu verbergen, ich gerade in Euer Haus gekommen bin, so bitte ich Euch, mir diesen Fehltritt zu verzeihen, damit ich doch beim Tode den einen Trost mit ins andre Leben nehmen kann, von Euch Vergebung dieses Versehens erlangt zu haben. Denn nicht ohne Grund nenn ich es ein Versehen, da es nicht durch meinen Vorsatz, sondern


K

aus Zufall geschah. Er hätte ebenso leicht mich umbringen können, wie das Schicksal nun ihn getroffen hat. Mir aber tut es doppelt leid, da Ihr mich so liebevoll in Eure Hut genommen. Und könnt ich jetzt mit meinem Tod das Leben Eurem Sohn wieder gewinnen, so würd' ich es mit Freuden übernehmen. Oder vermöchte ich, die Gesetze der Natur umstossend, Euer Sohn zu werden und Ihr meine Mutter, so wollte ich gewiss ebenso liebreich und gehorsam gegen Euch sein, als wenn ich Euer eigen wäre. Aber da ich das nicht von Euch erwarten kann, so flehe ich zu Euch von neuem, mir wenigstens zu verzeihen. Gewährt mir diese Gunst, auf dass mir im Gedanken, dies von Eurer Güte erlangt zu haben, die letzte Stunde weniger schwer werde." — Diese Worte rührten sogar die Gerichtsdiener, welche sonst an Grausamkeit gewöhnt sind, zum Mitleid mit dem armen Jüngling, geschweige denn das weiche Herz der trauernden Mutter. Wiewohl sie ihren toten Sohn noch in den Armen hielt, so wandte sie sich doch mit folgenden Worten an den Jüngling: „Da es Gottes Wille gewesen, dass du hier hereinkamst, um Rettung zu suchen, und ich dich meiner mütterlichen Obhut versichert habe, so muss ich annehmen, es sei dies Unglück durch höheren Ratschluss des Allmächtigen geschehen, der meine Gesinnung auf die Probe stellen wollte. Da ich nur durch Zufall meines Sohnes beraubt wurde und nicht mit deiner Absicht, so soll die Gnade bei mir die Oberhand behalten üher die Rachelust. Und nicht allein vergeb ich dir deine Tat, sondern ich nehme dich, weil du es wünschest, zu meinem Sohne an, und werde dich nicht weniger lieb behalten, als den ich an meinem Herzen trug und der nun im Tode dein Bruder geworden ist. Bleibe bei mir, um zu erkennen, wie Grosses du von mir erlangt hast, und werde mir ein ebenso liebreicher Sohn, wie dieser es gewesen ist." Damit umarmte sie den Jüngling und nahm ihn zu ihrem Sohne an. — Diese Tat der Milde erfüllte alle Umstehenden mit Rührung und Erstaunen. Die Schergen aber, so sehr sie sich über diese Handlung des Erbarmens wunderten, wollten doch nicht unterlassen, den Gefangenen vor den Bürgermeister zu führen. Es half nichts, dass die Witwe vorstellte, das Unrecht sei ja ihr geschehen, und wenn sie dem Mörder verzeihe, so habe sich niemand weiter darum zu bekümmern, als sie selbst. Sie führten gleichwohl den Jüngling zu dem Schultheissen fort, und er rief ihr noch scheidend zu: „Meine Mutter, da Ihr

mich zu Eurem Sohne angenommen habt, so verteidigt mich auch mütterlich!" Durch diese Worte wurde sie so gerührt, dass sie den teuren Leichnam ihres Sohnes mit einem schwarzen Tuch bedeckte und dem armen Sünder bis in den Palast, wo das Gericht war, folgte. „Messere," sagte sie zum Podestà, „es kommt Euch nicht mehr zu, Eure Gewalt gegen diesen Gefangenen anzuwenden, da ich die Mutter jenes Toten, ihm verziehen und ihn an meines eignen Sohnes statt zum Kinde angenommen habe. Ich wünsche ebensosehr aus ganzem Herzen sein Wohlergehen, wie das meines leiblichen Sohnes und ersuche Euch, nicht weiter gegen ihn vorzugehen." Der Richter jedoch, der von sehr strenger Natur war, und dem der harte Buchstabe des Gesetzes mehr galt als die Milde der Frau, erwiderte: „Edle Frau, wenn Ihr dem jungen Manne hier verziehen habt und ihn zum Sohne angenommen, so habt Ihr wohl daran getan und einen deutlichen Beweis Eurer hohen Gesinnung abgelegt. Aber es hat ihm darum noch keineswegs der Gerichtshof verziehen. Ich vermag in ihm durchaus nichts anderes als einen Mörder zu erkennen, wenn ich die Gerechtigkeit aufrecht erhalten will, zu deren Schutz man mich an diesen Ort gestellt. Ich kann und darf daher nicht anders, als ihn zum Tode zu verurteilen." Hierauf befahl er, ihn ins Gefängnis zu führen und am folgenden Tage zu enthaupten. „Ach, Messere," fuhr die Witwe fort zu flehen, „tut mir doch nicht mit Eurer strengen Gerechtigkeit das Unrecht an, mich doppelt elend zu machen! Ein Unfall hat mir meinen ersten Sohn geraubt, und nun wollt Ihr durch Eure Härte den Tod dieses zweiten mich betrauern lassen, der durch freie Wahl mein eigen geworden ist! So hätte ich mich weit mehr über Euch zu beklagen, als über den, der meinen ersten umgebracht." Diese Worte machten jedoch auf das Gemüt des Richters keinerlei Eindruck. Vielmehr zeigte er sich entschlossen, unerbittliche Strenge des Gesetzes auszuüben, um den Vorschriften seiner Obern getreulich Folge zu leisten. Nun geschah es, dass gerade damals Herr Prospero COLONNA sich in Fondi aufhielt, ein ebenso liebenswürdiger als hochsinniger und kraftvoller Herr. Sowie nun Livia von seiner Anwesenheit Kunde erhielt, begab sie sich zu ihm und bat ihn um Gnade für ihren adoptierten Sohn, den der Schultheiss zum Tode verurteilt habe. Hierauf erzählte sie dem hohen Herrn alles, was vorgegangen war. Der Graf staunte über das Wunder, welches die Gnade im Herzen dieser Frau vermocht

hatte, und sprach mit echt römischem Sinne: „Eure Gesinnung, edle Frau, möge die Strenge des Gesetzes und die Bestimmtheit unserer Verfügungen beugen. Da Ihr so hochherzig gehandelt habt, so schenke ich Eurem Sohne das Leben." Nach diesen Worten liess er sich den jungen Mann vorführen und erklärte ihm: „Dein Vergehen würde laut dem Urteil des Schultheissen den Tod verdienen. Die Grossmut jedoch, womit dir diese Witwe ihres Sohnes Tod vergilt, verdient, dass ich dich ihr lebend überlasse. Ich tue dies ihr zu gefallen, damit sie die Frucht ihrer Seelengrösse geniesse. Bedenke also, wie sehr du ihr verpflichtet bist und erzeige dich gegen sie immer so, wie ihre seltene Güte verdient." Der Jüngling sagte dem Fürsten den tiefsten Dank dafür und versprach ihm, sich immerdar so anhänglich zu zeigen, dass sie beide seiner Dankbarkeit versichert sein sollten. Von dem Gebieter hierauf entlassen, gingen Witwe und Sohn nach Hause, bereiteten dem Toten ein stattliches und ehrenvolles Begräbnis und lebten dann in steter Eintracht beisammen.

Nach einigen Jahren fühlte die Witwe das Ende ihres Lebens nahen. Sie liess deshalb den Jüngling rufen, dem sie den Namen ihres verstorbenen Sohnes beigelegt hatte, reichte ihm die Hand und sprach: „Scipione, ich bin nunmehr am letzten Abschnitt meines Lebens angelangt und fühle mich dem Tode nahe. Es schmerzt mich, dass ich von dir mich trennen soll, mit dem ich so gern einen viel längern Zeitraum vereint geblieben wäre, als das Schicksal mir vergönnt. Damit du mich aber auch im Tode als eine liebreiche Mutter erkennest, wie ich es dir im Leben war, habe ich dich in meinem Testament zum alleinigen Erben eingesetzt. Ich bitte dich, du mögest mein Andenken immerfort lebendig in dir erhalten. Wofern ich diese Hoffnung mit hinüber nehmen kann, wird es mir, wenn ich dich nun verlasse, nicht anders sein, als wäre ich stetsfort bei dir." Scipione konnte auf diese Abschiedsworte hin seine Tränen nicht mehr zurückhalten und erwiderte: „O meine teuerste Mutter, mir geht es nicht weniger zu Herzen als euch, dass der Tod mich von Euch trennen soll. Doch wird mich niemand daran hindern hönnen, dass ich Euch stetsfort in Gedanken nahe sei. Darum fürchtet nicht, dass Euer Gedächtnis je in meiner Brust erlöschen werde, so lang mein Leben währt. Ja, ich wünschte, dass dieses ewig dauern möchte, nur damit das Andenken Eures teuren Namens auch ewig in

mir lebte." „Ich glaube, dies wird geschehen," erwiderte die Sterbende. Sie liess sich von ihm die rechte Hand reichen, drückte sie fest als Zeichen der Treue, zog ihn zu einem feurigen und innigen Kusse zu sich heran und nahm dann von Scipione das letzte Lebewohl, indem sie sprach: „Mein Kind, möge die himmlische Gnade es dir allezeit wohlergehen lassen und alles segnen, was du hienieden tust. Dies ist mein inbrünstiges Gebet." — Dann sprach sie nicht mehr, sondern neigte ihr Haupt und verschied. Der Jüngling liess sie in tiefer Trauer ehrenvoll bestatten in einem Grab von reinstem, weissen Marmor und auf demselben einige Verse anbringen, welche die seltene Herzensgüte dieser Frau wie auch den grossen Schmerz um ihren Tod ausführlich kundgaben.

DIE KASTELLANIN VON VERGY

von MATTEO BANDELLO

DER HOCHWOHLGEBORNEN UND ERLAUCHTEN FRAU ANTONIA, MARKGRÄFIN VON GONZAGA, GEWIDMET

UM DEN WUNSCH EURES SOHNES, DES EHRENFESTEN Herrn Pirro zu erfüllen, will ich euch eine rührende Geschichte erzählen, die vorzeiten im schönen Land Burgund sich zugetragen hat. Daraus mögen Männer und Frauen lernen, dass man sich nicht blindlings der Liebe unterwerfen soll.

Zu der Zeit also, wo ganz BURGUND nur von einem einzigen Fürsten regiert wurde, lebte daselbst ein Herzog, der sich nach dem Tode seiner ersten Gattin mit einer sehr schönen Frau in zweiter Ehe vermählte. Er liebte diese von ganzem Herzen, kannte aber leider ihr Wesen nicht genügend, denn sie war nicht so tugendhaft und wusste schlau ihre verkehrte Natur zu verbergen. Nun lebte am Hofe ein junger Edelmann mit Namen CARLO, der beim Herzog in grosser Gunst stand. Er war rechtschaffen und besass all die guten Eigenschaften, die zu einem vollkommenen Höfling gehören. Seines goldlauteren Charakters wie auch seines leutseligen Wesens halber war er bei allen beliebt. Der Herzog hatte ihn als kleines Kind schon pflegen und auferziehen lassen und tat ihm viel Gutes. Er schenkte ihm auch einige Schlösser. Dabei verliess er sich in allen Dingen so sicher auf ihn wie auf sich selber, holte bei jeder Angelegenheit seine Meinung ein und fand seine Ratschläge stets klug und wohlbedacht. Der neuen Herzogin jedoch genügte die Liebe ihres Gemahles nicht. Sie wünschte vielmehr einen zu finden, der ihr mehr Zärtlichkeit erwiese und warf daher ihre Augen auf diesen jungen Edelmann, um seiner Schönheit und dann auch seiner wackern Eigenschaften willen. Ihre anfängliche Zuneigung verwandelte sich bald in Liebe und sie konnte nicht müde werden, ihn stetsfort zu betrachten. Und dazu hatte sie genug Gelegenheit, denn nie wich Carlo von der Seite seines Herrn, dem er mit treuem Herzen diente. Die Herzogin wagte zwar nicht, ihm von ihrer Liebe zu sprechen, suchte aber mit Blicken und zärtlichen Seufzern ihn aufmerksam zu machen. Es war jedoch alles vergeblich, denn Carlos Gedanken waren anderswohin ge-

richtet und er achtete gar nicht auf ihr Tun. Da sie aber ihre Sehnsucht nicht länger bemeistern konnte, beschloss sie, ihm ihre Liebe selber zu entdecken. Als sich daher der Herzog eines Tages mit dem Botschafter des französischen Königs und einigen seiner Räte zu einer Geheimsitzung in sein Kabinett zurückgezogen hatte, nahm sie die Gelegenheit wahr und rief Carlo zu sich, als wenn sie über Dinge von hoher Wichtigkeit mit ihm zu reden hätte. Sie betrat mit ihm eine Galerie des Schlosses und führte, daselbst auf und nieder gehend, folgendes Gespräch: „Ich wundere mich nicht wenig, wie du in der Blüte deiner Jahre und als der hübscheste und feinste Hofmann nicht irgendeine der vielen Damen oder hübschen Fräulein an unserm Hof zu lieben scheinst. Du kannst doch sehen, dass es hier keinen einzigen Edelmann gibt, der sich nicht mit einer dieser Damen unterhielte, denn alle sind nach höfischer Sitte dem Frauendienst ergeben. Nur du allein schliessest dich keiner an. Ich möchte daher gerne wissen, woher deine Sprödigkeit rühren mag." Hierauf erwiderte Carlo sehr ehrerbietig: „Gnädige Frau, wenn ich mich der hohen Gunst für würdig hielte, dass eine dieser Damen sich zu mir herabliesse, so würde ich gewiss der einen oder andern meine Dienste anerbieten. Da ich aber verschmäht oder gar verspottet zu werden fürchte, so wage ich nicht, mich auf irgendein verliebtes Abenteuer einzulassen." Diese kluge Antwort des jungen Mannes missfiel der Herzogin keineswegs, sondern entzündete ihre Liebe nur um so mehr. Mit fast bebender Stimme sagte sie daher zu ihm: „Du kannst versichert sein, Carlo, dass an diesem Hofe und im ganzen Lande keine Dame ist — und wäre sie auch noch so hohen Ranges — die sich nicht für glücklich hielte, wenn du ihr den Hof machtest." Während die Herzogin so sprach, hielt Carlo stets die Augen zu Boden gesenkt und wagte nicht, ihr ins Angesicht zu schauen. Dann beurlaubte er sich von ihr und ging hinweg zum grossen Leidwesen der Fürstin, die ihre Unterhaltung mit ihm noch gerne fortgesetzt hätte. Nach dieser Begegnung machte sich Carlo allerdings verschiedene Gedanken darüber, verriet aber weder mit Gebärden noch mit Worten, dass er die Absichten und Wünsche der Herzogin durchschaut hatte. Ihrer Schönheit und ihres hohen Ranges halber hatte sie gehofft, er werde sich doppelt um ihre Gunst bemühen. Als sie jedoch sah, dass er ihre Sehnsucht gar nicht zu beachten schien, beschloss sie, ihm ihre Liebe ohne Umschweife zu gestehen.

Wie sie ihn daher eines Tages ganz allein antraf, sagte sie leise zu ihm: „Carlo, ich habe mit dir Dinge von grösster Bedeutung zu besprechen," trat hierauf an ein Fenster, das ziemlich weit von allen anwesenden Herren und Damen entfernt war und wünschte, dass er sich mit ihr an das Gesimse lehnte. Dann fing sie wieder das gleiche Gespräch wie früher an, indem sie ihn tadelte, dass er immer noch keine Dame zur Gebieterin erkoren habe, und sich erbot, ihm in dieser Sache hilfreich zu sein. Carlo gab ihr zur Antwort: „Gnädigste Frau, ich habe Euch früher schon gesagt, dass meine übergrosse Furcht, verschmäht zu werden, mich davon abhielt in das gefahrvolle Labyrinth der Liebe mich einzulassen. Ich kenne die Natur meines Herzens nur zu wohl und weiss, dass ich niemals meines Lebens wieder froh werden könnte, wenn ich meine Bewerbungen abgewiesen sähe." Da errötete die Herzogin in ihrem Antlitz wie eine Rose im frischen Glanz der Morgensonne. Sie hoffte aber dennoch ihn zu besiegen und sprach deshalb nicht ohne Beben: „Du irrst dich gewaltig, Carlo, denn ich weiss, es würde sich die schönste Dame aus dieser Gesellschaft für glücklich schätzen, von dir geliebt zu sein, wenn du ihr ein getreuer und aufrichtiger Liebhaber sein wolltest." Er versicherte, es sei ihm nicht möglich zu glauben, dass eine dieser Frauen derart verblendet wäre, ihn solcher Gunst würdig zu erachten. Die Herzogin entnahm daraus, dass er sie nicht verstehen wolle, und entschloss sich daher, die Maske gänzlich abzuwerfen, indem sie an ihn die Frage stellte: „Carlo, wenn nun dein gutes Glück dir so freundlich lächelte, dass ich es selber wäre, die dich von Herzen liebte, was würdest du dann tun?" Sobald Carlo diese Worte von ihr hörte, liess er sich auf ein Knie nieder und entgegnete ihr: „Gnädigste Frau, wenn mir Gott der Herr das Glück verliehe, des Herzogs und Eure Gunst stets zu besitzen, so würde ich mich für den glücklichsten Menschen halten, denn dies wäre der schönste Lohn, der mir für meine treuen Dienste werden könnte. Der Herzog ist mein Beschützer von Jugend auf gewesen und hat mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin. Nimmermehr würde ich mich daher ermessen, seine Frau oder sonst eine Dame aus der fürstlichen Familie mit andern Augen und Gedanken zu betrachten, als einem treu ergebenen Diener ziemt." Als die Herzogin dies hörte, liess sie ihn nicht weiter sprechen, da sie sich verschmäht sah. Weil nun einem Weibe, wes Standes es auch sein möge, keine

grössere Beleidigung widerfahren kann, als da, wo es liebt, nicht wieder geliebt zu werden, so verwandelte sich plötzlich ihre glühende Liebe in grimmigen Hass. Sie rief daher, zornerfüllt, mit stolzer Miene: „Fast scheint es mir, nichtswürdiger Mensch, dass du dir einbildest, ich selber sei etwa in dich verliebt. Da bist du freilich stark im Irrtum, wenn du dir solch alberne Gedanken machst. Wer hat je etwas der Art zu dir gesagt? Du glaubst wohl, die ganze Welt sei in deine Schönheit vernarrt und dass sogar die Fliegen in der Luft noch für dich schwärmen. Bist du aber so verwegen, mich in Versuchung bringen zu wollen, so werde ich dir zu deinem Verderben zeigen, dass ich weder dich liebe noch sonst jemand auf dieser Welt, ausser den Herzog, meinen Gemahl, allein. Die Gespräche, die ich mit dir führte, dienten mir nur zum Zeitvertreib, um deine Gesinnung zu ergründen und dich wie andere zu verspotten, welche so närrisch verliebt sind." „Für Scherz," erwiderte Carlo, „habe ich bisher auch alles angesehen, was Ihr zu mir sagtet, da ich weiss, dass es euch vornehme Damen ergötzt, die Männer zum Besten zu haben." Auf diese Worte hin ging die Herzogin in ihr Gemach und schloss sich daselbst in ein kleines Zimmer ein, wo sie voll Schmerz und törichten Sinnes auf Rache sann. Sie gedachte ihrer ehemaligen Liebe zu Carlo und empfand darüber bittere Pein, zugleich aber auch Scham darob, dass sie sich so erniedrigt hatte, derart mit ihm zu reden. Am Ende, nachdem sie genug geweint hatte, trocknete sie ihre Tränen und gab ihren Leuten vor, krank zu sein, um nicht mit dem Herzog, den Carlo als Mundschenk gewöhnlich bediente, zu Abend speisen zu müssen. Als nun der Fürst vernahm, dass sie unwohl sei, kam er zu ihr, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Da sagte sie zu ihm: „Mein Gebieter, ich glaube guter Hoffnung zu sein und fürchte, dass mir dies eine Störung zugezogen hat. Doch wird dies bald vorübergehen und erfordert keinen Arzt, denn wir Frauen helfen uns in derlei Fällen besser selbst." So wies sie also ärztliche Hilfe von sich und brachte drei Tage in grösster Schwermut zu. Schliesslich kam dem Herzog der Gedanke, es müsse wohl etwas anderes sein, dass seine Gemahlin im Bette bleibe. Um also ihren Sinn besser zu ergründen, verbrachte er die folgende Nacht bei ihr, küsste sie aufs zärtlichste und sprach: „Meine teure Gattin, Ihr wisst sehr wohl, wie ich Euch liebe und wie mein Leben so enge mit dem Eurigen verknüpft ist, dass es mein Tod sein würde, wenn Ihr sterben solltet.

So sagt mir, was ist's, was Euch betrübt?" Die Herzogin, die ihren Gemahl so guter Laune sah, hielt die Zeit nun für gekommen, wo sie ihren Hass gegen Carlo ausschütten konnte und gab nach langem Bitten endlich zur Antwort: „Euer Carlo hat sich unterstanden, mir seine Liebe zu erklären. Auf dieses unerhörte Ansinnen habe ich ihm zwar nach Gebühr geantwortet, dass mein höchstes Streben einzig dahin gehe, Euch meine Treue rein und unangetastet zu bewahren. Er solle sich also nie mehr erkühnen, mir fernerhin von so etwas zu reden. Doch hat mich seine Keckheit so gekränkt, dass ich fast darob gestorben wäre. Dies war der Grund, warum ich mich zu Bette legen musste. Ich bitte Euch demütigen Herzens, dass Ihr einen so schändlichen Menschen nicht mehr am Hofe dulden möget, denn wenn er sich nicht scheute, solches zu tun, so könnt Ihr Euch wohl denken, dass er noch Ärgeres imstande ist zu wagen, indem er gar Anschläge gegen Euer Leben ersinnen könnte." Hier schwieg das gottvergessne Weib und sank ihrem Gatten schluchzend in die Arme. Der Herzog fühlte sich wie zwischen Ambos und Hammer, da er nicht wusste, ob er seiner Frau, die er zärtlich liebte, oder Carlo, den er als treuen und erprobten Diener kannte, mehr Glauben schenken sollte. So sehr ihn sein Zorn dazu trieb, an Carlo Rache zu nehmen, so gestattete ihm doch seine Klugheit nicht, blindlings dreinzufahren. Er nahm sich daher vor, Carlos Benehmen sorgfältig zu beobachten, kehrte hierauf in sein Gemach zurück und schickte einen seiner Kämmerlinge an ihn ab, um Carlo sagen zu lassen, dass er sich nicht mehr erkühne, zu ihm zu kommen; er solle sich auf sein Zimmer zurückziehen, dessen gewärtig, was er ihm weiter befehlen werde. Der Herzog glaubte nämlich, wenn Carlo schuldig sei, so werde er aus diesen Worten gewiss erkennen, dass ihn die Herzogin verraten habe. Dann könne er sich ausser Landes flüchten und sich in Sicherheit begeben. Sei er jedoch unschuldig, so werde er sich zu rechtfertigen bestreben. Als Carlo diese unverhoffte Botschaft erhielt und sah, dass er in Ungnade gefallen war, wurde er sehr niedergeschlagen. Im Bewusstsein seiner völligen Unschuld und ausserstande, zu begreifen, warum ihn der Herzog aus dem Hofdienst entlassen wolle, begab er sich zu einem befreundeten Höfling, erzählte ihm sein Unglück und bat ihn, dem Herzog bei passender Gelegenheit einen Brief von ihm zuzustellen. Der Inhalt dieses Schreibens war die untertänige Bitte, der

Herzog möge verleumderischen Aussagen keinerlei Glauben schenken, sondern geruhen, sein Urteil gegen ihn aufzuheben, bis er die Wahrheit der Sache klar erkannt habe. Denn nie hätte er den Gedanken gehabt, sich auf irgendeine Weise gegen ihn zu vergehen.
Carlos Freund ging hin und überbrachte dem Herzog getreulich dieses Schreiben. Dieser las es und entnahm aus dem Verlangen, sich zu rechtfertigen, mit Sicherheit, dass Carlo unschuldig sei. Daher vermutete er, die Herzogin werde aus irgendeinem Weibergroll gegen ihn aufgebracht sein. Der Wahrheit hingegen kam er nicht auf die Spur. Er befahl sodann dem Carlo, er solle insgeheim zu einer Besprechung zu ihm kommen. Der Unschuldige versäumte nicht, sogleich vor seinen Herrn zu treten. Als der Herzog ihn sah, rief er, um besser sein Inneres zu erforschen, mit drohender Stimme ihm entgegen: „Carlo, Carlo, die Erziehung, welche ich dir habe zuteil werden lassen und die Wohltaten, die ich dir erwies, verdienen meines Erachtens nicht, dass du mich entehrst, indem du meiner Gemahlin nachstellst. Hätte ich so gehandelt, wie du es verdienst, so würdest du jetzt nicht mehr am Leben sein; aber ich zweifle, ob die Sache sich wirklich so verhält, wie sie mir berichtet worden ist."
Carlo wurde von diesen Worten keineswegs betroffen, sondern dankte dem Herzog mit festem Mut dafür, dass er nicht übereilt gehandelt habe und erklärte sich bereit, jede Prüfung seiner Unschuld zu bestehen. Wer ihn auch immer anklage, gegen den wolle er mit dem Degen in der Hand beweisen, dass er lüge. Denn wo keine glaubwürdigen Zeugen seien, da müsse man mit der Waffe den Entscheid suchen. Darauf erwiderte der Herzog: „Der Ankläger führt keine andern Waffen als seine unbescholtene Ehrbarkeit. Es ist meine Gemahlin, die mich auffordert, Rache an dir zu nehmen, da du die Kühnheit gehabt hast, sie um Liebe anzugehen."
Carlo erkannte hieraus die Schlechtigkeit der Fürstin, doch wollte er nicht Klage gegen sie führen, indem er den Tatbestand auseinandersetzte, sondern er antwortete: „Mein erlauchter Herr, die gnädige Frau mag reden, was ihr beliebt, ich gestatte mir aber zu erklären, dass sie diesbezüglich in einem grossen Irrtum sich befindet und behaupte hierin meine vollkommene Unschuld. Bedenkt nur selber, ob ich Euch jemals Ursache zum Verdacht gegeben habe oder ob jemand am Hofe ist, der mich hätte insgeheim mit ihr reden oder in ihr Gemach eintreten sehen, wenn Ihr nicht selbst mich dorthin schicktet. Das Feuer der Liebe

lässt sich niemals ganz verbergen. Es muss doch irgendwie einmal zum Vorschein treten. Darum, mein gnädiger Herr, bitte ich Euch demütig, mir zwei Dinge glauben zu wollen: Einmal, dass ich Euch mit treuergebnem Herzen diene, so dass selbst die Liebe mit all ihrer Macht nicht imstande wäre, mich in meiner Pflicht gegen Euch wankend zu machen. Sodann seid versichert, dass meine Natur von derjenigen Eurer Gattin zu sehr verschieden ist, als dass ich sie jemals lieb gewinnen könnte. Ich kenne viele andere Damen, mit denen ich mich viel eher befreunden würde, da ihr Wesen zu dem meinigen besser passt als dasjenige Eurer Frau." Der Herzog, dem es gar zu schwer fiel, von Carlo Schlimmes zu denken, antwortete: „Mein Lieber, ich will deiner Aussage Glauben schenken. Darum geh hin und diene mir fernerhin wie bisher. Sei versichert, wenn die Sache sich so verhält, dass ich dich immer mehr lieb gewinne. Erfahre ich aber das Gegenteil, so bedenke, dass dein Leben in meiner Gewalt steht."

Die Fürstin jedoch war ganz voll Ingrimm, als sie Carlo nach wie vor seinen Dienst versehen und in des Herzogs Gunst zurückgekehrt sah. Sie fühlte sich missachtet und brachte daher eines Nachts wieder die Rede auf ihn, indem sie sprach: „Es würde Euch fürwahr recht geschehen, mein Gemahl, wenn Carlo Euch vergiftete, da Ihr diesem Eurem Todfeind mehr Glauben schenkt als mir, die ich Euch liebe. Wisst Ihr nicht mehr, was ich Euch von diesem Schurken erzählte?" Hierauf antwortete ihr der Herzog: „Meine teure Gattin, macht Euch hierüber keinerlei Gedanken. Ihr könnt gewiss sein, dass er aufs härteste bestraft werden soll, sobald ich ihn für schuldig befunden habe. Bis heute habe ich weiter nichts als die untrüglichsten Beweise von seiner Unschuld erhalten. Es mag ja sein, dass er manchmal ein Wort im Scherz zu Euch sprach, das Ihr aus Eifersucht ihm falsch gedeutet habt. Doch seid getrost, ich werde ihn schon erwischen, wenn er fehlt. Er kann diese Stadt unmöglich verlassen, ohne dass ich es erfahre, denn ich habe ihn mit soviel Kundschaftern umgeben, dass er keinen Schritt tun kann, von dem ich nicht sofort unterrichtet würde." Die arglistige Herzogin aber, die Carlo durchaus verderben wollte, gab zur Antwort: „Ei seht, wie sich der verschlagene Mensch zu verstellen weiss. Wann sah man je bei uns am Hofe einen, der ein so einsam Leben führt wie er. Dies tut er nur, weil er sein Streben so hoch gerichtet hatte, dass er mein Diener zu

sein wünschte. Aber da hat er sich stark verrechnet. Wenn Ihr nun aber so grosses Vertrauen in ihn setzt und dafür haltet, dass er Euch die Geheimnisse seines Herzens nicht verbergen darf, so nötigt ihn mit einem Schwur, Euch zu sagen, ob er liebt, und wer die Dame ist, die er verehrt. Zeigt es sich dann, dass er eine Geliebte hat, so bin ich's zufrieden, wenn Ihr ihm glaubt. Im andern Falle aber könnt Ihr versichert sein, dass er mir nachstellt." Dem Herzog leuchteten diese Gründe ein und so rief er, als er sich eines Tages mit Carlo auf der Jagd befand, ihn zu sich, entfernte sich mit ihm an einen Ort, wo sie von niemand gesehen werden konnten und sprach zu ihm: „Carlo, meine Frau beharrt auf ihrer Meinung und hat mir einige ziemlich wahrscheinliche Gründe angeführt, die mich fast geneigt machen, das Schlimme zu glauben, was sie mir dieser Tage von dir erzählte. Ich ersuche dich deshalb als meinen Freund und gebiete dir als meinem Untertanen, mir zu gestehen, ob du hier oder anderswo eine Frau verehrst und wer die Geliebte deines Herzens ist?" Obgleich nun Carlo bisher fest entschlossen war, nie jemand seine Liebe zu offenbaren, so erwiderte er doch, von seinem Herrn dazu gezwungen, teils um ihn seiner Eifersucht zu entheben, teils um weiteren Verfolgungen der Herzogin zu entgehen, also: „Mein Gebieter, ihr drängt mich, etwas zu tun, was mein Tod sein wird. Ich versichere Euch mit einem Schwur, dass ich allerdings eine Dame verehre, die an Liebreiz und feinem Anstand ihresgleichen sucht. An Schönheit vollends und an Herzensgüte bin ich fest überzeugt, dass in ganz Frankreich keine andere ihr gleichkommt. Ja, ich sage Euch noch mehr, die Herzogin ist im Vergleich zu ihr keineswegs mehr schön. Ich bitte Euch aber auf das demütigste, mich nicht zu nötigen, ihren Namen zu nennen, denn wir gelobten uns gegenseitig mit heiligem Schwur, nur unter beiderseitigem Einverständnis unsern Ehebund zu offenbaren." Der Herzog liess sich an diesen Worten genügen und versprach ihm, ihn nicht weiter zu nötigen, ihren Namen zu verraten. Auch war er von da an gegen ihn freundlicher als je. Die schändliche Herzogin aber bestürmte Tag und Nacht solange den Fürsten mit der Bitte, er möge Carlo zwingen, seine Geliebte zu nennen, bis der Herzog eines Tages, als er in seinem Garten spazieren ging, Carlo zu sich rief und zu ihm sagte: „Ich finde vor meiner Gattin deinetwegen keine Ruhe mehr, da sie stetsfort behauptet, dass du mich hintergehest, weil du mir den Namen deiner Dame nicht nennen

wollest. Wenn dir also daran gelegen ist, dass ich dieser Plage endlich los werde und zur Ruhe komme, so musst du mir ihren Namen anvertrauen." Carlo, davon betroffen, sagte mit bewegten Worten: „Mein Herr, wenn wir an einem Ort wären, wo uns niemand sähe, so würde ich Euch zu Füssen fallen und untertänigst anflehen, mich nicht zum Verräter meiner Dame zu machen, die ich schon über sieben Jahre liebe und die ich unserm Versprechen gemäss bis jetzt vor jedem verborgen hielt. Ich würde daher lieber sterben als eine Untreue an ihr begehen, da mir in einer Stunde all das Glück verloren ginge, das ich allmählich in so vielen Jahren erst erworben habe."

Als der Herzog so viel Widerstand sah, geriet er in Eifersucht und argwöhnte, es könnte am Ende doch wahr sein, was seine Frau von ihm ausgesagt hatte. Daher sprach er finstern Angesichts zu ihm: „Du hast unter zwei Dingen, die ich dir jetzt vorlege, zu wählen. Entweder nennst du mir die Geliebte deines Herzens oder du bist für immer aus meinem Lande verbannt. Acht Tage hast du dann Zeit, um deine Angelegenheiten zu ordnen. Wirst du nach dieser Frist noch auf meinem Gebiete betroffen, so fällst du der grausamsten Todesstrafe anheim." Über diese Worte geriet Carlo in die grösste Verzweiflung, denn er wusste, wenn er den Namen seiner teuren Geliebten enthülle, und dies ihr je wieder bekannt würde, dass er sie verlieren werde. Nannte er dagegen ihren Namen nicht, so war er aus dem Lande und der Gegend verbannt, wo sie wohnte und er konnte nicht hoffen, sie jemals wiederzusehen. Diese verwickelte Lage brachte ihn fast der Verzweiflung nahe. Als ihn der Herzog so bleich und verwandelt sah, bestärkte ihn dies in der Meinung, Carlo liebe doch niemand anders als die Herzogin. Er sprach daher: „Carlo, Carlo, wäre deine Geliebte eine andere als meine Frau, so würdest du fürwahr dich nicht solange sträuben, sie zu nennen. Aber mir scheint, als ob dein schlimmes Spiel dich ganz verwirre."

Von diesen Worten seines Herrn fühlte sich Carlo tief verletzt und er bebeschloss, ihm seine Geliebte zu nennen, im festen Vertrauen, der Herzog werde es gewiss nicht weiter sagen. Darum sprach er: „Mein Gebieter, der grosse Dank, den ich Euch schulde, die Liebe zu Euch sowie der Wunsch, Euch jeden Verdacht zu nehmen und meine Unschuld an den Tag zu legen, all dies bewegt mich zu einem Schritt, den die grössten Folterqualen mir niemals abgenötigt hätten. Doch bitte ich Euch, mir

vorerst Euer Ehrenwort zu verpfänden, dass Ihr das Geheimnis keinem Menschen anvertrauen werdet." Da schwur der Herzog bei Gott und allen Heiligen, niemand weder durch Wort, Schrift, Gebärden oder sonstwie zu offenbaren, was Carlo ihm jetzt sagen werde und legte gleichzeitig einen Eid auf das Kreuz seines Degens ab. Sobald Carlo dies Versprechen hatte, hub er an, ihm die Geschichte seiner bisher geheimgebliebenen und glücklichen Liebe zu erzählen, indem er sprach: „Es sind nunmehr schon sieben Jahre her, dass ich zum ersten Mal die unvergleichliche Schönheit der CASTELLANIN VON VERGY sah, die Eure Nichte ist und gerade damals Witwe geworden war. Ich fühlte mich gedrungen zu versuchen, ob ich ihre Gunst vielleicht erwerben könnte. Sie nahm mich jedoch in ihrer Güte nicht nur zum Diener, sondern sogar zu ihrem Gatten an. Und so hat unsere Liebe bisher zu unserm denkbar grössten Glück tief im verborgenen gedauert. Ihr seid der erste, dem ich sie offenbare."
Dem Herzog missfiel um Carlo willen diese Ehe keineswegs. Er wusste auch, dass seine Frau an Schönheit sich allerdings nicht mit seiner Nichte vergleichen könne. Höchst seltsam kam es ihm jedoch vor, dass Carlo eine so wichtige Angelegenheit ohne Beihilfe oder Vermittelung eines andern Menschen zu Ende geführt habe. Dieser befriedigte seine Neugier folgendermassen: „Nachdem zwischen der Kastellanin und mir ohne Mitwissen irgendeines Menschen vereinbart worden war, das Band der Ehe zwischen uns zu schliessen, befahl sie mir, in der folgenden Nacht zu einer bestimmten Stunde ganz allein in ihren herrlichen Garten zu kommen, der, wie Ihr wisst, ganz in der Nähe ist, und gab mir die Türe an, durch welche ich hinein gelangen könnte. Ihr Gemach im Turme hat ein kleines Pförtchen, welches in den Garten führt. Sobald ihre Kammerfrauen sich entfernt haben, öffnet sie ganz leise diese Pforte und schickt ihr Schosshündchen hinaus, welches im Garten zu bellen anfängt. Ich, der ich zwischen den Gebüschen versteckt war, schlich, sobald ich das Bellen hörte, ganz leise in ihr Gemach, wo ich die Ehe mit ihr vollzog mit dem Versprechen, diese Vermählung nicht zu veröffentlichen ohne ihre Einwilligung. Zugleich berieten wir, wie ich mich in Zukunft zu verhalten habe. Und so habe ich nie versäumt, ihr zu gehorchen, ausser die wenigen Male, wo Ihr meine Dienste in Anspruch nahmt und ich genötigt war, bei Euch zu bleiben. Eine Stunde vor der

Morgenröte stahl ich mich jeweilen von ihr hinweg." — Obschon der Herzog in seiner Jugend mannigfache Liebesabenteuer erlebt hatte, hielt er diese Geschichte doch für die seltsamste, die er je gehört. Er bat also, neugierig wie er war, Carlo aufs dringendste, das nächste Mal, wo er wieder in den Garten gehe, ihn nicht als seinen Herrn und Fürsten, sondern als seinen Begleiter mitzunehmen. Carlo versprach ihm dies und fügte hinzu, er werde schon heute Abend hingehen, worüber sein Gebieter höchst zufrieden war.
Der Herzog liess nun insgeheim zwei Pferde in Carlos Wohnung bereit halten. Als dann die Stunde kam, stiegen beide auf und machten sich vom Schlosse ARGILL, wo der Regent sich damals aufhielt, nach dem Garten auf den Weg. Dort langten sie in kurzem an, banden ihre Rosse ausserhalb an einer sichern Stelle fest und traten dann durch die bezeichnete Türe in den Garten. Hierauf liess Carlo den Herzog sich hinter eine dicke Eiche stellen, wo er spähen und alles deutlich sehen könnte, um sich von der Wahrheit vollends zu überzeugen. Sie mussten auch nicht lange warten, bis das treue Hündchen kam und anfing zu bellen. Da liess Carlo seinen Begleiter allein und ging zu dem Turme, wo ihm seine Geliebte entgegenkam, ihn begrüsste und umarmte. Dann gingen sie einander umarmend nach dem Turme, schlossen die Pforte und begaben sich in das Gemach. — Die Nacht war sternenklar und der silberne Mond, wiewohl zuweilen von einigen Wölkchen verdeckt, sandte seine Strahlen doch da und dort durch den Garten hin. Der Herzog hatte daher sogleich seine Nichte deutlich erkennen können, er sah alles und vernahm auch ihren Willkommgruss. Jetzt war er vollkommen befriedigt und beruhigt und hielt Carlo für einen der glücklichsten Menschen seines Reiches. Carlo brachte eine geraume Weile bei seiner Gemahlin zu und beschloss, vor der Zeit wieder aufzubrechen, um den Herzog nicht allzulange warten zu lassen. Er nahm deshalb Abschied von ihr und sagte, er müsse vor Tage wieder beim Fürsten sein, da dieser es ihm befohlen habe. Sie wollte ihn nach ihrer Gewohnheit bis zum Ausgang des Gartens begleiten. Er aber gab es nicht zu und machte, dass sie zurückblieb. Alsdann suchte er den Herzog im Garten auf und sie gingen zusammen hinaus, stiegen zu Pferd und ritten auf die Burg Argill zurück. Unterwegs gab der Herzog dem Carlo aufs neue die Versicherung, er werde seine glückliche Liebe immer geheim

halten. Auch war er ihm jetzt als naher Verwandter noch mehr zugetan denn früher, so dass Carlo der erste Günstling des Hofes ward. Als die gottvergessene Herzogin dies bemerkte, wollte sie ganz vergehen vor Ärger und glaubte, nicht mehr leben zu können, wenn sie Carlos Tod nicht gesehen habe. Der Fürst durchschaute aber ihre Bosheit und verbot ihr ausdrücklich, nochmals von Carlo zu reden, denn er habe die handgreiflichsten Beweise von seiner Unschuld und seine Freundin sei allerdings noch viel schöner und liebenswürdiger als sie. Dieser Ausspruch war denn freilich das Beil und die Axt, welche ihrem Herzen die tiefste Wunde versetzte, so dass sie krank wurde. Der Herzog besuchte sie, um zu hören, was ihr fehle. Die Ärzte versicherten jedoch, kein Zeichen gefährlicher Krankheit an ihr zu entdecken. Er tröstete sie, so gut er konnte. Aber alles war umsonst, wenn sie den Namen von Carlos Geliebten nicht erfuhr. Sie nötigte daher ihren Gatten auf das Zudringlichste, ihr dies zu offenbaren. Aber der Herzog ging erzürnt hinweg, indem er sagte: „Liebe Frau, lasst diese Rede bleiben, sonst trennen wir uns, und ich komme nicht mehr zu Euch ins Zimmer, wie auch Ihr keinen Fuss mehr auf meine Schwelle setzen sollt." Damit liess er sie höchst missvergnügt allein. Nach einigen Tagen nahm das Unwohlsein der Herzogin zu, und da der Herzog meinte, sie sei in gesegneten Umständen, ging er aus Furcht, es möchte schlimm mit ihr ergehen, und sein Wunsch, einen Erben zu bekommen, fehlschlagen, des Nachts zu ihr, um sie zu trösten. Ungeachtet seines Verbotes fing sie wieder an, von Carlo zu reden. Als aber der Herzog den Namen der Dame ihr nicht offenbaren wollte, hub sie an zu weinen und seufzte: „Ihr achtet Euren elenden Diener höher als mich selbst. Ich war bisher der Meinung, dass Eure und meine Person eins seien. Habt Ihr mir nicht schon so manches Geheimnis von grösster Bedeutung anvertraut und niemals habe ich eines ausgeplaudert. Was nun Euren Schwur betrifft, Carlos Geliebte niemand zu nennen, so dürft Ihr versichert sein, dass Ihr Euren Eid durchaus nicht verletzt, wenn Ihr es mir sagt, denn Ihr habt ja selbst erklärt, dass wir beide zwei Seelen seien, aber nur ein Leib. Ich bin in der Hoffnung von Euch — daran log sie, denn es war nicht wahr — und ich denke, dass es nicht Eure Absicht ist, das Kind und mich zu Grunde zu richten. Das könnte aber leicht geschehen aus Schwermut und aus Mangel an Liebe, die Ihr mir erweist."

Der Herzog glaubte wirklich an ihren Zustand und aus Angst, sie samt dem erhofften Kinde zu verlieren, beschloss er, ihre Neugier zu befriedigen. Doch schärfte er ihr vorher mit strenger Miene noch folgendes ein: „Ich gelobe Euch feierlich vor Gott und schwöre Euch bei meiner Fürstenehre, dass ich Euch mit eigner Hand umbringen werde, wenn Ihr je durch Wort, Schrift oder Gebärde das verratet, was ich Euch jetzt sage. Merkt Euch dies wohl!" Die Herzogin, die ganz verblendet war in ihrer heissen Begierde, es zu erfahren, ging ohne weiter darüber nachzudenken auf diese Bedingung ein. Hierauf erzählte er ihr die ganze Geschichte Carlos von Vaudrai und der Kastellanin von Vergy.
Die Familie Vaudrai ist in Burgund sehr alt und von hohem Adel. Auch besass sie ehemals viel Burgen. Adrian aber, der Vater Carlos, verschleuderte das meiste seiner Güter, so dass Carlo nur noch ein einziges Schlösschen als Erbschaft übrigblieb. Als nun die Herzogin diese hohe Geschichte hörte, tat sie, als wäre ihr das Glück der beiden äusserst lieb. In Wirklichkeit jedoch empfand sie darüber nur schnöde Missgunst, die sie freilich aus Furcht dem Herzog verbarg. Nicht lange darnach wurde am Hofe ein Fest gefeiert, zu dem auch alle Edeln der Umgegend eingeladen waren. Unter andern kam dahin auch die Kastellanin von Vergy. Als nun einstmals ein Tanz abgehalten wurde und eben viele Damen sich um die Herzogin versammelt hatten, sah diese in ihrer höchst gereizten Stimmung die wahrhaft wunderbare Schönheit der Frau von Vergy und fing mit diesem Kreis von Liebe zu reden an, wornach jede der Damen ihre Meinung äusserte. Da sie jedoch bemerkte, dass die Kastellanin nur den andern zuhörte und nichts sprach, wandte sie sich plötzlich voller Eifersucht an sie und sprach: „Und Ihr, hübsche Nichte, ist es möglich, dass Eure Schönheit Euch noch keinen Kavalier eingetragen hat?" Darauf erwiderte jene mit grösster Anmut ehrerbietigst: „Meine Person, gnädigste Frau, hat mir, so wie sie ist, noch keinen Verehrer zugeführt." Da schüttelte die Herzogin verächtlich ihren Kopf und sprach, vor Neid fast berstend: „Schöne Nichte, schöne Nichte, Ihr sollt wissen, dass es in der Welt keine noch so verborgne Liebe gibt, die nicht am Ende doch noch an den Tag käme, und auch kein so meisterlich abgerichtetes Hündchen, dessen Bellen man auf die Dauer nicht merkt." Nun mögt ihr euch vorstellen, wie schmerzlich die Frau von Vergy betroffen war, als sie ihr lange verborgen gehaltenes

Geheimnis verraten sah. Sie erinnerte sich jetzt einer Äusserung, die Carlo früher einmal über die Herzogin getan und glaubte, er habe wirklich seine Liebe dieser zugewandt. Dies tat ihr bitter weh, und es erwachte in ihr eine starke Eifersucht. Doch raffte sie sich zusammen und antwortete lächelnd, sie verstehe sich nicht auf die Sprache der Tiere. Glücklicherweise war unter den Damen keine einzige, welche diese Anspielung auf das Bellen des Hundes verstanden hätte.
Die Kastellanin blieb hernach noch eine Weile. Dann aber stand sie auf und begab sich voller Betrübnis in ihr Zimmer. Der Herzog sah seine Nichte beim auf- und niedergehen in ihr Gemach eintreten und dachte, sie werde daselbst irgend etwas zu besorgen haben. Als nun die Unglückliche ihr Zimmer erreicht hatte, sank sie dort, ohne die Türe verschlossen zu haben, da sie meinte allein zu sein, auf ihr Bett nieder. Es hatte sich jedoch zwischen die Vorhänge des Himmelbettes und die Wand eine Zofe verborgen, um zu schlafen. Diese vernahm das Geräusch vom Hinsinken der Dame auf das Bett, erhob ein wenig den Vorhang und erkannte die Kastellanin. Doch wagte zie nichts zu sagen, sondern verhielt sich ganz ruhig. Inzwischen liess die Unglückliche den Tränen ihren Lauf, jammerte über ihr verlorenes Glück und wünschte in ihrem Schmerz nichts anderes als den Tod herbei. Sie redete so lange wie ausser sich in Verzweiflung vor sich hin, bis sie in Ohnmacht fiel. Mittlerweile betrat auch Carlo den Festsaal, und als er hier seine Geliebte nicht fand, schaute er sich in dem anstossenden Zimmer um, wo der Herzog auf- und niederging. Sobald dieser seinen Günstling sah, sagte er ihm leise in das Ohr: „Sie ist in ihrer Kammer und scheint mir nicht ganz wohl." Da ging Carlo in ihr Zimmer nebenan und kam gerade in dem Augenblick hinein, wo sie in Jammer aufgelöst halbtot auf ihrem Bette lag. Als er sie derart entseelt daliegen sah, war er sehr bestürzt, nahm sie, so sanft er konnte, in seine Arme und sprach: „Ach mein einzig Lieb, was ist das für ein Unfall? Wollt Ihr mich so plötzlich verlassen?" Als die unglückliche Frau seine Stimme vernahm, gewann sie wieder einige Lebenskraft, schlug ihre matten Augen auf und schaute ihn mit rührendem Blicke an, als wollte sie sich über ihn beklagen. Sie vermochte aber kein Wort hervorzubringen, stiess einen tiefen Seufzer aus und verschied in seinen Armen. — Die Zofe war indessen hinter dem Vorhang hervorgetreten und Carlo fragte sie, was

denn der Frau gefehlt habe. Sie wusste aber nichts zu sagen, als dass sie die jammervolle Klage erzählte, welche sie so herzzerbrechend ausgestossen hatte. Hieraus erkannte Carlo, dass der Herzog das Geheimnis seiner Gattin mitgeteilt habe. Darob erfasste ihn ein heftiger Schmerz. Er fiel über den Leichnam seiner teuren Gattin hin, hielt sie fest in seinen Armen und badete ihre Wangen mit Tränen, indem er sich bittre Selbstvorwürfe machte und sich Schuld an ihrem Tode gab. Nachdem er lange Zeit so jammernd zugebracht, zog er, um mit seiner Geliebten auch im Tode vereint zu sein, den Dolch, den er zur Seite trug, hervor und stiess ihn sich selber in das Herz, worauf er sterbend den Leichnam seiner Gattin umarmte. Die Zofe war indes hinausgeeilt und rief um Hilfe. Jetzt sprang der Herzog in das Gemach und fand die beiden Liebenden derart vor. Sogleich versuchte er, den Carlo aufzurichten, aber sein Bemühen war vergeblich. Als Carlo schliesslich das Schütteln verspürte und den Herzog an der Stimme erkannte, wandte er mühsam den Kopf gegen ihn und sprach mit unterbrochenen Worten leise: „Da seht, mein Herr, wohin meine und Eure Zunge meine Gattin und mich geführt haben. Gott möge Euch dieses, wie auch mir die Sünden verzeihen, da ich in tiefster Trauer mir selbst die Schuld beimesse."
Kurz darauf, als der Herzog nochmals versuchte, ihn aufzuheben, fiel Carlo neben den Leichnam seiner Gemahlin hin und verschied. Nun vernahm der Fürst von der Zofe den Hergang des Ganzen, kniete vor den Leichen der beiden Liebenden nieder und weinte heisse Tränen, indem er mehrmals ihr blasses Angesicht küsste und sie um Vergebung bat. Dann riss er den blutigen Dolch aus Carlos Brust und stürzte damit ganz rasend in den Saal, wo die Herzogin sehr vergnügt tanzte, im Wonnegefühl, an Carlo und der Kastellanin Rache geübt zu haben. Voller Wut eilte der Herzog auf sie zu und rief: „Verworfnes Weib, habt Ihr vergessen, wie Ihr mir eidlich versprochen, das Geheimnis zu bewahren?" Und bei diesen Worten durchbohrte er sie mit dem Dolch, so dass sie starb. Im Saal entstand darob eine grosse Bestürzung und die ganze Gesellschaft meinte, der Herzog sei wahnsinnig geworden. Er winkte aber zur Stille und erzählte ihnen die klägliche Geschichte der beiden Unglücklichen. Die Herzogin wurde darnach in einer Kirche beigesetzt, nachdem man gefunden hatte, dass ihre Angabe, guter Hoffnung zu sein, erlogen gewesen war. Dem armen Liebespaar liess der

Herzog ein schönes Grab aus Marmor errichten, das mit Bildwerken prächtig geschmückt war, und dasselbe in eine Abtei bringen, die er kurz zuvor gegründet hatte. Allda wurden die Liebenden zur Ruhe gebettet und eine Inschrift angebracht, woselbst die Geschichte ihrer treuen Liebe und ihres kläglichen Todes zu lesen war. Der arme Carlo hinterliess einen Bruder mit Namen Rodolfo. Diesem schenkte der Herzog die beiden Schlösser Bersalino und Corlaoino für sich und seine Erben. Einige Zeit darauf unternahm der Herzog eine Reise übers Meer zur Verteidigung des heiligen Landes und kehrte dann ruhmgekrönt wieder nach Hause. Dort trat er die Regierung einem seiner Brüder ab und zog sich, um Busse zu tun, in die Abtei zurück, wo die Kastellanin von Vergy an Carlos Seite begraben war. Daselbst brachte er unter strenger Lebensweise sein Alter im Dienste Gottes hin.

Hier, gnädige Markgräfin, ist meine Geschichte zu Ende, und man ersieht daraus, wie ein Fehltritt, den man tut, leicht viele andere nach sich ziehen kann.

GRAF BALDUIN VON FLANDERN

von MATTEO BANDELLO

BEI DEN KÖNIGEN VON FRANKREICH HERRSCHTE VON alters her die Sitte, die Obhut über FLANDERN einem Vasallen oder wem es sonst gefiel zu übertragen. Derselbe wurde dann Waldmeister genannt, weil jene Gegend, als man sie besiedelte, voll dichter und weitausgedehnter Wälder war. Das Gebiet wurde nach und nach urbar gemacht und von verschiedenen Völkern bewohnt, so dass es heute eine gute und berühmte Provinz ist, die viel Handel treibt.

Als nun Karl der Kahle, der Sohn Ludwigs des Frommen, über Frankreich regierte, da lebte an seinem Hofe BALDUIN, dessen Vater Audacker hiess und dazumal Waldmeister von Flandern war. Dieser Balduin stand beim König wie auch bei allen Hofleuten in hoher Gunst, weil er ein wackerer, junger Mann war und eine so stattliche Erscheinung, wie es nur wenige am Hofe gab. Indessen sich nun Balduin bei Karl aufhielt, da wollte es sein gutes Glück, welches ihn zu erhöhen strebte, dass er sich in das Töchterlein des Königs verliebte. JUDITH hiess das schöne Kind. Tag und Nacht sann er über nichts anderes nach, als wie er ihre Gegenliebe erlangen könnte. Und weil er ohne ihren lieblichen Anblick nicht leben konnte, so wusste er es schliesslich einzurichten, dass sie seine Neigung merkte und ihn ebenfalls lieb gewann. Balduin widmete sich jetzt nach Kräften den Turnier- und Waffenspielen und alle dem, was er für angemessen hielt, um sich die Liebe Judiths zu bewahren und zu vertiefen. Und so oft er Gelegenheit hatte, mit ihr zu sprechen — was häufig geschah zufolge des ungehinderten und freien Verkehrs, der dortzulande Sitte ist — so verfehlte er nicht, ihr mit Worten und Gebärden seine treue Liebe zu versichern. Sie machte ihm kein Geheimnis daraus, dass auch sie ihm herzlich gewogen sei und nichts anderes wünsche, als eine passende Weise zu finden, um mit ihm zusammen zu sein. Um diese Zeit erhielt König Karl die Nachricht, dass der Waldmeister Audacker, der Vater Balduins, in Flandern gestorben sei, was dem König sehr leid tat. Er musste jetzt einen andern Statthalter zur



Verwaltung dieser Provinz abordnen und nachdem er die Eigenschaften und Fähigkeiten all seiner Hofleute reichlich erwogen hatte, kam er zu der Erkenntnis, dass keiner sich zu dieser Würde besser eigne als Balduin, und zwar schon deshalb, weil sein Vater bei den Flamländern sehr beliebt gewesen war. So hoffte er, die Erinnerung an seinen Vater werde dem Sohn zu statten kommen. Er teilte also diesen Beschluss seinen Räten mit, und ein jeder billigte ihn. Darauf liess er den jungen Balduin zu sich rufen und sprach zu ihm: „Mein lieber Freund, ich kann es nicht aussprechen, wie tief mir der Tod deines Vaters zu Herzen gegangen ist. Ich habe an ihm nicht nur einen treuen Vasallen eingebüsst, was immer hart und misslich ist, sondern auch einen Statthalter von Flandern, was bekanntlich von grosser Bedeutung ist. Dein Vater hat das Land so trefflich verwaltet und ist mit den Vlämen so gut ausgekommen, dass es ihnen scheint, sie hätten nicht einen gestrengen Richter und Verwalter als vielmehr einen treubesorgten und liebevollen Vater verloren. Darum dünkt es meinen Räten und mir selber wohlgetan, dieses Amt eines Waldmeisters auf dich zu übertragen, weil wir hoffen und vertrauen, du werdest es zum Nutzen und Frommen der Krone und zur Wohlfahrt jener Völker nach dem Vorbild deines Vaters so zu verwalten wissen, dass die Flamländer und auch ich zufrieden sind. Alsdann wird mich der Verlust deines Vaters weniger schmerzen, und es wird mir sein, als hätte ich einen würdigen und ebenso wackern Nachfolger gefunden. Und auch jene Untertanen werden das Gefühl haben, als herrsche immer noch dein Vater. Mache dich also bereit, nach Flandern abzugehen, sobald ich's dir befehle." Balduin war seiner Natur nach freigebig und hatte viel verschwendet in Kleiderpracht und Dienerschaft, indem er seine Leute aus Liebe zu der schönen Königstochter in dieselbe Farbe kleidete, die sie trug. Der König befahl daher einem seiner Schatzmeister, dass er Balduin zehntausend Franken übergebe, um sich besser auszurüsten. Dieser dankte dem König, so gut er konnte, für das Zutrauen, das er ihm erzeigte, doch bat er ihn, er möchte, wenn es irgend gehe, dieses schwierige Amt einem erfahrenen Manne übertragen, da er noch gar jung und in derlei Regierungsgeschäften zu wenig bewandert sei. Auch lehnte er es ab, das Geld in Empfang zu nehmen und bat, man möge es für andere Zwecke verwenden. Der König wollte jedoch seine Ausflüchte nicht gelten lassen und bestand darauf, dass er Statthalter-

schaft und Geld annehme. — Als die Kunde von dieser Wahl am Hofe sich verbreitete, kam sie auch zu den Ohren Judiths. Sie wurde darüber sehr betrübt, denn sie fürchtete, sie würde ihren Geliebten nun nicht mehr sehen, weil die Statthalter von Flandern nur selten und bloss in dringenden Notfällen ihre Provinz zu verlassen pflegten. So konnte sie sich kaum trösten und ihr Schmerz war um so grösser, weil sie genötigt war, ihn ganz für sich zu behalten, damit niemand etwas davon merkte. Auf der andern Seite war auch Balduin voll Kummer, denn in seiner Verliebtheit schätzte er einen holden Blick und ein freundliches Wörtchen seiner Liebsten weit höher als alle Flandern und Provinzverwaltungen der Welt. Er war daher sehr missvergnügter Stimmung und voller Verdruss über seine Abreise, so dass sich alle Hofleute verwunderten, da es ihnen schien, er solle heiter und fröhlich sein, nachdem er in so jungen Jahren zu einer solchen Würde gelangt sei, welche die ersten Edelleute Frankreichs mehr als gern übernommen hätten. Denn ausser der damit verbundenen Ehre war der Ertrag und die Einnahme, die man aus dieser Provinz ziehen konnte, geradezu unermesslich. Als darum einige Hofleute ihn nach der Ursache seiner Schwermut fragten, gab er vor, es sei weiter nichts als die Einsicht, dass er sich einer so hohen Aufgabe nicht gewachsen fühle. Auch Judith klagte ihm ihr Herzeleid über die baldige Trennung, so oft sie insgeheim beieinander waren. Er entschuldigte sich, dass sich die Sache nicht habe ändern lassen, und versicherte, er werde aber ewig ihr Diener bleiben und nie eine andere lieben. Es kam der Tag, wo Balduin sich von König Karl verabschiedete und gehen musste. Judith fühlte darob so tiefes Weh, dass sie krank wurde und einige Tage schwer darnieder lag, ohne dass die Ärzte herausfinden konnten, was ihr fehle. Wären freilich Erasistratos und Theombrotos dabei gewesen, so hätten sie wohl ohne Mühe die Ursache ihres Übels erkannt. — Ein jeder mag sich selbst ausdenken, was die beiden Liebenden beim letzten Lebewohl einander sagten und wie manche Tränen sie vergossen, als Balduin in tiefer Nacht an ihrem Fenster von ihr Abschied nahm. Er reiste also weg und wurde bei seiner Ankunft in Flandern ehrenhaft empfangen und wusste sich bald allgemein beliebt zu machen. Aber bei aller Ehre, Macht und Ruhm, der ihm zu teil wurde, vergass er seine geliebte Judith nie, und nichts vermochte seine Sehnsucht zu ihr im mindesten zu dämpfen, geschweige etwa zu erlöschen.

Während dieser Zeit geschah es, dass der König Karl von Frankreich dem König Ethelwolf von England auf seiner Rückreise von Rom über Frankreich seine Tochter Judith zur Ehe versprach. Trotz ihrem Widerwillen war sie genötigt, dem Vater zu gehorchen. Es wurde ihre Hochzeit mit dem um viele Jahre ältern Monarchen gefeiert, und dann folgte sie ihrem Gemahl nach England, wo dieser nach Verlauf von sechs Monaten krank wurde und starb. Da sandte sie ihrem Vater Nachricht und bat ihn dringend, er möge sie nach Frankreich abholen lassen, da sie wieder heimzukehren wünsche. Gleichzeitig schickte sie auch einen vertrauten Boten an Balduin und schrieb ihm, sie werde demnächst übers Meer zurückkehren, da werde sich's nun zeigen, ob er sie wirklich so innig liebe. Auf diese Weise gab sie ihm deutlich zu verstehen, was sie wünsche dass er tue. Als Balduin hörte, was Judith ihm schrieb und sagen liess, da entbrannte ihm das Herz zu dem Entschlusse, um ihretwillen jedwede Gefahr furchtlos zu bestehen. Er schrieb ihr deshalb zurück, diesmal wolle er ihr beweisen, dass sie ihm bei weitem teurer als sein Leben sei, es möge daraus werden, was da wolle.
Mit dieser Meldung begab sich der Bote wieder nach England zurück und als Judith den Entschluss ihres Geliebten vernahm, war sie hocherfreut. Unterdessen liess Balduin insgeheim einige Schiffe ausrüsten und alle nötigen Vorkehrungen treffen, um seinen Plan auszuführen. Es lagen damals zufälligerweise gerade einige Galeerenschiffe aus Genua in Flandern vor Anker, mit deren Kapitänen er insgeheim verhandelte und die er reichlich bezahlte, um sie später für seine Zwecke dienstbar zu machen. Er hielt auch fortwährend Kundschafter drüben in England, um von der Abreise Judith's rechtzeitig Nachricht zu erhalten. Inzwischen dachte König Karl nicht von ferne daran, dass irgend etwas die Heimkehr seiner Tochter stören könnte, und er war eifrig besorgt, sein Kind auf möglichst ehrenvolle Weise und mit einem angemessenen Gefolge heimzubringen, wie es sich für die Tochter eines Kaisers und die Witwe eines englischen Königs geziemt. Er schickte also, um sie abzuholen, eine Anzahl Prälaten und Edelleute nebst vielen Hofdamen und Jungfrauen nach England hinüber. Die französischen Herrschaften kamen nach ruhiger Meerfahrt drüben an und fanden die Königin Judith schon bereit zur Heimkehr und mit ihr auch einige englische Herren und Damen, die sie nach Frankreich begleiten wollten. So geleiteten

sie denn allesamt die Königin an Bord, bestiegen mit ihr zwei stattliche Schiffe, zogen die Segel auf und stiessen ab vom Lande.
Balduin war von alledem aufs genaueste unterrichtet und hatte sich mit den genuesischen Galeeren und andern wohlausgerüsteten Schiffen aufs Meer begeben. Dort stellte er sich mit seiner im Seegefecht wohlgeübten Mannschaft an einem bestimmten Orte auf die Lauer, wo er wusste, dass Judith kommen musste. Und sie hatten sich auch nicht verrechnet, denn bald darauf entdeckten sie zwei Segel, die mit ganz schwachem Winde sehr langsam heranfuhren. Kaum hatte Balduin das gesehen, so ermunterte er seine Leute, tapfer zu kämpfen, indem er sie zugleich versicherte, dass sich auf den beiden fremden Schiffen keine Kriegsleute befänden und sie also keinerlei Wehr noch Widerstand zu befürchten hätten. Er versprach auch allen die grössten Geschenke, wenn sie wacker dreinschlagen würden, im Falle es zum Handgemenge käme. Nachdem Balduin alles auf diese Weise vorbereitet hatte, liess er seine Flotte gegen die beiden fremden Schiffe heransteuern, welche noch immer ohne Wind ruhig an der Stelle blieben. In kurzem hatte er sie umzingelt und in ihre Mitte genommen, so dass die Franzosen und Engländer in grosse Bestürzung gerieten, als sie eine so starke Flotte um sich sahen voll bewaffneter Mannschaft, die bereit war, mit ihnen zu kämpfen. Die beiden Schiffe wurden sogleich aufgefordert, ihre Segel zu streichen und sich gefangen zu geben, wofern ihre Insassen nicht wollten grausam umgebracht und ins Meer geworfen werden. Die Franzosen fragten, wer der Anführer und Befehlshaber der Flotte sei, damit sie wüssten, mit wem sie es zu tun hätten. Da trat Balduin hervor, stieg auf das hintere Kastell seines am nächsten stehenden Schiffes und rief ihnen mit lauter Stimme zu: „Ihr Herren, ich bin Balduin, der Waldmeister von Flandern, und bin gekommen, um euch anzugreifen und allesamt gefangen zu nehmen. Ergebt euch mir oder setzet euch zur Wehr, denn anders kommt ihr nicht davon." Da entgegneten ihm die französischen Herren, auf ihren Schiffen befinde sich die Tochter seines und ihres Königs, welche sie nach Frankreich zurückgeleiten wollten, nachdem, wie er ja wissen müsse, der König von England gestorben und Frau Judith Witwe geworden sei. Darauf erwiderte Balduin: „Ihr Herren, ihr seid schwer im Irrtum, wenn ihr meint, ich sei nach Korsarenart herbeigekommen, um euch anzufallen

und mich zu bereichern, indem ich wie ein Räuber euer Hab und Gut wegnehme oder meine Hände mit eurem Blut beflecke. Weder das eine noch das andere habe ich im Schilde, sondern wisset, dass die Liebe allein mir die Waffen in die Hand gegeben hat. Sie ist es, die mich in diesem Unternehmen führt, berät und leitet; sie ist mein Steuermann und mein Hauptmann, mit deren Gunst ich das ersehnte Ziel zu erreichen hoffe. Was ich also von euch verlange, ist die Frau Königin Judith, welche ihr in eurem Schiff nach Frankreich bringen wollt. Wenn ihr mir sie friedlich und ohne Widerstreben gebet, so soll keinem von euch auch nur ein Haar gekrümmt werden. Seid ihr aber so töricht, sie mir zu verweigern, so rüstet euch zu einem hitzigen Gefecht, denn ich versichere euch bei meinem Eid, dass ich ohne die Frau Judith nicht von der Stelle weichen werde. So wählet nun, was euch das Beste dünkt! Ihr habt den Krieg und Frieden in eurer Hand."
Es befanden sich in der Gesellschaft der Königin einige französische Edelleute, die mit Balduin befreundet waren. Als sie ihn erkannten und seine Rede hörten, waren sie voll des gewaltigsten Erstaunens und sagten zu ihm: „Ei, Herr Waldmeister, was sprecht Ihr da für Dinge? Habt Ihr wohl den Verstand verloren? Ist das die Treue, die Ihr Eurem König schuldig seid? Glaubt Ihr etwa, der König werde einen solchen Frevel unbestraft lassen?" Sie wollten in diesem Tone weiterfahren, aber Balduin schnitt ihnen das Wort ab, indem er mit hochmütiger Stimme ausrief: „Entweder gebt ihr mir die Königin, oder ihr greift zu den Waffen, um sie zu verteidigen." Da sahen jene wohl ein, dass sie zum Kampfe schlecht gerüstet waren. Sie ratschlagten daher untereinander und liessen die Königin vor sich rufen und fragten sie, was sie zu tun gedenke. Da erwiderte sie heitern Angesichts; „Wenn er mich zur Frau begehrt, so will ich ihn zum Mann. Kommt ihr nachher zu meinem Vater heim, so sagt ihm, er habe mir, als ich noch keine neunzehn Jahre zählte, ohne Rücksicht auf meine Jugend einen Mann zum Gatten gegeben, der von seiner ersten Gemahlin bereits drei Söhne hatte, wovon der jüngste, welcher hier anwesend ist, sogar älter ist als ich. Darum habe ich diesmal nach König Ethelwolfs Tode selbst für mich gesorgt und Herrn Balduin zu meinem Gemahl gewählt, schon als ich noch in England war. Seine Jugend, sein wackerer Mut und seine treue Liebe haben mich ihm wohl verdient gemacht. Ich habe

ihm geschrieben, er solle nicht verfehlen, mich abzuholen. Daher nimmt er mich nun in Empfang, und ich bin willens, ihm stets anzugehören."
Waren vorher die Franzosen über Balduins Worte überrascht gewesen, so gerieten sie nun vollends in Erstaunen, als sie die Königin so sprechen hörten. Sie wurde hierauf in Gegenwart von allen mit Balduin verlobt. Dieser geleitete seine Braut mit grosser Freude auf sein Schiff samt ihrer ganzen Habe und jenen Zofen, die ihr folgen wollten. Alsdann lud Balduin alle Herren ihres Gefolges ein, mit ihm in Flandern ans Land zu steigen und die Hochzeit mit ihrer Gegenwart zu ehren. Sie setzten aber lieber ihre Reise nach Frankreich fort und Balduin feierte nach seiner Ankunft in Flandern seine Vermählung mit grosser Pracht. Als König Karl diese Neuigkeit erfuhr, entrüstete er sich darob aufs höchste und wollte gegen ihn zu Felde ziehen. Aber er sah sich gezwungen, seine Waffen gegen Italien zu kehren, um seine Neffen Karl den Dicken und dessen Bruder zu bekriegen, die mit starker Heeresmacht herangezogen kamen, um ihm die römische Kaiserkrone zu entreissen und den Krieg fortzusetzen, den ihr Vater schon begonnen hatte. Er schloss deshalb mit Balduin Frieden und erhob ihn vom Waldmeister zum Grafen von Flandern, indem er dieses Land seiner Tochter Judith zur Mitgift gab und ihn und seine Nachkommen damit belehnte. Zum Dank dafür rief Balduin seine Flamländer zusammen und sandte sie seinem Schwiegervater zu Hilfe, der über die Alpen stieg und nach Italien zog, wo er jedoch in der Ebene bei Verona von seinem Neffen besiegt wurde und sich nach Mantua flüchten musste. Dort verfiel Karl aus Gram über die verlorene Schlacht in eine schwere Krankheit. Er hatte einen hebräischen Leibarzt, namens Zedekias, den er immer mit sich nahm. Dieser wurde von den Neffen Karls mit Geld bestochen, sodass er seinen Herrn mit einer Arznei vergiftete, wodurch Karl starb. Als Balduin den Tod seines Königs vernahm, wusste er sich mit Ludwig dem Stammler, welcher auf dem französischen Throne folgte, so gut zu verständigen, dass er in ungestörtem Besitz von Flandern blieb. Mit seiner geliebten Judith lebte er bis in sein Alter in grossem Glück und sie schenkte ihm hübsche Kinder, deren Geschlecht noch viele, viele Jahre blühte. Aus dieser Familie entsprosste später ein anderer Graf Balduin von Flandern, der wegen seiner Tapferkeit im Jahre 1202 von vielen Fürsten der Christenheit zum Kaiser von Konstantinopel erwählt wurde.

DER RITTER ALS EINSIEDEL IM WALDE

von MATTEO BANDELLO

VOR JAHREN LEBTE EINST AUF EINEM SCHLOSSE UNweit der waldigen Pyrenäen in SPANIEN eine Witwe, die aus ihrer Ehe mit einem Ritter dieses Landes ein einziges Töchterlein hatte, welches sie mit aller Sorgfalt erzog. Das Mädchen wurde von jedermann die BLONDE GINEVRA genannt, weil ihr Haar glänzte wie Gold. Etwa eine halbe Tagreise von diesem Edelsitz entfernt lag die Burg eines jungen Ritters namens DON DIEGO, der auch vaterlos war und auf den Wunsch seiner Mutter lange Zeit in Barcelona zugebracht hatte, um daselbst zu studieren. Er war dort zu einem feingebildeten, jungen Mann herangewachsen und hatte sich neben den Wissenschaften auch im Waffendienst so gut geübt, dass ihm unter den andern ritterlichen Jünglingen in Barcelona nur wenige darin gleichkamen. — Als nun einstmals König Philipp von Österreich durch Frankreich nach Catalonien zog, um seine Reiche in Spanien in Besitz zu nehmen, veranstalteten die Barceloner ihm zu Ehren ein Turnier, zu welchem auch unser Don Diego eingeladen wurde. Da schrieb er seiner Mutter, sie möge ihn mit allem ausrüsten, was dazu vonnöten sei, und die Mutter schickte ihm Geld und Dienerschaft mit dem Bedeuten, er solle in nichts sparen, was ihm Ehre verschaffen könne. Er versah sich also mit Waffen und Pferden und übte sich unter einem geschickten Meister täglich im Lanzenstechen. Als nun der König kam und das Turnier abgehalten wurde, trug Don Diego den Preis davon. Zum Lohn dafür schlug der König den neunzehnjährigen Jüngling zum Ritter, lobte ihn in Gegenwart der ganzen Stadt und ermahnte ihn, immer höher zu streben. Hierauf reiste König Philipp weiter nach seinen Besitzungen in Kastilien. Unsern jungen Ritter aber drängte es, wieder einmal in sein väterliches Schloss zurückzukehren, um seine Mutter zu besuchen, die er lange Zeit nicht mehr gesehen hatte. Er ordnete daher seine Angelegenheiten, verliess die Stadt Barcelona und ritt über die Berge nach seiner waldigen Heimat, wo ihn die Mutter mit Freude und Stolz empfing. Es war ihm eine Lust, den ganzen Tag durch die Wälder



zu schweifen, um Hirsche und Eber zu jagen, deren es in jener Gegend eine Menge gab. Manchmal stieg er auch in das Gebirge hinauf und erlegte einen Bären. Da geschah es eines Tages, dass seine Hunde der Spur einiger Rehe folgten. Und wie nun unser Jäger durch den Wald ritt, traf er plötzlich in einem Dickicht ein Rudel Hirsche an, von denen einer heraussprang und vor ihm herlief. Sobald er diesen Hirsch sah, gab er die Verfolgung der Rehe auf, rief seinen Begleitern, dass sie ihm folgten und setzte dem stattlichen Hirsche nach. Vier berittene Jäger schlossen sich ihm sofort an. Da aber Diego einen trefflichen spanischen Renner hatte, verloren sie ihren Herrn bald aus den Augen. Er dagegen entfernte sich durch Verfolgen des flinken Wildes immer weiter von den Seinen. Er mochte so schon eine gute Strecke zurückgelegt haben, als es ihm schien, sein Pferd verliere den Atem und der Hirsch entfliehe immer schneller. Und weil er keinen seiner Begleiter mehr um sich sah, stiess er in sein Jagdhorn, um ihnen ein Zeichen zu geben, wo er sei. Die Entfernung zwischen ihm und seinen Leuten war jedoch so gross, dass er von ihnen nicht mehr gehört werden konnte. Als er nun von keiner Seite mehr Antwort bekam, fing er an, Schritt für Schritt zurückzureiten. Er verfehlte aber den Weg, weil er diese Gegend des Waldes nicht kannte und näherte sich, in der Meinung, nach Hause zu kommen, immer mehr dem Schlosse der blonden Ginevra, die am selben Tage mit ihrer Mutter und ihren Lehensleuten auf die Hasenjagd gezogen war. Als Don Diego dies Jagdgeschrei hörte, ritt er dem Lärme nach. Je näher er aber kam, desto mehr schien es ihm, als wären es nicht die Seinigen, und er wusste nicht, was er tun sollte. Schon dämmerte der Abend durch den Wald herein und die sinkende Sonne warf immer längere Schatten. Und da sein Rösslein kaum mehr laufen konnte und er nicht die Nacht unter freiem Himmel hier zubringen mochte, suchte er so schnell als möglich jene Jagdgesellschaft zu erreichen. Nach einer Weile sah er unweit entfernt eine prächtige Burg auftauchen und bemerkte nahe dabei eine Anzahl Jäger mit ihren Damen, die soeben einen Hasen erlegt hatten. Davon schien ihm die eine die Herrin des Schlosses zu sein. Als sie ihn gewahrte und an seinem Gewand und Pferd seinen Rang erkannte und auch bemerkte, wie sein Ross vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnte, da schickte sie einen ihrer Leute an ihn ab, um zu erforschen, wer es sei. Und wie sie seinen Namen erfuhr, ritt sie ihm entgegen,

empfing ihn sehr höflich und bekundete ihre Freude darüber, ihn kennen zu lernen, da sie schon viel Gutes von seiner Tapferkeit gehört hätte. Auch sei seine Mutter eine gute Nachbarin, mit der man immer in freundschaftlichen Beziehungen gestanden habe. Da es schon Abend war, so luden sie ihn ein, da zu bleiben und auf der Burg zu übernachten. Auch wurde sofort ein Bote an Don Diegos Mutter abgeschickt, damit sie sich nicht ängstige, wenn er heute Nacht nicht heimkomme. Don Diego küsste der Burgfrau und der schönen Ginevra die Hand, dankte ihnen für ihre Höflichkeit und nahm die Einladung an. Und so ritten sie allesamt den Weg zum Schloss hinauf. Man hatte dem Gast ein frisches Pferd gegeben, und er liess darum sein Rösslein, das ganz ausser Atem war, ruhig nebenher traben. Unterwegs führten sie allerhand Gespräche und als Diego dabei einmal die Augen aufschlug, begegnete er den Blicken der blonden Ginevra, die ihn im stillen unverwandt betrachtete. Dieser gegenseitige Blick war so stark, das jedes zu dem andern eine tiefe Liebe fasste. Jetzt fing auch Diego an, das Mädchen genauer zu beobachten, und es schien ihm, als sie so lieblich auf einem mit Sammet bedeckten Zelter dahinritt, sie werde etwa 16 bis 17 Jahre alt sein. Auf ihrem Haupte trug sie einen zierlichen Hut mit Federbüschen, der einen Teil ihrer Locken verdeckte, während die übrigen in reicher Fülle zu beiden Seiten des Gesichts auf ihre Schultern herabwallten. Ihre Ohrenringe waren mit kostbaren Perlen besetzt, und inmitten ihrer hohen, freien Stirn strahlte wie ein Stern ein in Gold gefasster Diamant. Schwarz wie Ebenholz waren ihre Augenbrauen und wölbten sich mit ihren langen, feinen Härchen in angemessener Entfernung und schönem Bogen über ihren Augen hin. In diese Augen aber konnte niemand schauen, ohne von ihrem tiefen Glanz bezaubert zu sein. Fein geformt war ihre Nase wie ihr ganzes Gesicht mit den zarten Wangen, die mit ihrem schimmernden Weiss und duftigen Rot zwei frischen Äpfelchen glichen. Den kleinen Mund umfassten korallenfarbige Lippen, und wenn sie lächelte oder sprach, so bildete sich ein Grübchen in dem Kinn, und es leuchtete die Perlenreihe ihrer Zähne. Ihre Worte waren so holdselig, dass selbst ein rohes Herz davon erweicht wurde. Was soll ich aber sagen von ihrem Kinn, dem Hals so weiss wie Elfenbein, den marmorglatten Schultern und dem delikat gewölbten Busen, der wie aus Alabaster gebildet schien. Auch die übrigen Teile ihres schlanken Körpers waren nicht minder ebenmässig,

insbesondere die geschmeidigen Arme und Hände, deren Länge und sammetweiche weisse Haut man sah, wenn sie ihre Handschuhe abzog. Auch machte sie es nicht wie manche Mädchen, die, um sich artig und gesittet zu zeigen, traurig und schwermütig dreinschauen. Vielmehr erschien sie immer mit heiterem Angesicht, war leutselig, höflich und bescheiden. Als Schmuck hing ihr vom Hals ein Goldkettchen herab von allerfeinster Arbeit. Ihr Kleid war von weissem Zendel und durchweg kunstvoll ausgeschnitten, so dass der reiche Goldstoff darunter hervorleuchtete. Während sie nun also gegen die Burg hinauf ritten, nahm Don Diego der Landessitte gemäss das hübsche Fräulein auf die rechte Seite, führte ihr Pferd am Zügel und plauderte mit ihr über dies und jenes, so dass wer die beiden sah, sie für ein prächtiges Paar halten musste. Im Schlosse droben angekommen, lud Ginevra's Mutter den Ritter ein, zunächst etwas auszuruhen und liess ihn in ein reich geschmücktes Zimmer führen. Er hatte zwar kein grosses Bedürfnis nach Ruhe. Um aber der Hausherrin den Gefallen zu erweisen, nahm er die Jagdkleider ab und zog andere Gewänder aus Sammet und Seide an, die sie ihm bringen liess. Während des Umkleidens musste er immer an die grosse Schönheit dieses Fräuleins denken, und es war ihm, als hätte er nie ein feineres Kind gesehen. Auch kam er zu dem Schlusse, dass während er einen Hirsch hatte erjagen wollen, er ein viel edleres Wild erpirscht habe. Auf der andern Seite aber konnte auch Ginevra nicht umhin, sich nochmals das Bild des Ritters vor Augen zu führen, der ihr als der wackerste und schönste junge Mann erschien, den sie je gesehen. Und indem sie sich in Gedanken mit ihm beschäftigte, fühlte sie eine wundersame, nie gekannte Stimmung, bis sie am Ende, ohne zu wissen, wie ihr geschah, ihn zärtlich lieben musste. — Kehren wir nun wieder zu Diegos Jagdgefährten zurück. Diese hatten ihn lange gesucht, ohne eine Spur von ihm zu finden und ritten dann nach Hause in der Meinung, er werde auf einem andern Wege heimgekehrt sein. Wie sie nun etwa noch eine halbe Meile von ihrem Schloss entfernt waren, trafen sie jenen Boten an, der an Don Diegos Mutter abgesandt worden war, um sie zu benachrichtigen, dass man ihn heute Abend nicht erwarten solle. Und weil es schon die zweite Stunde nach Sonnenuntergang war, wollte die Mutter nicht, dass noch jemand in der Nacht hinreite, da ihr Sohn in jenem Schlosse ja gut aufgehoben sei. — Inzwischen hatten die beiden

Liebenden noch nicht allzu lange ihren Gedanken nachsinnen können, als das Abendessen im Saale aufgetragen wurde. Don Diego musste den Ehrenplatz oben an der Tafel einnehmen, indessen sich die Hausfrau zu seiner Rechten, Ginevra zu seiner Linken setzten, worauf die übrigen Tischgenossen der Reihe nach folgten. Das Abendessen war aufs feinste zubereitet und die delikatesten Leckerbissen wurden aufgestellt, aber die beiden Liebenden assen nicht viel. Die Herrin des Hauses unterhielt den Gast mit allen möglichen Gesprächen und nötigte ihn auch, beim Essen fleissig zuzugreifen. Und da auch die schöne Ginevra ab und zu ein Wörtlein einflocht, ging die Unterhaltung trefflich vonstatten. Don Diego fühlte sich überglücklich in ihrem Kreise und war voll seliger Stimmung. Was er sagte, fand stets den Beifall der Damen. Als man solcher Gestalt die Zeit des Abendessens verbracht hatte, plauderte der Ritter bis zur Stunde des Schlafengehens noch eine Weile mit Ginevra. Doch wagte er nicht, ihr seine Liebe zu gestehen, sondern sagte ihr nur im allgemeinen, er sei ihr Diener und würde sich glücklich schätzen, wenn sie seine Dienste annehmen wolle. Darüber wurde das hübsche Kind bald bleich bald rot im Angesicht und dankte ihm bescheiden für sein Anerbieten. Und obgleich sie aus seinen Worten und Gebärden zu erkennen glaubte, dass er sie innig liebe, so gab sie sich nicht den Anschein, als ob sie es gemerkt hätte, um sein Wesen desto besser zu ergründen. Als nun die Zeit zum Schlafengehen gekommen war, wünschten sie sich gute Nacht und begaben sich zur Ruhe. Don Diego und Ginevra konnten jedoch nicht schlafen. Sobald es wieder Tag geworden war, kamen Don Diegos Diener an, um ihn nach Hause abzuholen. Die Burgfrau aber, die bereits aufgestanden war, hatte angeordnet, dass beizeiten ein gutes Mittagsmahl bereitet wurde, da sie nicht wollte, dass ihr Gast schon in der Morgenfrühe weggehe. Der Jüngling liess sich gerne überreden, bis Mittag noch zu bleiben, weil er sich von dem Anblick der schönen Ginevra kaum trennen konnte. Sie kleidete sich ihm zu Gefallen diesen Morgen so reich und zierlich, dass alles an ihr zu lachen schien. Dann ging sie so geschmückt aus ihrem Zimmer in den Garten hinab, wo sich ihre Mutter lustwandelnd mit Don Diego unterhielt. Er begrüsste sie ehrerbietig und konnte nicht müde werden, sie immer wieder zu betrachten, da sie ihm weit hübscher vorkam als Tags zuvor. Und auch ihr erschien es von neuem, dass er doch der stattlichste Junker sei, den

man finden könne. Daraufhin begaben sie sich zusammen in die trauliche Burgkapelle, um die Messe anzuhören und hernach setzten sie sich zu Tische. Nach der Mittagstafel führten Don Diego's Diener die Pferde vor. Da sagte er der Edelfrau seinen besten Dank und versicherte ihr seine stete Dienstbarkeit. Hierauf wandte er sich zu Ginevra und wollte ihr Lebewohl sagen, indem er ihre Hand küsste. Vor übergrosser Bewegung seines Herzens brachte er jedoch kein Wort hervor und vermochte ebensowenig ihre Hand loszulassen. Dies war dem Fräulein ein sicheres Zeichen, dass er sie wirklich liebe, und sie sagte daher mit fast zitternder Stimme: „Herr Ritter, ich bin ganz die eurige." Dann stieg er zu Pferd mit seinen Leuten und kehrte zu seiner Mutter zurück, welcher er erzählte, wie freundlich er aufgenommen worden sei. Es bestand zwischen den beiden Witwen ein altes Freundschaftsverhältnis, wobei sie einander zu besuchen und zur Tafel einzuladen pflegten. Als Diego dies von seiner Mutter erfuhr, beschloss er, ein Fest zu veranstalten und die schöne Ginevra samt ihrer Mutter zu Gaste einzuladen. Das Fest fiel prächtig aus. Es wurden Spielleute gerufen, um Musik zu machen und viele vornehme Gäste waren zugegen. Der Ritter tanzte mit seiner Geliebten mehrere Male, wurde nach und nach vertrauter mit ihr und fing dann an, ihr mit schicklichen Worten seine Liebe zu offenbaren. Sie wollte sich zwar etwas spröde stellen, vermochte es aber so wenig, dass er bald erkannte, wie sehr sie ihm im stillen gewogen sei. Nach dem Tanze wurden noch einige Spiele gemacht, und Don Diego versäumte nichts, was die Gesellschaft erheitern und insbesondere die blonde Ginevra und ihre Mutter ehren konnte. Nach diesem Feste setzte er seine Beziehungen fort, indem er bald zur Burg seiner Geliebten hinritt, bald das schöne Kind zu sich auf sein Schloss einlud, so dass die beiden Mütter diese Liebe merkten. Es missfiel ihnen jedoch diese Zuneigung ihrer Kinder zueinander keineswegs, da Don Diegos Mutter gerne die blonde Ginevra zu ihrer Tochter gehabt hätte und ebenso die andere Witwe den wackern Jüngling zu ihrem Schwiegersohn. Wie es aber häufig zu geschehen pflegt, dass aus gewissen Rücksichten tausend schöne Pläne vereitelt werden, so wollte keine von den beiden Frauen die erste sein, diese Angelegenheit zur Sprache zu bringen.
Nun lag unweit von diesen Edelsitzen entfernt die Burg eines reichen, mit Don Diego befreundeten Ritters, namens RODERIGO. Mehrmals

war unser Jüngling auf dem Punkte, diesem Freunde das Geheimnis seiner Liebe anzuvertrauen und ihn um Rat zu fragen. Doch hielt ihn stets wieder die Furcht davor zurück, seine Geliebte dadurch zu beleidigen. Unterdessen war die Vertraulichkeit zwischen den beiden Liebenden so weit gediehen, dass Don Diego fast täglich auf das Schloss seiner Geliebten kam, drei bis vier Stunden daselbst verweilte, oft noch zu Abend speiste und erst bei dunkler Nacht wegritt, so dass jedermann von ihrer Liebe wusste. Beide wünschten nichts sehnlicher, als sich durch das Band der Ehe vereinigt zu sehen. Aber die blonde Ginevra wagte es nicht, ihre Liebe der Mutter zu entdecken, und der junge Ritter verriet eben auch der seinigen nichts. Auch dachten die beiden Witwen, ihre Kinder seien noch zu jung, und es wäre noch immer früh genug, sie zu verheiraten. Sie liessen also ruhig der Sache ihren Lauf und hatten im stillen ihre Freude dran. — Um diese Zeit trug es sich zu, dass ein schönes Fräulein, namens ISABELLA, die Tochter eines Landedelmannes, häufig auf das Schloss Ginevras kam und sich insgeheim in Don Diego verliebte. Sie gab sich die grösste Mühe, seine Gegenliebe zu erlangen. Er aber, der sein Herz einzig und allein der blonden Ginevra zugewandt hatte, kümmerte sich ganz und gar nicht um dies andere Mädchen. Da brachte diese Isabella einstmals einen trefflichen Sperber in Besitz und schickte ihn dem Ritter zum Geschenk, da sie wohl wusste, welche Freude er an solchen Tieren hatte. Don Diego nahm den Vogel gerne an, ohne dass er etwas Arges dabei dachte. Er gab dem Überbringer ein paar Strümpfe als Botenlohn und liess dem Fräulein Isabella vielen Dank ausrichten und seine Gegendienste anerbieten. Es war damals gerade um die Zeit, wo man Rebhühner jagt. Der Sperber erwies sich dafür als gut abgerichtet, so dass Don Diego ihn lieb gewann. Er hatte seiner Ginevra schon zweimal Rebhühner zum Geschenk übersandt, und als er nachher wieder einmal zu ihr auf Besuch kam, führte er den Sperber auf der Faust mit sich und erzählte, wie geschickt das Tierchen sei, und welche Freude er dran habe. Nun ist schon angedeutet worden, dass jedermann von der Liebe unserer beiden wusste. Als nun einstmals in Gegenwart Ginevra's von Don Diego die Rede war, und alle ihn als einen vollkommenen Ritter rühmten, sagte ein gewisser Herr Graziano, es sei wahr, dass jener ein wackerer Jüngling sei, doch komme er ihm vor, wie der Esel eines Töpfers, der an jede Türe seinen Kopf

stosse. Ginevra wunderte sich über diesen Vergleich und bat ihn, sich deutlicher auszudrücken. Da sagte Herr Graziano, indem er sich auf seine Weisheit viel einbildete: „Gnädiges Fräulein, wenn die Töpfer in den Strassen ihre Schüsseln, Töpfe und andere Geschirrwaren verkaufen, so reiten sie auf ihrem Eselchen und halten an jeder Türe still. Genau so macht es Don Diego: er fängt mit allen Mädchen eine Liebschaft an, und so ist er jetzt ganz vernarrt in Isabella, die Tochter des Herrn Ferrando de la Serra. Von ihr hat er einen Sperber erhalten, und den schätzt er nun höher als sein Leben." — Die blonde Ginevra hatte diese Worte kaum vernommen, so entfernte sie sich und zog sich auf ihr Gemach zurück, wo eine derartige Eifersucht über sie kam, dass sie fast verzweifelt wäre. Und so gross war darob ihr Groll, dass ihre vorherige Liebe zu Don Diego sich in Hass verwandelte, weil sie in ihrer Unerfahrenheit nicht im entferntesten daran dachte, dass jener Herr Graziano aus Neid oder Bosheit so gesprochen haben könnte.

Einige Tage später kam Don Diego wie gewohnt wieder zu ihr auf Besuch. Sobald sie hörte, dass er im Burghof abgestiegen sei, verfügte sie sich in ihre Kemenate und verschloss die Türe. Der Junker kam in den Saal herauf und fing an, mit der Mutter sich zu unterhalten, indem er ihr von der Geschicklichkeit seines Sperbers erzählte, den er auf der Hand trug. Als sich Ginevra gar nicht wie früher blicken liess, fragte er nach ihr und erhielt zur Antwort, sie sei bei seiner Ankunft in ihr Zimmer gegangen. Er antwortete weiter nichts darauf, doch als es ihm Zeit schien, verabschiedete er sich und ging weg. Und wie er die Treppe hinunterstieg, begegnete er einer Zofe des Fräuleins und sagte zu ihr, sie möge in seinem Namen ihrer Gebieterin die Hände küssen. Diese Dienerin war in das Liebesverhältnis der beiden eingeweiht, wusste aber noch nichts von dem Ärgernis wegen dem Sperber und entledigte sich also sogleich ihres Auftrags an das Fräulein. Ginevra hatte bereits erfahren, dass Don Diegro mit dem Sperber auf der Hand gekommen sei und dessen Trefflichkeit gepriesen habe. Dadurch wurde sie noch mehr entrüstet und setzte sich ihre Grillen so fest in den Kopf, dass sie davon um nichts in der Welt mehr lassen wollte. In diesem Augenblick trat die Zofe ein und überbrachte ihr den Gruss des Ritters. „O du treulosester aller Männer," rief Ginevra aus, „war es dir nicht genug, mich verlassen und verraten zu haben um einer andern willen, die so viel

geringer ist als ich? Musstest du noch so verwegen sein, mir wieder nahe zu kommen, um mir eine solche Kränkung anzutun? Aber ich will dir wahrhaftig die Ehre widerfahren lassen, die du verdienst." Hierauf erzählte sie ihrer Zofe, was sie von Don Diegos vermeintlicher Liebe zu Isabellen wusste. Die Dienerin, welche an der Wahrheit dieser Aussage nicht zweifelte, billigte nicht nur ihren Entschluss, sondern schürte noch das Feuer, indem sie ihr berichtete, sie hätte von ihrem Liebsten gehört, der Ritter würde jene Isabella schon längst geheiratet haben, wenn er nicht auf seine Mutter hätte Rücksicht nehmen müssen. Diese Lüge hatte ihr nämlich ein junger Mensch vom Schlosse zugeflüstert, in den die Zofe verliebt war und der dem Don Diego aus irgendeinem Grunde übel wollte und es ungern gesehen hätte, wenn der Junker durch die Vermählung mit Ginevra Herr des Schlosses geworden wäre.
Dieser Verleumdung lieh das Fräulein ein leider nur allzu geneigtes Ohr. Sie war jetzt vollends entschlossen, ihre Beziehungen mit Don Diego ein für allemal abzubrechen. Um also seine ferneren Besuche zu verhüten, gab sie einem Edelknaben das Geheiss, er solle am nächsten Tage vor die Burg hinaus an eine gewisse Stelle gehen, wo Don Diego vorbeikommen müsste. Dann solle er zu ihm hintreten und sagen: „Herr Ritter, die blonde Ginevra lässt Euch sagen, Ihr möget nur dorthin gehen, wo Ihr Euren Sperber zum Geschenk erhalten habt, denn hier werdet Ihr weder Rebhühner noch Wachteln mehr fangen." So ging denn der Page zur rechten Zeit an den bezeichneten Ort und blieb dort stehen, bis Don Diego nach seiner Gewohnheit wieder zu Besuch daherritt. Sobald der Knabe ihn im grünen Waldweg erblickte, ging er ihm entgegen und richtete ihm die Worte aus. Der Junker verstand bald den Sinn dieser rätselhaften Rede, wandte sein Rösslein um und kehrte ganz missvergnügt wieder nach Hause zurück. Dort angelangt, begab er sich in sein Gemach und schrieb einen passenden Brief. Dann nahm er seinen lieben Sperber, brachte ihn um und schickte ihn samt dem Schreiben an die blonde Ginevra. Als aber dieser Bote zu ihrem Schlosse kam, wollte sie weder den Brief noch den toten Vogel annehmen und sagte nur mündlich zu dem Überbringer: „Guter Mann, melde deinem Herrn, er möge mir nicht mehr vor Augen kommen, denn ich bin nun völlig über ihn im klaren und danke Gott, dass er mir noch rechtzeitig die Augen geöffnet hat über seine Treulosigkeit." Mit dieser stolzen Ant-

wort kehrte der Bote zu seinem Herrn zurück und dieser war darüber sehr betrübt. Er versuchte alles mögliche, um ihr seine Unschuld zu beweisen. Es war jedoch alles umsonst. Ihr Vorurteil hatte schon so tiefe Wurzeln gefasst, dass sie auf nichts hören wollte und schliesslich weder Boten noch Briefe mehr von ihm annahm. — Als sich Don Diego ohne Schuld so verschmäht sah und auch seine bisherige Gewohnheit aufgeben musste, das schöne Kind auf ihrem Schlosse zu besuchen, da verfiel er in eine Schwermut, die ihn der Verzweiflung nahe brachte. Die beiden Mütter freilich lachten nur darüber, und hielten es für einen kindischen Zwist. Der unglückliche Jüngling aber ward des Lebens überdrüssig. Doch wollte er sich selbst kein Leides antun, sondern sich für einige Zeit von diesem Ort entfernen und in der Einsamkeit umher schweifen in der Hoffnung, sein Schmerz werde sich dadurch verlieren. In diesem weltabgekehrten Sinne suchte er von seinen Sachen aus, was er nötig zu haben glaubte und liess Einsiedlerkleider machen für sich und einen treuen Begleiter, den er überall mitzunehmen gedachte. Dann schrieb er einen Brief an Ginevra und übergab ihn einem Diener mit den Worten: „Ich entferne mich von hier in einer gewissen Angelegenheit und will nicht, dass meine Mutter oder sonst jemand erfahre, wohin ich gehe. Bin ich dann fort und meine Mutter fragt nach mir, so sagst du, du wissest nicht, wohin ich sei. Ich hätte aber angegeben, ich käme binnen zwanzig Tagen wieder zurück. Am vierten Morgen nach meiner Abreise und nicht früher trägst du diesen Brief hier zur blonden Ginevra und wenn sie ihn nicht annehmen will, so übergibst du ihn ihrer Mutter. Im übrigen bürgst du mir mit deinem Leben, diesen Befehl genau auszuführen." Der Diener erwiderte, er könne sich ruhig darauf verlassen. Darnach beschied Don Diego einen andern seiner Vertrauten zu sich, einen rechtschaffenen, welterfahrenen Mann und eröffnete ihm sein Vorhaben. Dieser tadelte seinen unvernünftigen Vorsatz heftig und bemühte sich, ihn mit guten Gründen davon abzubringen. Es gelang ihm jedoch nicht, da der Junker fest auf seinem Entschlusse beharrte. Als der treue Diener dieses merkte, dachte er bei sich, es sei noch das geringere Übel, wenn er ihn begleite, weil er ihn dann mit der Zeit von seiner Torheit heilen und ihn auf jeden Fall vor weiterem Unheil behüten könne. Er entgegnete also, er wolle mit ihm gehen und ihn nie verlassen. Nachdem sie derart einig geworden waren und alle Vorkehrungen ge-

troffen hatten, stiegen sie in der folgenden Nacht etwa um neun Uhr zu Pferde und ritten von ihrer Burg hinweg. Don Diego sass auf seinem prächtigen Renner und sein Gefährte auf einem rüstigen Gaul, der auch das Gepäck tragen musste. So ritten sie die ganze Nacht hindurch unaufhaltsam ihre Strasse, und als der Morgen graute und die Sonne aufging, schlugen sie, um nicht gesehen zu werden, unbegangene Nebenwege ein und rückten so bis Mittag weiter. Es war im Monat September und nicht sehr warm. Als nun Don Diego meinte, eine ziemliche Strecke von zu Hause zu sein, beschlossen sie, zu rasten und ihren Pferden etwas Erholung zu gönnen. Er schickte seinen Diener in einen abgelegenen Bauernhof, um dort einzukaufen, was für sie und die Tiere nötig war. Sie nahmen einen Imbiss und liessen ihre Rosse etwa drei Stunden ausruhen. Dann stiegen sie wieder auf, setzten ihre Wanderschaft fort und blieben so drei Tage lang unterwegs, bis sie an den Fuss eines hohen Gebirges gelangten, das viele Meilen von der Landstrasse entfernt war. Die Gegend ringsumher war wild und einsam. Weit und breit dehnte sich ein dichter Wald aus, worin mannigfaltige Bäume wuchsen und wo es Hasen, Kaninchen und anderes Kleinwild in Menge gab.
In diesem stillen Waldesgrün entdeckten sie eine passende Höhle, die für viele Menschen Raum genug bot und in der Nähe murmelte ein frischer klarer Quell aus dem Boden hervor. Als Don Diego diesen Ort sah, gefiel er ihm ausserordentlich und er sprach daher zu seinem Diener: „Bruder, hier soll mein Aufenthalt sein, solang mein Leben währt.“ Darauf stiegen sie von den Pferden, nahmen ihnen Sattel und Reitzeug ab und liessen die Tiere laufen, wohin sie wollten. Man erfuhr nachher nichts mehr von ihnen, denn weil sie Gras abweidend sich immer mehr von der Grotte entfernten, fielen sie vermutlich den Wölfen zur Beute. Der Ritter liess das Reitzeug und Gepäck in eine Ecke der Höhle tragen, legte seine feinen Kleider ab und hüllte sich wie sein Diener in die Eremitengewänder, worauf sie den Eingang zur Höhle dergestalt mit Ästen verrammelten, dass kein wildes Tier mehr hinein konnte. Die Grotte war, wie schon gesagt, gross und ganz in trockenen Grund ausgehöhlt. Hier bereiteten sie sich, so gut es ging, von Buchenlaub zwei dürftige Lagerstätten und brachten mit allerhand Beschäftigungen ihre Tage hin, indem sie sich von Wildbret nährten, welches der Diener mit seiner Armbrust erlegte. Häufig dienten ihnen auch Wurzeln und Kräuter zur

Nahrung oder wildwachsende Früchte und Eicheln des Waldes. Ihren Durst löschten sie in dem kristallklaren Wasser des nahen Quells. Solch ein einsames Waldleben führte also Don Diego, indem er nichts anderes tat, als dass er im stillen die Grausamkeit seiner geliebten Ginevra beklagte und wie ein wildes Tier den ganzen Tag durch die Bergschluchten irrte, wobei er gerne einem Bären begegnet wäre, der seinem Leben ein Ende bereitet hätte. Der Diener liess es sich angelegen sein, soviel er konnte, Wildbret zu erbeuten. Auch ermahnte er seinen Herrn, so oft es die Gelegenheit mit sich brachte, dieses unmenschliche Waldleben aufzugeben und wieder auf seine Burg heimzukehren, indem er die blonde Ginevra für eine Törin halte, die in der Tat das Glück nicht verdiene, von einem so wackern und reichen Ritter geliebt zu werden. Wenn dann die Rede auf diese Dinge kam, so mochte Don Diego doch nicht leiden, dass von ihr übel gesprochen wurde, und er gebot seinem Kameraden, von etwas anderem zu reden, wobei er manchen stillen Seufzer unterdrücken musste. Er verlor auf diese Weise bald seine gesunde Gesichtsfarbe und wurde ganz mager und abgezehrt, dass er fast einem Wilden glich. Desgleichen hatte ihn sein graues Gewand mit der Kapuze hinten, sein lang gewachsener Bart und sein verworrenes Haar wie auch seine täglich mehr einsinkenden Augen so entstellt, dass man in seinen Zügen den ehemals schmucken Ritter kaum mehr erkannt hätte.
Kehren wir nun wieder zu seiner Mutter zurück. Als diese ihren Sohn am nächsten Morgen nicht zu Tische kommen sah, fragte sie nach ihm. Der Diener, dem Diego den Brief an Ginevra übergeben hatte, erzählte ihr, dass er mit einem einzigen Begleiter ausgeritten sei und hinterlassen habe, er werde binnen zwanzig Tagen wieder zurück sein. Damit beruhigte sich die Mutter. Als dann die vier Tage nach Don Diego's Abreise verstrichen waren, überbrachte der Bediente jenen Brief an das Burgfräulein. Er traf sie mit ihrer Mutter im Saal des Schlosses und händigte ihr mit der schuldigen Ehrerbietung das Schreiben ein. Kaum hatte Ginevra vernommen, dass der Brief von Don Diego komme, so warf sie ihn zu Boden und rief mit zornigem Angesicht: „Ich habe ihm ja sagen lassen, dass ich von seinen Botschaften nichts mehr wissen will." Die Mutter lächelte und sprach: „Du bist doch wirklich hoch erzürnt, mein Kind. Weise mir den Zeddel her, so will ich ihn lesen." Ein Page hob das Schreiben auf und übergab es der Gebieterin. Sie öffnete es

und las folgendes: „Dieweil also, o Herrin, meine Unschuld bei Euch kein Gehör mehr findet, um sich rechtfertigen zu können, und ich aus unzweideutigen Zeichen erkennen muss, dass ich Euch verhasst bin, so habe ich beschlossen, so weit in die Ferne zu ziehen, dass weder Ihr noch sonst jemand mehr etwas von mir hören soll. Mein schwaches Leben wird dies nicht lange ertragen können. Bevor es also, was bald geschieht, zu Ende geht, habe ich Euch mit diesen letzten Zeilen meine Unschuld dartun wollen. Ich habe Euch geliebt, wie nur ein Mann eine Frau irgend lieben kann. Ich liebe Euch jetzt noch und für immerdar. Und wenn ich sterbe, so geschieht es in der bestimmten Hoffnung, dass Ihr nach meinem Tode voll Mitleid einsehen werdet, dass ich nie, auch in Gedanken nicht, etwas begangen habe, um Euch zu betrüben. Ich liebte Euch nicht allein um Eurer Schönheit willen, sondern um Euch, wenn es Euch gefiele, zum Altar zu führen. Und weil Ihr mir aus keinem andern Grunde zürnt, als wegen dem Sperber, so wisset, dass Isabella, die Tochter des Don Ferrando, mir diesen Vogel sandte und dass ich geglaubt hätte, eine grosse Unhöflichkeit zu begehen, wenn ich ihn nicht angenommen hätte, da solche Geschenke unter Edelleuten üblich sind. Mit Isabella jedoch habe ich nie und nirgends als in Eurem Hause und in Eurer Gegenwart gesprochen. Ob sie mich so geliebt hat, wie Ihr Euch einbildet, weiss ich nicht, denn sie hat nie ein Wort darüber geäussert. Und hätte sie dies getan, so würde sie bald erkannt haben, dass ich mein Herz schon längst unwiderruflich Euch übergeben habe. Wenn sie nun gar erfährt, dass ich ihren Sperber erwürgt und den Hunden überlassen habe, so wird sie gewiss sein, dass ich sie nicht liebe. Schon daraus hättet ihr meine Unschuld deutlich erkennen können. Trotzdem hält Euch ein ungerechter Zorn die Augen verblendet. Einen besseren Beweis jedoch für meine Treue habe ich keinen als mein Herz und meine Seele, die stets bei Euch sind. Da ich sehe, dass Euch mein Tod angenehm ist, so scheide ich gerne aus dieser Welt. Nur eines ist es, was mich schmerzt, nämlich, dass ich ohne Schuld von hinnen gehe, ihr aber um meines Todes willen schuldig werdet. Mein Hinschied wird nur der kurze Aushauch eines Seufzers sein, Euch aber wird die Erinnerung an Eure Grausamkeit stetsfort quälen müssen. Gebe Gott, dass Ihr alle Zeit so fröhlich seid, als Ihr mich traurig wünscht. Und damit lebet wohl!"
Ginevras Mutter war von Staunen erfüllt, als sie diesen Brief gelesen

hatte und schalt, sobald sie allein waren, ihre Tochter heftig, einen so ehrenfesten Ritter aufs äusserste gebracht zu haben. Aber das Fräulein war noch immer so über ihn erbost, dass es ihr eine Wonne war, zu vernehmen, er trage ihrethalben Leid. Die Mutter liess darauf den Überbringer dieses Briefes vor sich rufen und fragte ihn, seit wie lange sein Gebieter abgereist sei. Der gab fünf Tage an. „Wohlan denn," fügte sie hinzu, „so gehet hin und empfehlt mich seiner Mutter." Sie wollte nicht, dass ausser ihrer Tochter noch sonst jemand den Inhalt von Don Diegos Schreiben erfahre und als sie ihr Kind schalt, befanden sie sich allein. — Wie aber ging es unterdessen der Mutter Don Diegos? Sie wartete zwei Wochen und dann drei vergeblich auf die Rückkehr ihres Sohnes. Schliesslich schickte sie überallhin Boten nach ihm aus, doch umsonst. Da auch ein dunkles Gerücht von dem Verdruss Ginevras wegen dem Sperber zu ihren Ohren gedrungen war, sandte sie einen Diener auf die benachbarte Burg und liess Ginevras Mutter fragen, ob sie wisse, wo Don Diego sei. Jene aber verheimlichte ihr den Inhalt des Briefes, um sie nicht zur Verzweiflung zu bringen. Wer da nun weiss, was die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde heisst, der kann sich leicht vorstellen, was die arme Frau erlebte. Sie weinte in einem fort, rief wie unsinnig ihren Sohn beim Namen und grämte sich fast zu Tode.

Es war bereits über ein Jahr verflossen, seitdem der junge Ritter sich von zu Hause entfernt hatte, um den wilden Tieren in Höhlen und Waldesgründen Gesellschaft zu leisten. Ausser seinem Diener hatte er die lange Zeit über kein menschliches Wesen gesehen. Durch die rauhe Lebensweise, wie auch die seelischen Schmerzen war er so entstellt, dass sogar seine Mutter ihn nicht mehr erkannt hätte. Da endlich hatte das Schicksal Mitleid mit seinen Leiden. Es geschah nämlich, dass sein Freund Don Roderigo von einer Reise in die Gascogne heimkehrte, wo er gewisser Angelegenheiten halber gewesen war. Nun führte ihn der Weg durch diese einsame Waldesgegend, und da er der Strasse nicht kundig war, verirrte er sich zufällig in die Nähe dieser Grotte. Er gewahrte verschiedene Spuren menschlicher Besiedelung und als er nur noch etwa einen Bogenschuss von der Höhle entfernt war, glaubte er jemand hineingehen zu sehen. Es war aber niemand anders als Don Diego, der von dem Geräusch der Pferde aufgeschreckt, aus der Umgebung zurückkehrte und sich in seinem Schlupfwinkel zu verbergen suchte. Da hiess

Don Roderigo einen seiner Leute auf den Ort zureiten, wo der Waldbewohner verschwunden war, damit er nachsehe, wer dort drinnen sei, um sich bei ihm nach dem rechten Wege zu erkundigen. Der Diener ritt hin und fand den Eingang mit Pfählen verrammelt, weshalb er nicht wagte, näher zu treten und noch weniger, nach der richtigen Strasse zu fragen, denn er fürchtete, es möchten Räuber darinnen sein. Er kehrte daher zu seinem Herrn zurück, meldete ihm, was er gesehen hatte und welche Besorgnisse er hege. Roderigo war ein tapferer und unerschrockener Mann, der überdies eine zahlreiche Begleitung bei sich hatte, und ritt daher mit seinem Gefolge auf die Höhle zu. Er rief laut, wer da drinnen sei. Nach einer Weile öffnete sich der Eingang, und Don Diego's Diener kam heraus, und sah wie ein Waldmensch so verwildert drein. Herr Roderigo fragte ihn, wer er sei und wie man wieder auf die Landstrasse gelangen könne, um die Reise fortzusetzen. „Wir sind," entgegnete der Gefragte, „zwei arme Gesellen, die ein widerwärtiges Schicksal hieher verschlagen hat, um unsre Sünden zu büssen. Was für ein Land dies ist und wie ihr den Weg finden könnt, das kann ich euch nicht sagen." Jetzt bekam Don Roderigo Lust, sich diese Einsiedelei anzusehen. Er stieg mit einigen seiner Begleiter ab und trat hinein. Da sah er Don Diego drinnen auf- und abschreiten, erkannte ihn wegen seiner Kutte aber nicht und richtete an ihn dieselbe Frage. Mittlerweile hatten seine Begleiter in der Höhle umhergeforscht und alles neugierig betrachtet. Da fanden sie in einem Winkel zwei Sättel, von denen der eine reich verziert und schön gearbeitet war. Einer von den Begleitern sprach daher im Scherz zu Diego's Diener: „Vater Einsiedel, ich sehe hier weder Pferd, noch Maultier, noch Esel. Es wird also besser sein, Ihr verkauft uns diese Sättel." „Wenn sie euch gefallen, ihr Herren," antwortete der Waldbruder, „so nehmt sie immerhin mit euch. Ihr braucht mir nichts dafür zu zahlen." Da inzwischen Herr Roderigo in seinem Gespräch mit Don Diego nichts weiter aus ihm herausbringen konnte, sagte er zu den Seinigen: „Wohlan denn, wir wollen jetzt gehen und diese Klausner ihrem Schicksal überlassen. Vielleicht finden wir anderswo jemand, der uns die Landstrasse zeigt." Hierauf rief einer aus seinem Gefolge: „Mein Herr, hier stehen zwei Sättel, von denen einer reich verziert ist und offenbar einem kostbaren Pferde angehört hat." Roderigo liess das Reitzeug vor sich bringen und, als er es be-

schaute, traf sein Blick auf ein Wappen, das mit grosser Meisterschaft auf den Sattelbogen gemalt war und folgende Inschrift trug: „Quebrentare la fe es cosa muy fea“, was auf deutsch so viel bedeutet als: „Die Treue brechen ist ein schändlich Ding.“ Sobald er dies gesehen hatte, wusste er sofort, dass dies Don Diego's Sattel war und dachte gleich, einer der beiden Einsiedler müsse es sein. Er mass daher den einen wie den andern mit scharfen Blicken, fand aber nicht die mindeste Ähnlichkeit heraus, so sehr waren sie verändert. Dann fragte er sie, wie sie zu den Sätteln gekommen seien. Bei dieser Frage veränderte sich Don Diego, der seinen Freund gleich von Anfang an erkannt hatte und befürchtete, ebenfalls erkannt zu werden, gänzlich im Angesicht und gab vor, sie hätten die Sättel in der Höhle vorgefunden. Als nun Herr Roderigo die Bewegungen in dessen Gesichtszügen bemerkte, betrachtete er ihn noch genauer und entdeckte ein kleines Muttermal an seinem Hals. Das war ihm ein untrüglicher Beweis, dass es sein Freund sein müsse. Er fiel ihm um den Hals, umarmte ihn und rief: „Fürwahr, Ihr seid Don Diego.“ Der andere Waldbruder, der den fremden Ritter ebenfalls recht wohl erkannte, konnte sich der Rührung kaum erwehren, als er seinen Gebieter so umarmen sah. Und neuerdings rief Roderigo: „Ihr seid es doch, Ihr seid mein Freund Don Diego, Ihr könnt Euch vor mir nicht mehr verbergen.“ Jetzt freilich konnte sich Don Diego, als er sich in den Armen eines seiner besten Freunde fühlte, nicht mehr länger verstellen und gab sich endlich zu erkennen, indem er sprach: „Jawohl, ich bin's. Und da nun das Schicksal Euch in diese Weltabgeschiedenheit zu mir hergeführt hat, so beschwöre ich Euch, wieder von hinnen zu gehen und Euch damit zu begnügen, mich nochmals gesehen zu haben. Mich aber lasset hier die kurze Spanne Zeit, die ich noch zu leben habe, und sagt es niemand, dass ich noch am Leben bin, gleichwie Ihr auch Euren Leuten befehlen mögt, nichts davon je zu verraten.“ Darauf erwiderte Herr Roderigo: „Ich danke Gott, Euch wider alles Erwarten hier gefunden zu haben, denn Eure Mutter und all Eure Bekannten halten Euch für tot. Macht Euch bereit, mit mir heimzukehren, um Eure arme Mutter wieder aufzurichten, die um Euretwillen vor Kummer ganz untröstlich ist.“ Sie redeten noch eine Weile hin und her, Don Diego wollte aber nichts von einer Heimkehr wissen. Er führte seinen Freund abseits und erzählte ihm die ganze Geschichte seines Unglücks. Als der wackere

Roderigo dieses hörte, gedachte er seiner eigenen Geliebten und erbebte vor der Möglichkeit eines ähnlichen Schicksals. Seines Freundes Los ging ihm so zu Herzen, wie wenn ihn dieses Unheil selber betroffen hätte. Er war daher entschlossen, ohne ihn nicht wieder von hier fortzugehen, und bot seine ganze Überredungskunst auf, ihm diesen Aufenthalt im Walde zu verleiden. — Don Diego wollte jedoch von seiner Einsiedelei nicht weichen, als bis seine Geliebte Ginevra ihm wieder wohlgesinnt wäre. Da bat ihn Roderigo, ihm wenigstens diesen Gefallen zu erweisen, zwei Monate lang, bis er wieder komme, ein anderes Leben zu führen, indem er ihm Hoffnung machte, das Burgfräulein wieder mit ihm auszusöhnen. Don Diego war es zufrieden und Roderigo liess ihm sein Reisebett zurück, das er mit sich zu führen pflegte. Er wollte ihn auch bereden, seine früheren Gewänder wieder anzuziehen, dieser aber weigerte sich dessen, solange er den Frieden in seinem Herzen nicht gefunden habe. Roderigo überliess ihm noch zwei Diener mit ihren Pferden und hinlänglich Geld, damit sie bis zu seiner Rückkehr die nötigen Lebensmittel aus den benachbarten Ortschaften herbeischaffen könnten. Darnach trennten sich die beiden Freunde, und Roderigo setzte seine Heimreise fort, indem er nicht verfehlte, überall Zeichen an den Waldbäumen anzubringen, damit er später den Rückweg wieder finde. Auf seinem Schlosse angelangt, verbot er seinem Gefolge aufs strengste, irdend etwas von Don Diego verlauten zu lassen. Darauf begann er, als Nachbar und Hausfreund Ginevra's, dieselbe häufiger als früher zu besuchen, um ihr Tun und Lassen zu beobachten. Auf diese Weise hörte er von ihr bald dies, bald jenes, und merkte auch, dass sie einem im Hause erzogenen Diener besonderes Vertrauen schenkte. Mit diesem Manne machte er sich allmählich bekannter und verschaffte sich durch Geschenke seine Freundschaft. So dauerte es nicht lange, bis er alle Geheimnisse Ginevra's von diesem Diener erfuhr. Er vernahm dabei auch, dass sie sich nach ihrer Entzweiung von Don Diego in einen jungen Basken verliebt hatte, der auf ihrem Schlosse an der Tafel diente und in Biskaya ein kleines Gütchen auf dem Land besass. Dieser pflegte vor jedermann mit den Reichtümern zu prahlen, die ihm nach dem Tode gewisser Verwandten dereinst zufallen würden. Zwar war er damals nicht gerade auf der Burg anwesend, wurde aber in Bälde zurückerwartet und hatte mit dem schönen Mädchen verabredet, sie nach Bis-

caya zu entführen samt ihrer Zofe und jenem im Hause aufgewachsenen Diener. Als Roderigo dieses hörte, war er über die Torheit der Ginevra höchlichst erstaunt und dachte bei sich selbst: Wie undankbar vergilst du die Liebe eines so treuen Ritters! Aber wahrlich, wenn meine Kräfte mich nicht verlassen, so sollst du deinen Don Diego zum Gatten haben und keinen andern! Zu dem Diener aber, der ihm das Geheimnis offenbart hatte, sprach er mit verstellten Worten: „Das Fräulein tut im Grunde wohl daran, wenn sie sich selber einen Gemahl auswählt, denn ihrer Mutter scheint an der Heirat ihrer Tochter nicht sonderlich gelegen zu sein. Ginevra ist jung und schön und im richtigen Alter. Sie hat sich doch einen vom Adel ausgesucht und wenn er nicht gerade so reich ist, wie es sich für sie geziemte, so besitzt sie als künftige alleinige Erbin ihrer Mutter Vermögen genug für beide." — Nach dieser Äusserung wartete Roderigo die Ankunft des jungen Basken ab, der schon nach drei Tagen zurückkehrte und noch zwei kräftige Kameraden mitbrachte, die ihm bei der Flucht mit Ginevra behilflich sein sollten. Am selben Tage, wo der Biskayer ankam, war auch Herr Roderigo auf der Burg zugegen und sagte zu jenem Diener, der ihm den ganzen Plan verraten hatte: „Ich sehe, dass der Liebhaber wieder da ist und dass ihr nun bald fliehen werdet. Wünschest du noch etwas, so sage es mir. Gib aber wohl acht, dass ihr die Sache klug anfasst und plaudert sie nicht gegen jeden aus. Mir kannst du alles anvertrauen, denn niemand wird etwas davon erfahren. Wann geht ihr denn fort?" „Wir entfliehen in der vierten Stunde dieser Nacht, wie Fräulein Ginevra mir soeben gesagt hat," erwiderte der Bediente. Als Roderigo dies vernommen hatte, kehrte er zu seinem Schloss zurück und traf die nötigen Vorbereitungen, um seinen Plan auszuführen. Sobald die Stunde kam, wo Ginevra mit dem Basken entfliehen wollte und es vier Uhr schlug, stieg sie mit ihrer Zofe, die im gleichen Zimmer schlief, zu einem Fenster hinaus. Dort glitten sie an zwei Strickleitern so leise in den Schlossgarten hinab, dass niemand etwas merkte. Dann gingen sie durch den Garten an die kleine Pforte, wo die Pferde schon bereit standen, schwangen sich hinauf und jagten eilends durch die finstre Nacht von dannen. Roderigo, der sich mit den Seinigen vermummt hatte, legte sich an jenem Abend mit einem Dutzend handfester Leute in den Hinterhalt. Es war dies ein Gehölz, das etwa sechs Meilen von jeder menschlichen

Wohnung entfernt war. Und richtig, etwa zwei Stunden vor Sonnenaufgang ritten die Flüchtigen gegen das Versteck heran. Da stürzte Roderigo mit den Seinigen aus dem Gebüsch hervor und rief: „Ha! Verräter, Ihr seid des Todes!“ Dabei lief er mit eingelegter Lanze auf den Biskayer los, den er trotz der Dunkelheit wohl erkannte, und durchbohrte ihm den Hals, so dass jener tot zu Boden stürzte. Sobald die andern Basken ihren Gebieter fallen sahen, gaben sie ihren Pferden die Sporen und stoben in alle Winde auseinander, ohne zu wissen, wer sie überfallen hatte. Unterdessen nahmen Roderigo's Leute die beiden Frauen und ihren Diener in Gewahrsam und ermunterten sie, keinerlei Furcht zu haben. Sie luden hernach den toten Jüngling auf Roderigos Pferd, nachdem sie ihm die Wunde am Hals verbunden hatten, damit sie keine Blutspuren am Boden hinterliessen. Und so ritten sie allesamt weiter. Das Burgfräulein schrie anfänglich laut um Hilfe und weinte bitterlich, bis einer der Bewaffneten, der mit seinem grausigen, schwarzen Bart und ganz verdrehten Augen wie der bare Teufel aussah, vor sie trat und ihr mit fürchterlicher Stimme zurief: „Ich schneide dir bei Gott die Kehle durch, wenn du nicht gleich aufhörst zu schreien. Schweig, denn du bekommst es besser als du es verdienst. Es wird dein Glück befördert, und du erkennst es nicht.“

Sie ritten immer weiter und kamen auf ihrem Wege an einem Kirchlein vorbei, das weitab von der grossen Strasse lag. Dort begruben sie den Toten so schnell als möglich. Und nachdem sie weiter gezogen waren, erreichten sie etwa um vier oder fünf Uhr morgens einen kleinen Wald, in dessen Nähe ein Städtchen lag. In diesem Gehölz machten sie Rast und schickten, als der Tag anbrach, Leute in die Stadt, um Lebensmittel für sich und Futter für die Pferde einzukaufen. Die blonde Ginevra weinte noch immer unaufhörlich und ass von dem Dargebotenen wenig oder nichts. Sie konnte jedoch nicht erkennen, wer ihre Führer waren. Über Nacht herbergten sie in einsam stehenden Bauernhäusern. Es war jedoch niemand erlaubt, mit den Gefangenen zu reden. Als sie nun eines Nachts in einer andern kleinen Stadt abgestiegen waren, die von Don Diegos Einsiedlerklause nur noch etwa sieben Meilen entfernt lag, schickte Herr Roderigo einen Boten voraus und liess den beiden Waldbrüdern melden, dass man noch vor der Mittagsstunde in ihrer Höhle eintreffen werde. Es waren bereits fünfzig Tage vergangen, seitdem

Roderigo seinen unglücklichen Freund im Walde verlassen hatte mit der Verheissung, Ginevras Gunst für ihn wieder zu gewinnen. Don Diego hatte sich unterdessen durch gute Speisen und frohe Stimmung wieder ordentlich erholt und seine frühere Schönheit und Lebensfreude wieder nahezu erlangt. Als er nun die Kunde erhielt, dass er schon binnen einer Stunde seine Ginevra wiedersehen sollte, die er noch immer über alles liebte, da fühlte er eine unendliche Freude und konnte den Augenblick ihrer Ankunft kaum erwarten. — Als Roderigo mit seinem Gefolge nicht mehr weit von der Grotte entfernt war, näherte er sich der blonden Ginevra, die noch immer über den Tod ihres Biskayers und ihr Schicksal klagte und sprach zu ihr: „Ihr werdet erstaunt sein, gnädiges Fräulein, dass ich Euch auf offener Strasse angefallen habe, um Euch in diese Waldeseinsamkeit wegzuführen, nachdem ich immer der Freund Eures Hauses gewesen bin. Sobald Ihr aber den Zweck dieses Überfalls erfahret, so werdet Ihr mir sicherlich nicht weiter zürnen. Wir sind am Ziele unserer Reise, und ich erkläre Euch hiermit, dass ich Euch nicht hieher führte, um Euch die Ehre zu rauben, sondern um sie Euch wieder zu verschaffen, nachdem Ihr im Begriffe waret, sie leichtsinnig zu verlieren. Es ist, um Euch nicht länger in Ungewissheit zu lassen, Don Diego, zu dem ich Euch geleite, und der Euch jetzt noch innig liebt. Er zog sich wie ein Verzweifelter in eine Waldeshöhle hier in der Nähe zurück, wo er bisher ein einsames und betrübtes Leben führte, indem er aller Hoffnung entsagte, je wieder in der Welt zu erscheinen." Und hierauf erzählte er ihr, wie er auf seiner Heimkehr aus der Gascogne seinen Freund Diego in der Waldesgrotte gefunden und was er ihm versprochen habe. Dann bat er sie, ihren Zorn aufzugeben und vor allem ihm wieder gut zu sein. Ginevra war noch immer in ihren Schmerz über den Tod des Biskayers versenkt. Und wie sie nur den blossen Namen des ihr verhassten Diego hörte, hätte sie vor Wut fast platzen mögen. Sie sprach deshalb: „Ihr habt mich so schwer gekränkt, dass ich nicht wüsste, wie ich Euch je wieder verzeihen könnte. Um meine Angelegenheiten braucht ihr Euch nicht mehr zu kümmern, als ich selbst. Ich bin frei und kann tun, was mir beliebt. Lasst mich also mit meinen Leuten gehen, wohin ich mag. Kraft Eurer Gewalt könnt Ihr mich freilich zu Don Diego führen, aber dass ich jemals bei ihm bleibe, das erzwingt Ihr von mir nie und nimmermehr." Roderigo suchte sie noch weiter auf alle

Weise zu überreden, aber umsonst. Unter solcherlei Gesprächen waren sie vor der Höhle angelangt. Kaum hatte Diego seine Geliebte vom Pferde steigen sehen, so warf er sich ihr zu Füssen und bat sie um Verzeihung, falls er sie beleidigt hätte. Aber sie kehrte ihr Antlitz abseits und würdigte ihn nicht eines einzigen Blickes. Da erhob sich Diego auf seine Knie und sprach zu ihr: „Da alle meine Beteuerungen Euch nicht von meiner Unschuld überzeugen können und ich ohne Eure Liebe nicht weiter leben kann, so bitte ich Euch um diese letzte Gunst, dass Ihr mit eigner Hand an mir Rache nehmet." Ginevra jedoch stand da, so regungslos wie eine Klippe im Meer und gönnte ihm keine Antwort! Wie nun Herr Roderigo dieses sah, sprach er entrüstet: „Ich sehe wohl, dass ich mich wider meinen Willen in diese Sache mischen muss. Hör mich, Ginevra, und bedenke wohl, was ich dir sage: Entweder du verzeihst dem Ritter, der dich nie beleidigte und schenkst ihm wie früher deine Gunst, oder du musst gewärtigen, dass ich gegen dich grausam werde und dich dazu zwinge. Bei Gott, ein so undankbares Weib hat man noch nie gesehen. Kannst du denn glauben, dass er den verwünschten Sperber getötet und sich hieher in diese Waldeinsamkeit zurückgezogen hätte, wenn ihm jene Isabella lieber gewesen wäre? Er würde sicherlich besser tun, wenn er dich verachtete und den Tieren des Waldes preisgäbe, um eine andere zu suchen. Und wenn du wenigstens nur einen Kavalier dir auserkoren hättest, der ebenso schön und von hoher Geburt wie Diego gewesen wäre! Aber o einzige Wahl, die du unter so vielen Edelleuten dieses Landes getroffen hast! Einem Prahlhans aus dem Baskenlande musstest du deine Liebe schenken, der die Wahrheit nie anders als aus Versehen spricht. Ich glaube fast, er wollte dich nach Biskaya bringen, damit du ihm die Ziegen hüten könntet. Du magst vielleicht einwenden, du seiest reich genug, um standesgemäss mit ihm leben zu können. Bedenke aber, dass deine Mutter eine rüstige Frau ist, die noch lange leben und ihre Güter selbst verwalten kann. Wie nun, wenn du jenen elenden Basken zum Manne genommen hättest! Da dürftest du deiner Mutter nie mehr vor Augen treten. Denn wahrlich, wenn Don Diego meinem Rate folgte, so würde er sich nicht mehr um dich bekümmern und du würdest gewiss nicht so leicht wieder einen finden, der dich zur Frau begehrte, besonders wenn man erfährt, dass du einem Diener deines Hauses nachgelaufen bist. Wer würde dich noch für ein ehrbares Mäd-

chen halten wollen, da doch die Menschen eher geneigt sind, das Böse zu glauben als das Gute? Gib also deinen Eigensinn jetzt auf, damit dir nicht noch Schlimmeres widerfahre." — Ginevra aber war durch diese Worte nur noch halsstarriger geworden und antwortete: „Du hast gesprochen, Roderigo, wie es dir gefällig war. Ob du recht hattest oder nicht, darüber will ich jetzt mit dir nicht streiten. Wisse aber, dass ich eher jede Qual erdulden will, als diesen treulosen Don Diego je wieder lieb zu gewinnen. Und wenn du mir den Tod gibst, wie du mir drohst, so werde ich ihn mit Freuden empfangen, um alsdann mit meinem Biskayer, den du mir umgebracht hast, im Tode wieder vereinigt zu sein." Unfähig, das Herzeleid seines Freundes Diego länger mitanzusehen, rief Roderigo zu den Seinen: „Führt dieses unmenschliche Geschöpf hier nebenan in eine andre Grotte und gebt ihr den verdienten Tod. Verschont auch ihre beiden Bedienten nicht, damit unsre Tat verborgen bleibe." Da stiess Ginevra einen lauten Schrei aus, und ihre Begleiter flehten um Gnade. Schon schickten sich Roderigos Leute an, den Befehl ihres Herrn auszuführen, als Ginevra, ohne eine Träne zu verlieren, rief: „Ihr guten Leute, ich bitte euch, gebt mir allein den Tod und lasst die andern leben. Warum willst du, Roderigo, auch noch die verderben, die dich nie beleidigt haben?" In diesem Augenblick war Don Diego wieder zu sich gekommen. Er winkte allen, zu bleiben und sprach zu Roderigo: „Mein teurer Freund, nie könnte ich dir das viele Gute je vergelten, das du an mir getan. Erweise mir nur noch diesen einen Gefallen, indem du mir meine geliebte Ginevra auf ihr Schloss zurückbringst, und gib ihr das Geleite, wie wenn es deine eigene Schwester wäre. Denn lieber will ich es ertragen, mich von ihr verschmäht zu sehen, als sie betrübt zu wissen. Sie möge gehen, wohin es ihr gefällt, ich will meine Seelenschmerzen nicht noch dadurch erhöhen, dass ihr ein Leid geschähe. Ich wünsche, meine Lebenstage vollends in dieser Bergeinsamkeit zu verbringen und will zufrieden sein, wenn nur sie, meine Geliebte, glücklich ist." Nun hört, welches Wunder die Liebe vermag und wie durch ihre Kraft oft das Unglaublichste möglich und leicht ausführbar wird! Nachdem all die treuen Dienste und das langertragene Elend Don Diegos, ja selbst der Tod, der ihr bevorstand, nicht hatten Ginevra's Härte beugen können, öffneten nun diese letzten Worte ihr die Augen und brachen ihren Widerstand. Sie erkannte da-

raus die wahre Treue und Beständigkeit ihres Don Diego und warf sich ihm weinend und um Vergebung flehend an den Hals. Jetzt könnt ihr euch die Freude und den Jubel denken, der Don Diego und alle Umstehenden erfüllte. Im Einverständnis der beiden Liebenden schickte Herr Roderigo einen seiner Vertrauten an ihre Mütter ab, um ihnen die frohe Nachricht zu überbringen und auch zu berichten, was er im Sinne hatte. Darauf speisten sie im lauschigen Waldesgrün gemeinsam zu Mittag, stiegen hernach zu Pferde und langten endlich nach vier Tagen auf der Burg des Herrn Roderigo an. Sobald die beiden Mütter die gute Botschaft von ihren Kindern und deren Absichten vernommen hatten, liessen sie sogleich öffentlich verkünden, Don Diego und Ginevra hätten sich in gegenseitigem Einverständnis auf die Burg des Herrn Roderigo begeben und sich daselbst verlobt. Zu gleicher Zeit trafen sie Vorbereitungen zu einer glänzenden Hochzeit. Als alles angeordnet war, ritt das Brautpaar mit stattlichem Gefolge auf das Schloss von Ginevras Mutter, wo auch Don Diegos Mutter nebst einer auserlesenen Gesellschaft sich eingefunden hatte. Sie begaben sich daselbst in langem Zuge in die hübsche Burgkapelle, allwo die Trauung feierlich vollzogen wurde. Dann überliess man sich der Freude, und in der Nacht schlossen die Neuvermählten die heilige Ehe. Sie lebten fortan glücklich miteinander und erinnerten sich oftmals mit Vergnügen an das überstandene Ungemach. Die schöne Ginevra konnte später kaum mehr begreifen, warum sie so hart gegen ihren Geliebten hatte sein können. Und jedes Mal, wenn sie mit Herrn Roderigo auf vergangene Zeiten zu sprechen kam, so konnte sie ihm nicht genug danken für das grosse Glück, zu dem er ihr verholfen hatte.

GEHEIME LIEBE EINER MAILÄNDISCHEN EDELDAME

von MATTEO BANDELLO

ALS ICH EINST DURCH MAILAND REISTE, HÖRTE ICH VON einem meiner Freunde, wie in dieser Stadt eine verwitwete Edeldame wohne, die entschlossen sei, sich nicht mehr zu vermählen, ob sie gleich noch sehr jung, äusserst reich und von seltener Schönheit war und kaum über zweiundzwanzig Jahre zählte. Sie hatte ein ganz kleines Knäblein in der Wiege, das sie erst vor einem Jahre ihrem Gatten geschenkt. Als ihr Gemahl krank geworden war und im Sterben lag, hatte er im Testament sein Söhnlein zum Universalerben eingesetzt. Seiner Frau vermachte er zu ihrem eigenen Vermögen noch fünftausend Golddukaten und liess sie, wie die Lombarden sagen, als unumschränkte Gebieterin all seiner Besitztümer zurück, ohne dass sie jemand Rechenschaft abzulegen brauchte über ihre Vermögensverwaltung. Doch verfügte er, dass sie keinerlei Grundstücke von seinen Landgütern weder verkaufen noch als Pfand veräussern dürfe. Als sie so Witwe geworden war, wandte sie all ihre Aufmerksamkeit auf die Erziehung ihres Söhnchens. Sie wohnte in einem herrlichen Palast, der mit den prachtvollsten flandrischen und alexandrinischen Teppichen und mit seidenen Möbeln und weichen Betten ausgestattet war, wie nur irgendeiner in Mailand. Auch hielt sie eine sehr vornehme Karrosse mit vier stattlichen Pferden, und wenn sie auch nicht mehr so viele Lakaien und Dienerschaft besass wie zu Lebzeiten ihres Mannes, so hatte sie dennoch zahlreiche Bedienung, unter anderm einen alten Sekretär, der schon bei ihrem Schwiegervater und ihrem Gatten dieses Amt innegehabt, ferner einen Verwalter der auswärtigen Güter, dann einen bejahrten Hausmeister, sowie zwei Reitknechte und einige Edelknaben. Überdies besass sie etliche Mägde nebst einem Hausvogt und der Amme. Sie verlangte nun, dass diese Bedienten jeden Abend zu schicklicher Stunde in ihre Zimmer sich zurückzögen, und sobald die Portale des Palastes abends geschlossen wurden, liess sie sich die Schlüssel davon in ihr Schlafgemach bringen, wo sie sie über Nacht behielt. So lebte sie in ungestörter Ruhe und



Zurückgezogenheit, besuchte ihre Verwandten selten und andere noch weniger. Das einsame Leben gefiel ihr, und sie war fest entschlossen, keinen neuen Ehebund mehr einzugehen. Sie stammte aus adeligem Geschlechte, besass ein ansehnliches Vermögen, und man hielt es für gewiss, dass sie allezeit viele Tausende von Dukaten in der Kasse haben musste, zumal man die grossen Einkünfte und den geringen Aufwand kannte, der bei ihr zu Hause üblich war. Darum stellte ihr ein hübscher Trupp von Edelleuten nach, ihre Gunst zu gewinnen, die einen, um ihrer Schönheit teilhaftig zu werden, die andern, um sie zur Ehe zu bekommen. Aber all dies war umsonst, denn sie sagte, sie habe den feinsten und höflichsten Herrn zum Gemahl gehabt, den man nur finden könne, und seine ausschliessliche Liebe besessen, die er im Tode noch durch eine zärtliche Anhänglichkeit und Treue erwiesen habe. Sie wolle daher das Glück nicht zum zweiten Mal versuchen, aus Furcht, an einen jener widerwärtigen, eifersüchtigen und argwöhnischen Männer zu geraten, die der Spott der Nachbarn und die Plage des Hauses sind. Bei diesem Entschluss verblieb sie und kümmerte sich gar nicht um die Liebeswerbungen all derer, die ihr den ganzen Tag den Hof machten oder sie zur Frau begehrten. Daher konnte keiner bemerken, dass sie dem einen wohlgesinnter wäre als dem andern. So dauerte es etwa zwei Jahre lang, ohne dass sie für irgend jemand eine Neigung fasste. Vielmehr schien sie die ganze Welt gering zu schätzen und verspürte auch weiter keine Lust, sich nochmals zu vermählen.

Einst nun geschah es, dass man das liebliche Verkündigungsfest der hohen Himmelskönigin Maria feierte, wobei, wie man mir sagte, gewöhnlich vollkommener Ablass gespendet wird, das eine Jahr in der Kirche des Ospitale Maggiore, das andre Jahr im Dom, diesmal am erstern Ort. Wie nun die Dame in die Kirche kam, sah sie ihr beinahe gegenüber einen jungen Edelmann im Gespräch. Sie war gekommen, um in der Beichte vollständigen Ablass zu empfangen und ward nun plötzlich von so glühender Liebe ergriffen, dass sie die Augen mehrmals aufschlug, um den jungen Mann zu betrachten, der in der Tat sehr schön, reich und mit den trefflichsten Eigenschaften ausgestattet war. Es kam ihr vor, als hätte sie in ihrem ganzen Leben noch nie einen so feinen Jüngling wie diesen gesehen und sie vermochte ihre Blicke kaum mehr von ihm abzuwenden. Aber der Edelmann, der nicht an sie dachte, achtete ihrer

nicht. Wie sehr hätte sie gewünscht, dass er sich zu ihr wendete, denn sie glaubte daraus, dass er sie anblicke, ein wunderbares Vergnügen zu schöpfen. Indessen aber trat der Apotheker, bei dem die Dame Arzneien und auch Eingemachtes zu bestellen pflegte, auf den Jüngling zu und knüpfte mit ihm ein Gespräch an. Da diese Unterhaltung jedoch lange dauerte, winkte sie den Hausvogt, der sie begleitet hatte, zu sich her und fragte ihn mit leiser Stimme, ob er jenen jungen Mann dort kenne, der soeben mit dem Apotheker spreche? Da dieser ihn nicht kannte, beauftragte sie ihn, so unauffällig als nur möglich zu erkunden, wie er heisse. Bald nachher verliess jener junge Herr die Kirche und der Hausvogt schlich ihm vorsichtig nach, bis er einem Gepäckträger begegnete, den er gut kannte. Und da die Lastträger in allen Häusern bekannt sind und beinahe einen jeden kennen, so fragte er diesen, wer der Junker sei, der von drei Dienern begleitet ihm vorausgehe? „Ob ich ihn kenne?“ entgegnete der Dienstmann, „ich bin sehr wohl vertraut in seinem Hause und habe dort tausenderlei die Woche über zu tun.“ Dann nannte er ihm dessen Vor- und Geschlechtsnamen und die Strasse, in der er wohne. „Sieh doch,“ versetzte der kluge Hausvogt, um dem Gepäckträger die Spur zu verwischen, „sieh doch, wie sehr ich mich geirrt habe. Ich glaubte, es sei ein anderer, dem er sehr ähnlich sieht.“ Darauf eilte der Diener nach Hause und berichtete alles seiner Gebieterin. Sie hatte diesen Namen von ihrem verstorbenen Gatten mehrmals erwähnen und ihn als vornehm, reich und feingebildet rühmen hören. Daher fing sie an, sich öfters ans Fenster zu stellen, um zu sehen, ob der Jüngling nie durch diese Strasse komme. Das Glück war ihr dabei günstig, da der junge Mann auf keinem kürzern Wege als an ihrem Haus vorüber zum Palast des Bürgermeisters gelangen konnte, wohin er eines Prozesses wegen öfters gehen musste. Dies zu entdecken, bereitete ihr das allergrösste Vergnügen. Sie sah ihn nun häufig dieses Weges kommen, und die gleiche Strasse zurückkehren und gewahrte dabei wohl, dass er stets ohne Geleite dahinging, wenn er nicht in Begleitung eines Advokaten oder Prokurators war, denen er seinen Prozess anvertraut hatte. Ebenfalls war er fast immer allein, wenn er durch die Strassen der Stadt spazieren ritt. So oft nun die junge Witwe in ihrer Karrosse eine Spazierfahrt unternahm über Land, wie dies ja dort allgemein Sitte ist, so begegnete sie ihm meist allein, oder er war

höchstens von einem Pagen oder zwei bis drei Dienern begleitet, obgleich er zu Hause sonst eine zahlreiche Dienerschaft hielt. Wenn dann der junge Mann der Witwe begegnete, sei es zu Wagen oder zu Ross, so schwenkte er jeweilen sein Barett und bezeigte ihr seine Verehrung durch eine zierliche Verbeugung. Auch sie erwiderte ihm wie allen andern den Gruss und die empfangene Ehre mit Kopfnicken oder je nach dem Range der Person mit tiefer Verbeugung. Stets hielt sie sich aber so, dass niemand merken konnte, ob sie dem einen mehr zugetan sei als dem andern. Zu dem Jüngling jedoch empfand sie eine mehr als gewöhnliche Neigung, war aber vorsichtig genug, ihm mit keiner Gebärde ihre Liebe zu verraten. Seine Schönheit und sein stilles, vornehm zurückhaltendes Wesen gefielen ihr über alle Massen. So trug sie also ihr Sehnen lange in sich herum und wusste nicht, wie sie es angreifen sollte. Schliesslich verhalf ihr die Liebe zu einem Einfall, wie sie sich seiner erfreuen könnte, ohne von ihm erkannt oder gesehen zu werden und zwar auf eine Art, wie sie vielleicht bisher noch nie ersonnen worden ist. Nun höret, meine Herren, die List und Klugheit dieser Frau. Zuerst entdeckte sie sich dem Hausvogt und der Amme, und setzte ihnen mit überzeugenden Gründen auseinander, wie sie entschlossen sei, mit der grösstmöglichen Heimlichkeit, um ihre Ehre zu erhalten, einen jungen Kavalier ausfindig zu machen, der ihr etwas Gesellschaft leiste. Sie gab also dem Hausvogt genaue Weisungen, was sie von ihm ausgeführt wünschte und offenbarte ihm auch, wer der Auserwählte sei.

Es kamen die fröhlichen Tage des Karnevals, wo bekanntlich jeder maskiert herumgehen darf. Die Dame befahl ihrem Hausvogt, sich zu verkleiden und den jungen Edelmann aufzusuchen, um mit ihm zu reden. Der treue Diener maskierte sich, bestieg ein Ross und ritt so lange in der Stadt umher, bis er dem Jüngling begegnete, der ohne Begleitung durch die Strassen spazieren ritt. Er näherte sich ihm und sagte: „Mein Herr, ich wünschte mit Euch zu sprechen, wenn es Euch genehm ist." Der Jüngling erwiderte, er sei gerne bereit, ihn anzuhören und forschte, zu erfahren, wer er sei. „Wer ich bin, das darf ich Euch nicht sagen. Doch hört, was ich Euch sonst noch mitzuteilen habe: Es lebt in dieser Stadt eine schöne und edle Frau, die mit Glücksgütern reich gesegnet ist. Diese ist so erglüht in Liebe zu Euch, wie nur je eine Frau in der Welt sein kann. Sie hält Euch für einen der artigsten jungen Leute

unserer Stadt. Sie wünscht daher, dass Ihr sie heute Nacht besucht, doch so, dass Ihr sie weder sehen noch erkennen könnt. Wenn es Euch also nicht missfällt, so findet Euch heute Abend um neun Uhr an der und der Strassenecke ein. Ich werd Euch dort maskiert abholen. Es steht Euch frei, Euch zu bewaffnen, wie Euch gut dünkt. Sobald ich komme, zieh' ich Euch eine Kapuze über den Kopf, damit Ihr nicht sehen könnt, wohin man Euch führt. Doch versich're ich Euch, dass Ihr keinerlei Arglist zu befürchten habt. Vielmehr bringe ich Euch zu der schönsten Dame der ganzen Lombardei. Überlegt das wohl und handelt dann darnach." — Auf diese Worte hin entfernte sich der Hausvogt und kehrte auf ungewohnten Wegen nach Hause zurück. Der junge Mann aber stand da gänzlich verwirrt und wusste nicht, was in einem solchen Falle zu tun sei. „Wer weiss," sprach er dann bei sich selbst, „ob nicht ein Feind mit dieser Lockspeise mir Gift gelegt hat und will mir so den Garaus machen. Und doch hab ich meines Wissens keinen Todfeind, da ich niemand etwas Leides zugefügt. So kann ich mir auch nicht denken, wer denn nach meinem Leben trachten soll. Auch sagte ja der Unbekannte, ich könne, wenn ich wolle, bewaffnet gehen. Doch mag ich noch so blanke Klingen führen, wie soll ich denn mit der Kapuze überm Kopf erkennen, wer mein Gegner ist. Hat man auch je gehört, dass eine Frau, die so vernarrt ist, sich von ihrem Liebhaber nicht wollte sehen lassen? Kann ich denn wissen, ob ich, statt ein zartes und feines Weib zu umarmen, nicht in die Hände einer feilen Dirne gerate, die jedem Bettler oder Eckensteher sich um den Hals wirft?" Unter diesen und ähnlichen Gedanken überlegte der junge Mann, was aus der Sache werden möchte. Er war bis zum Abend ganz ausser sich und wusste zu keinem Entschlusse zu kommen. Zwei Stunden nach Einbruch der Dunkelheit speiste er zu Nacht, ass aber nur wenig und dachte immer darüber nach, was er tun solle. Endlich entschloss er sich, das Abenteuer zu versuchen, bewaffnete sich und begab sich dann gegen neun Uhr an die bezeichnete Stelle. Er brauchte auch nicht lange zu warten, so erschien der Hausvogt in der verabredeten Weise und stülpte ihm die Kapuze auf. „Mein Herr," sagte er, „fasst mit einer Hand den Zipfel meines Rockes hinten und folgt mir nach!" Der Hausvogt ging sodann durch verschiedene Strassen hier und dorthin, kehrte auch manchmal zurück und verfehlte oft absichtlich seinen Weg, so dass er ihn ein

zweites Mal kaum mehr gefunden hätte. Zuletzt führte er ihn in den Palast der jungen Witwe und liess ihn in ein Zimmer des Erdgeschosses treten, das aufs prunkvollste ausgestattet war. In dem Gemache stand ein prächtiges Himmelbett mit Vorhängen und Kissen aus purpurner Seide und Goldfäden so kunstgerecht und meisterhaft durchwirkt, dass auch der reichste König darin sich glücklich und geehrt erachtet hätte. Im ganzen Raum verbreitete sich der köstlichste Wohlgeruch. In einer Ecke des Kamins glimmte ein Feuer und auf einem Tischlein stand ein silberner Leuchter mit einer brennenden Kerze aus feinstem Wachs. Das Tuch, auf dem die Ampel stand, war in vielen Farben gewoben und mit Gold und Seide in morgenländischer Pracht gestickt. Darauf lagen hübsche Kämme aus Elfenbein und Ebenholz, womit er den Bart und seine langen Locken ordnen könnte. Auch fanden sich daselbst die schönsten Netze und Tücher, um sie beim Kämmen auf die Schultern zu legen und die Hände zu trocknen. Was soll ich aber von dem Reichtum des Zimmers rings an den Wänden sagen? Statt mit Tapeten waren diese mit strahlenden Goldteppichen behängt, in denen die Wappen des verstorbenen Gemahls und seiner Witwe angebracht waren. Damit aber der Liebhaber ihren Namen aus jenen Wappenzeichen nicht erraten könnte, hatte die kluge Frau durch andere kostbare Stickereien dieselben so gut überdecken lassen, dass es aufs beste zusammenpasste und man die Änderung gar nicht merkte. Ferner ward ihm in feinstem Majolica-Service ein köstlicher Imbiss bereitet, bestehend in auserlesenem Backwerk und Wein von Montebriantino. Sobald der junge Edelmann das Zimmer betreten, hatte der Hausvogt ihn der Kapuze entledigt und sagte zu ihm: „Ihr habt wohl kalt? So wärmt Euch nach Belieben." Hernach bot er ihm den Imbiss an. Der Jüngling dankte ihm, doch begehrte er nichts zu essen, sondern stellte sich zum Feuer am Kamin, um den Glanz und die Pracht dieses Zimmers zu überschauen. Er war ganz trunken von all der Herrlichkeit und geriet vor Verwunderung schier ausser sich, als er im einzelnen den fürstlichen Aufwand dieses Gemachs betrachtete. Nun war es ihm völlig klar, dass die Besitzerin dieses Hauses eine der vornehmsten Frauen der mailändischen Aristokratie sein müsse. Sobald er sich ein wenig am traulichen Kaminfeuer erlabt hatte, brachte der Hausvogt eine silberne Wärmeflasche und wärmte damit das Bett aufs beste durch. Dann half er dem Jüngling sich aus-

zuziehen und zur Ruhe zu legen. Kaum hatte er sich im seidenen Bette niedergelegt, so öffnete sich die Türe und die junge Witwe trat ein mit einer Maske über dem Gesicht. Sie trug ein Jäckchen aus schwarzbraunem Damaszenerstoff, überall verbrämt mit feinen Goldschnüren und karmoisinroter Seide. Darunter trug sie einen Rock aus Brokat, durchweg mit der schönsten Handarbeit gestickt. Mit ihr erschien die Amme, gleichfalls maskiert, und half der Gebieterin, sich entkleiden. Unverwandten Blicks betrachtete der junge Edelmann die liebliche Gestalt ihres Körpers. Sie prangte in vollem Ebenmass der Glieder und hatte einen blühend weissen, zart gehobenen Busen, den selbst ein Künstler nicht schöner hätte formen können. Ihre feine, weiche Hand war in natürlicher Farbe gerötet. Sobald sie sich ihrer Kleider entledigt hatte, legte sie sich ihm zur Seite, ohne ihn jedoch zu berühren, und behielt immer noch die Maske über sich. Der Hausvogt und die Amme deckten nun das Feuer so geschickt zu, dass es durchaus keine Helle mehr verbreiten konnte. Ebenso löschten sie die Kerze und verliessen das Gemach, die Türe hinter sich verschliessend. Jetzt nahm sich die Witwe die Maske von den Augen, steckte sie hinter das Kopfkissen und sprach in herzlichem Tone zu dem Jüngling also: „Mein Herr, gebt mir Eure Hand!“ Der tat dies voller Ehrerbietung, und als er die Zartheit und Anmut ihrer sammetweichen Hände fühlte, lief ihm das Blut feurig durch alle Adern und er harrte begierig, was sie nun zu ihm sagen werde. Dann fuhr sie fort: „Mein Herr, den ich mehr liebe als meine eignen Augensterne, Ihr werdet Euch wohl höchlichst verwundert haben über die Art, wie ich Euch hergeführt. Aber da ja mein Abgesandter Euch den Grund davon entdeckt hat, so wird auch Eure Verwunderung nicht länger dauern. Dennoch muss ich Euch wiederholen, dass Ihr nie erfahren werdet, wer ich bin, solang Ihr mich nicht völlig überzeugt habt von Eurer Standhaftigkeit und Verschwiegenheit. Ihr müsst Euch also dazu verstehen, nie eine Silbe zu verraten über die Art Eures Hieherkommens. Denn auf das kleinste Wörtchen, das Ihr darüber ausplaudern solltet, und das mir gewiss wieder zu Ohren käme, würde Euch die Rückkehr zu mir für immer abgeschnitten sein. Das Zweite, was ich von Euch begehre, ist, dass Ihr niemals zu erfahren trachtet, wer ich bin. — Wollt Ihr mir dies Versprechen halten, so werd ich stets die Eure sein und niemand meine Liebe schenken, als Euch allein.“ Der

Jüngling versprach, all das getreulich zu vollführen und noch weit mehr, was sie ihm aufzutragen beliebe. Darauf gab sie sich ganz den Liebkosungen des Edelmannes hin, und sie genossen die Seligkeit und Wonne ihrer Liebe zu beiderseitigem, unendlichem Entzücken. Und wenn die Frau nicht müde werden konnte, ihn an ihr Herz zu drücken, so fühlte er nicht minder sich von ihr beglückt. Man kann daher nicht sagen, welches von beiden der Lust und Freude mehr verspürte.
Etwa eine Stunde vor der Morgendämmerung kam der Hausdiener und zündete mit der Amme ein Feuer an. Sie waren beide maskiert und halfen hernach dem Jüngling, sich ankleiden. Sobald die schöne Frau die Türe öffnen hörte, langte sie ihre Maske wieder hervor und band sie über sich. „Auf!" sprach sie dann zu dem Geliebten, „auf, Herr, es ist nun Zeit, sich zu erheben!" Der Edelmann zog seine Kleider und Waffen an, sagte der Frau Lebewohl und wurde vom Hausvogt auf Umwegen an den Ort zurückgebracht, wo er ihn abgeholt hatte. Dort nahm er ihm die Kapuze ab und kehrte wieder nach Hause zurück. Dieses Glück dauerte etwa sieben Jahre lang zum unbeschreiblichen Vergnügen der beiden Liebenden, und der Jüngling hielt sich diese Zeit über für den seligsten Liebhaber der Welt. Aber das neidische Schicksal, das den Menschen nie ein langes, glückliches Beisammensein verstattet, trennte mit dem Tod des jungen Mannes diesen so sorglich behüteten Liebesbund. Ein bösartiges, tückisches Fieber befiel den besagten Edelmann, wogegen die Ärzte mit ihrer ganzen Kunst nicht Abhilfe noch Linderung zu finden wussten. Daher starb er nach sieben Tagen zum unsäglichen und tiefen Schmerz der Frau, die noch heute unablässig bei Tag und Nacht mit Tränen ihn beweint.

ANTONIO BOLOGNA UND DIE HERZOGIN VON AMALFI

von MATTEO BANDELLO

ANTONIO BOLOGNA WAR EIN NEAPOLITANISCHER EDELmann und lebte, solange er in Mailand wohnte, im Hause des Herrn Silvio Savello. Nach dessen Abreise trat er in die Dienste des Markgrafen von Bitonto und als dieser in französische Gefangenschaft geriet und sich nach seiner Befreiung in seine Heimat nach Neapel zurückzog, blieb Antonio Bologna im Hause des Ritters Alfonso Vesconte von Mailand und lebte daselbst ganz standesgemäss, hatte schöne Kleider und Pferde. Antonio war ein feiner Mann von stattlicher Erscheinung, der nicht bloss für einen tapferen Degen galt, sondern auch für einen gewandten Reiter. Überdies war er wohl bewandert in den schönen Wissenschaften und verstand herrlich zu singen, wobei er sich mit der Laute in der Hand kunstvoll begleitete. Ich weiss, dass einige von uns ihn noch selber haben singen hören oder vielmehr nicht singen, sondern sein trauriges Schicksal beklagen, als er von Frau Ippolita Sforza und Frau Bentivoglia zu singen und musizieren aufgefordert wurde. Später begab er sich nach Frankreich, wo er dem unglücklichen König Friedrich von Aragonien, der aus Neapel vertrieben worden war und sich an den französischen Königshof Ludwigs XII. geflüchtet hatte, viele Jahre lang als Oberhofmeister treu diente. Schliesslich kehrte Antonio wieder in seine Heimat nach NEAPEL zurück und verbrachte dort seine Tage. Als er eine Zeitlang in seiner Vaterstadt verweilt hatte, liess ihn die HERZOGIN VON AMALFI, die Tochter Heinrichs von Aragonien und die Schwester des Kardinals vom gleichen Fürstenhause, anfragen, ob er nicht geneigt sei, als Oberhofmeister in ihre Dienste zu treten. Antonio, der an das Hofleben gewöhnt und der aragonischen Partei ergeben war, nahm ihren Vorschlag an und begab sich also an den Hof der Herzogin von Amalfi. Diese Regentin war frühzeitig Witwe geworden und hatte ein Söhnlein, dessen Erziehung sie mit gleicher Fürsorge leitete wie die Regierungsgeschäfte ihres Herzogtums. Jung, rüstig und schön wie sie war und an ein behagliches Leben

gewöhnt, hatte sie nicht im Sinne, sich ein zweites Mal zu vermählen, weil sie dann ihren Knaben in fremde Obhut hätte geben müssen. Deshalb gedachte sie, sich bei passender Gelegenheit einen Liebhaber auszuwählen, um mit ihm zusammen ihre Jugend zu geniessen. Sie warf ihr Augenmerk auf viele Männer, sowohl Untertane als auch Fremde, die sie für gesittet und wohlerzogen hielt. So sorgsam sie jedoch diese beobachtete, so schien es ihr doch, dass sich kein einziger mit ihrem Oberhofmeister Antonio vergleichen lasse. Daher verliebte sie sich täglich mehr in ihn und sein Wesen gewann immer mehr ihren Beifall, so dass sie am Ende glaubte, nicht mehr ohne ihn leben zu können. Antonio aber war klug genug, den Abstand zwischen sich und seiner hohen Herrin zu erkennen, doch konnte er sich trotzdem ihrer Gegenliebe nicht erwehren, sobald er sich ihrer Zuneigung bewusst geworden war. All seine Gedanken waren fortan nur noch mit ihr beschäftigt. Um jedoch üblen Nachreden zu begegnen, fasste die Herzogin den Entschluss, nicht nur Antonios Geliebte zu sein, sondern ganz im Geheimen seine Gattin zu werden, bis sie sich genötigt sehe, ihre eheliche Verbindung mit ihm öffentlich bekannt zu machen. Sobald sie über diesen Schritt im Klaren war, liess sie Antonio eines Tages zu sich rufen, trat mit ihm an eine Fensternische ihres Gemachs, wie sie jedes Mal zu tun pflegte, wenn sie sich mit ihm über ihr Hauswesen beriet und sprach dann folgendermassen zu ihm: „Spräche ich mit irgend einem andern Menschen als mit dir, Antonio, so würde ich nicht wissen, ob meine Worte gut aufgehoben wären. Da ich dich aber für einen verschwiegenen, mit hohem Verstande begabten Mann kenne, so möchte ich deinen Rat vernehmen. Ich bin, wie du weisst, durch das Ableben meines seligen Gemahls in ziemlich jungen Jahren Witwe geworden und habe seither ein zurückgezogenes Leben geführt. Ebenfalls habe ich die Regierung des Herzogtums mit solcher Sorgfalt verwaltet, dass ich hoffen darf, wenn mein Sohn volljährig wird, ihm das Reich in besserem Zustand zu übergeben, als ich es beim Tode meines Gatten übernahm. Denn nicht allein habe ich fünfzehntausend Dukaten Schulden zurückbezahlt, welche mein Gemahl durch den letzten Krieg hatte machen müssen, sondern ich habe noch eine einträgliche Baronie in Calabrien durch Kauf erworben und mich von allen Schulden frei gemacht, so dass mein ganzes Hauswesen in bester Ordnung ist. Nun hatte ich zwar

beschlossen, in meinem Witwenstand zu beharren und meine Residenz bald auf diesem Schlosse, bald auf einem andern oder auch in Neapel aufzuschlagen. Doch bin ich jetzt auf andere Gedanken gekommen. Ich bin nämlich willens, mich wieder zu vermählen. Wollte ich mir aber einen Mann suchen, der meinem ersten Gemahl an Rang gleichkommt, so wüsste ich nicht, wie ich es anstellen sollte, denn es lebt gegenwärtig bei uns kein Adeliger, der meinem Alter entspräche und der noch ledigen Standes wäre. Um aber den Lästerzungen des Volkes zu begegnen und mich mit meinen Verwandten nicht zu überwerfen, besonders mit meinem Bruder, dem Kardinal, so wünschte ich die ganze Sache so lang geheim zu halten, bis man sie mit weniger Gefahr gelegentlich einmal öffentlich kundgeben liesse. Derjenige, den ich zum Gemahl erwählen möchte, hat etwa tausend Dukaten Einkünfte und ich besitze aus meiner Mitgift und dem hinterlassenen Erbteil meines Gatten über zweitausend, wozu noch all die Hausgeräte kommen, die ebenfalls mein Eigen sind. Könnte ich so den Rang einer Herzogin nicht behaupten, so würde ich mich damit begnügen, als Edelfrau zu leben. Vorerst möchte ich aber gerne deinen Ratschlag hören." Als Antonio dies vernommen hatte, wusste er nicht, was er darauf erwidern sollte, denn er konnte natürlich nicht wünschen, dass sie sich mit einem andern verheirate. Er blieb daher stumm ihr gegenüber stehen, wechselte im ganzen Gesicht die Farbe und seufzte tief. Die Herzogin erriet seine Gedanken und da sie daraus sah, wie inniglich sie von ihm geliebt werde, so sprach sie zu ihm, um ihn nicht länger in Ungewissheit zu lassen: „Antonio, sei guter Dinge und erschrick nicht, denn wenn es dir recht ist, so gedenke ich, deine Gattin zu werden." Bei diesen Worten kam Antonio wieder zu sich und war überglücklich über den Entschluss seiner Gebieterin, indem er sich bescheiden nicht als Gatten, sondern als ihren treu ergebenen Diener anerbot. Die Herzogin aber blieb fest auf ihrem Vorsatz und so kamen sie nach langer Unterredung miteinander überein, sich sobald und so geheim als möglich zusammenzufinden. Die Herzogin rief ihre Kammerfrau zu sich und ohne dass sonst noch jemand anwesend war, vermählte sie sich mit Antonio.

Ihre Ehe blieb mehrere Jahre lang geheim, obgleich Antonio fast jede Nacht bei seiner Gemahlin zubrachte. Infolge dieser Verbindung wurde die Herzogin zu ihrer und ihres Gatten grösster Freude guter Hoffnung

und schenkte ihm ein Knäblein. Sie wusste aber alles so geschickt zu verbergen, dass niemand etwas von der Geburt dieses Kindes merkte. Antonio gab ihm bei der Taufe den Namen Federigo und liess es mit vieler Sorgfalt auferziehen. Eine Weile später wurde die Herzogin abermals gesegneten Leibes und gebar ein Töchterlein. Diese zweite Geburt konnte jedoch nicht so geheim gehalten werden, so dass die Sache verschiedentlich besprochen wurde und das Ereignis auch den beiden Brüdern zu Ohren kam, namentlich dem Kardinal von Aragon. Als die Brüder ihrer Schwester Niederkunft erfuhren, vereinbarten sie sich, diese Schande nicht zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen, doch liessen sie fortan jeden Schritt der Herzogin beobachten. Da nun dieses Geflüster am Hofe umging und alle Tage Leute von den Brüdern kamen, um der Sache auf die Spur zu kommen, so fürchtete Antonio, die Kammerzofe könnte sich am Ende verleiten lassen, das Geheimnis zu verraten. Darum sprach er eines Tages zur Herzogin: „Ihr wisst, meine Geliebte, dass Eure Brüder seit Eurer zweiten Geburt Verdacht auf mich geschöpft haben und ich besorge, sie könnten mich eines Tags umbringen lassen. Ihr kennt ihre Natur besser als ich und wisst, wozu sie fähig sind. Gegen Euch werden sie ihre Wut wohl niemals kehren, sondern sich damit begnügen, mich aus dem Weg zu räumen. Ich habe mir deshalb vorgenommen, nach Neapel zu gehen, dort meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und mich dann nach Ancona zurückzuziehen, wohin ich mir meine Einkünfte werde schicken lassen. Dort bleibe ich so lange, bis man sieht, dass dieser Verdacht ihnen aus dem Sinn gekommen ist. Die Zeit wird dann auch weiter Rat bringen." Die beiden wechselten hernach noch viele Worte über diese Angelegenheit und am Ende nahm Antonio zu ihrem grössten Schmerze Abschied von seiner Frau, begab sich nach Neapel, ordnete daselbst seine Geschäfte, übertrug deren Fürsorge einem seiner Vetter und reiste hierauf nach Ancona, wohin er auch seine beiden Kinder brachte und daselbst ein seinem Stande gemässes Haus führte. Indessen er daselbst seine Kinder sorgfältig auferzog, war die Herzogin zum dritten Mal guter Hoffnung geworden. Aus Heimweh zu ihren Kindern und zu ihrem Gatten wurde sie schliesslich so schwermütig, dass sie es nicht länger aushalten konnte. Tag und Nacht sann sie über ihre Lage nach und befürchtete, die Brüder könnten ihr am Ende einen bösen Streich spielen, wenn sie

von dieser dritten Niederkunft Meldung bekämen. Deshalb nahm sie sich vor, lieber ihrem Gatten nachzufolgen, und mit ihm als einfache Edelfrau zu leben, als in steter Furcht und Trennung weiterhin ihre herzogliche Würde und Titel zu tragen. Sie setzte ihn darum insgeheim von ihrer baldigen Ankunft in Kenntnis. Zugleich liess sie soviel Geld und Sachen als möglich nach Ancona vorausschicken. Dann machte sie öffentlich bekannt, sie habe gelobt, nach Loreto zu wallfahren, bestellte ihr Haus, übertrug die Erziehung des jungen Prinzen zuverlässigen Händen und machte sich mit einem zahlreichen Gefolge auf die Wallfahrt nach Loreto unweit von Ancona. Sie langte auch glücklich an diesem Orte an, liess in der Kirche eine feierliche Messe lesen und überbrachte dem ehrwürdigen Gotteshaus reiche Geschenke. Als nun ihre Leute an die Heimkehr dachten, sagte die Herzogin: „Wir sind nur 15 Meilen von Ancona entfernt und da dies eine sehr alte und schöne Stadt sein soll, so dächte ich, es wäre wohlgetan, wir nehmen unsern Weg dorthin, um daselbst etwas auszuruhen." Das Gefolge fügte sich ihrem Vorschlag und so setzte sich der ganze Zug gegen Ancona in Bewegung, wohin das Gepäck bereits vorausgesandt worden war. Antonio war von alle dem rechtzeitig benachrichtigt worden und hatte Vorkehrungen getroffen, um die Herzogin in seinem Hause aufs prächtigste zu empfangen. Sein Palast war an der Hauptstrasse gelegen, so dass sie notwendigerweise an seinem Haus vorüberkommen mussten. Der Küchenmeister der Herzogin war schon in aller Frühe angelangt, um das Frühstück anzuordnen. Antonio hatte ihn jedoch in sein Haus geführt und ihm eröffnet, er habe bereits für Mahlzeit und Herberge der Gäste Vorsorge getroffen. Sobald es nun Antonio an der Zeit schien, stieg er mit einer stattlichen Schar von Freunden zu Pferde und ritt seiner Frau fast drei Meilen vor die Stadt hinaus entgegen. Als die Begleiter den Ankömmling erkannten, riefen sie ihrer Herrin freudig zu: „Ei seht da, gnädige Frau, unsern Herrn Antonio Bologna!" Und alle hiessen ihn willkommen. Er stieg ab, küsste der Herzogin die Hand und lud sie samt ihrem Gefolge in sein Haus ein. Sie nahm die Einladung an und er führte sie noch nicht als seine Gattin, sondern als seine Gebieterin in sein Haus. Als sie dort allesamt zu Mittag gespeist hatten, beschloss die Herzogin, da sie wusste, dass es doch einmal geschehen müsste, ihre Maske endlich fallen zu lassen. Sie berief daher ihre Leute

in den Saal und sprach zu ihnen also: „Es ist nunmehr an der Zeit, meine Getreuen, dass ich vor der ganzen Welt offenbare, was einst vor Gott im Stillen geschehen ist. Mein Witwenstand hatte mir den Wunsch eingegeben, mich wieder zu vermählen und zwar einen Mann zu nehmen, der ganz nach meinem Sinne sei. Ich verheiratete mich also schon vor mehreren Jahren in Gegenwart dieser hier anwesenden Kammerfrau mit Herrn Antonio Bologna. Er ist mein rechtmässiger Gatte und bei ihm will ich fortan auch als die Seinige bleiben. Bisher bin ich eure Herzogin und Gebieterin gewesen und ihr waret mir stets pflichtgetreue Dienstleute. In Zukunft liegt es euch nun ob, meinen Sohn, den jungen Herzog, zu beschützen und ihm getreu zu sein. Ihr werdet diese meine Kammerfrauen nach Amalfi zurückbegleiten, wo ich vor meiner Abreise ihre Aussteuer in der Bank von Paolo Tolosa hinterlegte und die betreffenden Papiere übergab ich der Äbtissin des Klosters von San Sebastiano. Ich bedarf nämlich fürderhin niemand weiter zu meiner Bedienung als meine Kammerfrau. Frau Beatrice, meine bisherige Ehrendame, ist von mir bereits, wie sie weiss, zufrieden gestellt worden. Nichtsdestoweniger wird sie in den obgenannten Papieren finden, dass ich ihr noch eine beträchtliche Summe angewiesen habe, mit welcher sie eine ihrer Töchter verheiraten kann. Ist unter meinen Dienern irgend einer, der ferner bei mir bleiben möchte, so soll ihm eine gute Behandlung zugesichert sein. Für die übrigen aber wird bei ihrer Rückkehr nach Amalfi der Oberhofmeister Sorge tragen nach herkömmlicher Sitte. Und so erkläre ich denn nochmals, dass ich entschlossen bin, lieber hier bei meinem Gemahl im Privatleben zu bleiben, als weiter Herzogin zu sein.“ — Über diese Mitteilung war die ganze Versammlung höchlich erstaunt und ausser Fassung. Als sie aber sahen, dass es kein Scherz war und Antonio seine beiden Kinder kommen liess und die Herzogin sie als die ihrigen küsste und umarmte, da kam das Gefolge überein, sogleich nach Amalfi zurückzukehren mit Ausnahme der Kammerfrau und zwei Reitknechten, die bei ihrer Gebieterin bleiben wollten. Die andern aber, die aus Furcht vor dem Kardinal nicht wagten, bei der Herzogin zu bleiben, verliessen allesamt das Haus und begaben sich in eine Herberge. Auch sandten sie einen Eilboten nach Rom ab, um den Kardinal von dem Vorfall zu unterrichten. Dann traten sie die Heimkehr nach Amalfi an.

Also blieb die Herzogin bei ihrem Gatten in Ancona und lebte mit ihm und ihren Kindern in äusserster Zufriedenheit. Wenige Monate später schenkte sie ihm einen zweiten Sohn, dem sie den Namen Alfonso beilegten. Unterdessen wussten es der Kardinal und sein Bruder beim Papst Julius II. durchzusetzen, dass Antonio und seine Gattin aus der Stadt Ancona*) verwiesen wurden, nachdem sie kaum 6—7 Monate hier gewohnt hatten. Immerhin gelang es Antonio trotz des Drängens von Seiten des päpstlichen Gesandten, die Sache durch Unterhandlungen in die Länge zu ziehen. Als er aber sah, dass seines Bleibens in Ancona nicht mehr sei, suchte er durch einen Freund, den er in Siena hatte, sicheres Geleite nach jener Stadt in der Toskana zu erlangen. Er erhielt sogar von der Regierung in Siena die Erlaubnis, sich daselbst mit seiner ganzen Familie niederzulassen. Er hatte bereits seine Kinder dorthin vorausgeschickt und seine Angelegenheiten in Ancona so weit geordnet, dass er am gleichen Tage, wo er von der Regierung den Befehl erhielt, binnen 14 Tagen ihr Gebiet zu räumen, samt seiner Frau und Dienerschaft zu Pferde stieg, um die Reise über die Berge nach Siena anzutreten. Die beiden Brüder von Aragon hatten gehofft, die Reisenden unterwegs in ihre Gewalt zu bekommen. Sie sahen sich jedoch getäuscht, denn Antonio hatte schon den Kirchenstaat verlassen. Jetzt bewogen sie den Kardinal Alfonso Petrucci in Siena durch seinen Bruder Borghese, der Präfekt dieser Stadt war, den Flüchtigen auch den Aufenthalt in diesem Orte zu verweigern. Kaum war also Antonio in Siena angekommen, so wurde er auch von dort vertrieben. Er überlegte, wohin er sich nunmehr wenden solle und beschloss, mit seiner Familie in Venedig Schutz zu suchen. Also machte er sich wieder auf den Weg, reiste durch das florentinische Gebiet und über das Apenninengebirge nach Rimini, wo er ein Schiff besteigen und übers Adriatische Meer nach Venedig fahren wollte. — Schon waren sie glücklich über die Apenninen und hinunter nach Forli bei Rimini gelangt, als sie mit einem Male viele Reiter hinter sich gewahrten, die ihnen verdächtig vorkamen. Voll Furcht und Schrecken, wie sie mit dem Leben davon kommen sollten, wussten sie nicht, was zu tun sei. Doch jagten sie mit beflügelter Eile weiter, um womöglich die nächste Ortschaft zu erreichen, wo sie Rettung zu finden hofften. Antonio und

*) Die damals zum Kirchenstaat gehörte.

sein Söhnchen ritten auf einem starken türkischen Renner, sein zweites Söhnlein und das Töchterchen folgten in einer Sänfte, während die Gemahlin auf einem guten Zelter sass. Antonio hätte sich mit dem Knaben ohne Mühe auf ihren Pferden retten können, aber die Liebe zu seiner Gattin liess es nicht zu, die Seinigen einfach dem Schicksal zu überlassen. Die Frau glaubte bestimmt, dass die Verfolger es nur auf ihren Gatten abgesehen hätten und sie bat ihn unter Tränen, doch auf seine Rettung bedacht zu sein, indem sie rief: „Eile, lieber Antonio, denn meine Brüder werden mir und unsern Kindern sicherlich nichts zu leide tun. Aber an dir werden sie ihre Wut auslassen und dich gewiss ums Leben bringen, wenn sie dich erwischen." Und mit diesen Worten drückte sie ihm eine grosse Börse voller Dukaten in die Hand und bat ihn nochmals dringend, sich zu flüchten. Vielleicht dass mit der Zeit der Zorn der Brüder sich besänftige. Der arme Antonio erkannte, dass es unmöglich sei, sein Weib zugleich mit ihm in Sicherheit zu bringen. Und so ergab er sich endlich, bis auf den Tod betrübt, in ihren Willen und nahm Abschied von ihr. Dann setzte er seinem guten Ross die Sporen ein und rief seinen Leuten zu, es möge jeder fliehen, so gut er könne. Als der Sohn seinen Vater fliehen sah, sprengte er ihm mit verhängtem Zügel nach und so geschah es, dass Antonio mit seinem ältern Knaben und vier berittenen Dienern glücklich entrann. Dabei gaben sie den Plan auf, sich nach Venedig zu wenden, sondern sie verfügten sich alle sechs nach Mailand. Inzwischen bemächtigten sich die Verfolger, welche ausgesandt waren, um ihn umzubringen, der Herzogin und ihrer zwei Kinder, sowie des übrigen Gefolges. Der Anführer suchte die Flüchtigen mit möglichst wenig Geschrei und Aufsehen in seine Gewalt zu bekommen und sprach daher: „Frau Herzogin, Eure Herren Brüder haben uns befohlen, Euch wieder nach Amalfi in Euren Palast zurückzuführen, damit Ihr die Vormundschaft Eures Sohnes, des jungen Herzogs, aufs neue übernehmt und nicht länger bald hier, bald dorthin in der Welt herumirrt. Herr Antonio war der Mann darnach, Euch eines schönen Tages in Elend und Armut zu verlassen und seines Wegs zu gehen, wenn er Eurer überdrüssig geworden wäre. Seid also getrost und macht Euch keine Sorgen." Auf diese Worte hin schien sich die Frau wirklich zu beruhigen, denn sie glaubte annehmen zu dürfen, dass ihre Brüder gegen sie und ihre Kinder nichts Feindseliges beginnen würden. Und mit dieser Hoffnung

reiste sie nach Amalfi, bis sie auf einem ihrer Schlösser daselbst anlangte. Dort wurde sie jedoch samt Ihren Kindern und der Kammerfrau in einen Turm gebracht. Die übrigen aus dem Gefolge wurden in Freiheit gesetzt. Die unglückliche Mutter aber starb samt den beiden Kindern und der treuen Kammerzofe eines elenden und gewaltsamen Todes, wie man erst nachträglich erfuhr. — Antonio war unterdessen mit seinem Sohn und den Dienern in Mailand angelangt, wo er einige Tage unter dem Schutze des Herrn Silvio Savello verbrachte. Dieser belagerte nämlich damals gerade die Franzosen, welche das Kastell von Mailand besetzt hatten und er suchte diese Festung im Namen Maximilian Sforzas wieder zu erobern, was ihm nachher auch gelang. Als jedoch Savello sich hernach mit seinem Heer nach Crema begab, ging Antonio zu dem Markgrafen von Bitonto und weil dieser fort war, hielt er sich im Hause des Ritters Visconti auf. Mittlerweile hatten es die Brüder in Neapel dahin gebracht, dass der Fiskus die Güter Antonios einzog. Der Verfolgte dachte nun einzig und allein daran, sich mit ihnen zu versöhnen, da er den Gerüchten keinen Glauben schenken wollte, dass seine Gattin und Kinder umgebracht worden seien. Er wurde zwar verschiedene Male von befreundeten Edelleuten gewarnt, sich vorzusehen, denn es sei in Mailand keine Sicherheit mehr für ihn, aber er schenkte diesen wohlgemeinten Warnungen kein Gehör, wahrscheinlich deshalb, weil man ihm unter der Hand Hoffnung gemacht hatte, um ihn desto eher in Sicherheit zu wiegen und an einer etwaigen Flucht zu hindern. Von dieser Hoffnung hingehalten und von heute auf morgen lebend, blieb Antonio über ein Jahr in Mailand. Als nun einstmals ein Edelmann namens Delio bei Frau Ippolita Bentivoglia eingeladen war, spielte Antonio, der auch anwesend war, die Laute und sang dazu ein ergreifendes Lied, das er selbst erfunden hatte und das sein trauriges Los erzählte. Als Delio, der den Lautenspieler bisher nicht erkannt hatte, erfuhr, dass jener der Gemahl der Herzogin von Amalfi sei, wurde er von tiefem Mitleid erfasst und rief ihn, als das Lied zu Ende war, bei Seite, indem er ihm mitteilte, seine Frau sei samt den Kindern und der Zofe erwürgt worden und es seien hier in der Stadt Mörder gedungen, die ihn umbringen würden, wenn er sich nicht vorsehe. Antonio dankte dem Edelmann für diese Kunde, fügte jedoch bei: „Ihr seid falsch berichtet, mein Delio, denn ich habe Briefe von meinen Freunden aus Neapel, die mir versichern, der

Staat werde in kurzem meine Güter wieder herausgeben. Auch von Rom kam mir gute Botschaft, der Kardinal zürne mir nicht mehr so sehr und noch weniger sein Bruder. Ich würde auch meine geliebte Frau unfehlbar wieder bekommen.“ Delio aber durchschaute sogleich die List, womit man den Antonio umstrickt hatte, warnte ihn nochmals und ging hernach weg. Darauf begab er sich zu seinem Freund L. Scipione aus Atella und erzählte ihm die ganze Geschichte des Antonio und sagte, er solle sie in seine Novellensammlung aufnehmen, da er es für gewiss halte, dass der arme Antonio eines Tages ermordet werde. Und richtig, als einstmals diese beiden Freunde sich bei dem grossen Kloster begegneten, kam eben Antonio auf einem prächtig schönen spanischen Pferde herangeritten und wollte in die Kirche San Francesco zur Messe gehen. Vor ihm her ritten zwei Diener, von denen der eine einen Speer, der andere ein Gebetbuch in der Hand trug. Da sagte Delio sogleich zu seinem Freunde: „Siehst du, das ist Antonio.“ Dem Begleiter kam es vor, als sei Antonio ganz verstört im Angesicht und er sprach daher zu seinem Gefährten: „Bei Gott, in seiner Lage täte Antonio besser, statt des Gebetbuches noch eine zweite Lanze vorantragen zu lassen.“ Die beiden Freunde waren bei ihrem Gespräch noch nicht einmal bis zum St. Jakobskirchlein gelangt, so hörten sie einen grossen Lärm. Bevor nämlich Antonio zur Kirche gekommen war, wurde er von einem gewissen Hauptmann Daniele da Bozolo und drei wohlbewaffneten Mordgesellen überfallen und mit einem Spiess durchbohrt, ehe ihm jemand hatte Hilfe bringen können. Die Mörder aber zogen nach vollbrachter Tat gemächlich ihres Weges und niemand wagte es, sie gerichtlich zu belangen. So fand also Antonio Bologna wie auch die Herzogin von Amalfi ein tragisches Ende.

LEBENDIG BEGRABEN

von MATTEO BANDELLO

Es ist noch nicht lange her, dass ich auf einer Wallfahrt, die ich zur Erfüllung eines Gelübdes nach Loreto unternahm, in die Stadt RIMINI im Kirchenstaate kam, wo der ehrenfeste und biedere Doktor der Rechte, Herr Antonio Cappo, ein Edelmann aus Mantua und feinsinniger Kenner der humanistischen Studien des Latein und Griechisch, von seiner Heiligkeit dem Papst zum Statthalter eingesetzt war. Der lud mich aus alter Freundschaft bei sich zu Gaste ein. Dabei vernahm ich folgende Geschichte, die sich vor kurzem daselbst zugetragen hatte und die verdient, dass ich sie hier wieder erzähle, wobei ich einzig die Namen aus gewissen Rücksichten abändere.

Es lebte also in Rimini ein junger Mann von Adel und Reichtum, namens PANDOLFO del Nero. Der hatte sich in eine junge, vornehme Dame jener Stadt so übermässig verliebt, dass er ohne sie kaum leben konnte. Sie hiess FRANCESCA und war wider Willen mit einem alten, reichen Herrn aus edlem Geschlecht verheiratet worden. Sie zählte noch keine zwanzig Jahre und war über ihre Ehe mit dem alten Mann höchst unzufrieden, so dass sie den Tag und die Stunde verwünschte, wo sie mit ihm vermählt worden war. Als nun der junge Pandolfo ihr unablässig Boten, Briefe und Geschenke überschickte, geschah es, dass sie ihn schliesslich lieb gewann und ihm ein geneigtes Ohr lieh. Durch Vermittlung einer Zofe wussten sie es insgeheim einzurichten, dass sie oft mit Pandolfo zusammen war und in seiner Gesellschaft das süsseste Glück genoss. Oftmals musste sich Pandolfo der grössten Lebensgefahr aussetzen, um unbemerkt zu seiner Geliebten zu gelangen. Aber auch Francesca schätzte den Verlust ihres Lebens gering, wenn sie nur wenigstens in seiner Nähe war. Dies stille Glück dauerte ungefähr zwei Jahre und die Liebe dieser beiden wurde immer glühender. Da wurde eines Tages Francesca schwer krank und ihr Zustand verschlimmerte sich in kurzer Zeit so sehr, dass die Ärzte sie für verloren gaben und erklärten, sie könne jeden Augenblick sterben. Der alte Herr, ihr Gatte, der seine Frau aus tiefstem Herzen liebte, unterliess kein Mittel, um sie

zu heilen. Er schickte nach Bologna und liess von dort die besten Ärzte rufen. Aber es half alles nichts. Die Kranke wurde täglich schwächer und verzehrte sich, gleich wie der Schnee am Glanz der Sonne schmilzt. Als Pandolfo vernahm, in welcher Gefahr seine Geliebte schwebe, da wurde er darüber tief betrübt und glaubte, dass er ihren Tod kaum überleben werde. Er liess ihr durch die Zofe, die Mitwisserin seiner Liebe war, zärtliche Trostesworte spenden und sie bitten, sie möge doch um seinetwillen alles tun, um wieder gesund zu werden. Diese Grüsse und Aufmunterungsworte bereiteten ihr ein unaussprechliches Vergnügen und es schien ihr, als falle ihr der Tod nicht mehr so schwer, wenn sie ihren Geliebten auch im andern Leben bei sich zur Seite hätte, um mit ihm selige Zwiesprache zu halten. Als sie dann fühlte, dass es mit ihr zu Ende gehe, geriet sie in eine solche Eifersucht, es könnte nach ihrem Tod eine andere Frau ihren Pandolfo liebgewinnen, so dass diese Besorgnis sie mehr quälte, als selbst ihre Furcht vor dem Tode. Deshalb dachte sie darüber nach, wie es möglich wäre, dass sie beide zusammen sterben und nebeneinander im Grabe ruhen könnten. Und nachdem sie längere Zeit sich dieses überlegt hatte, beschloss sie Pandolfo vor ihrem Ende noch einmal zu sprechen, wobei sie hoffte, ihren Plan alsdann zu verwirklichen. Sie hatte in ihrem Gemach eine Truhe, die gross genug war, dass ein Mann darin Platz fand. Dieser Schrein war eigens dazu gemacht worden, um ihren Geliebten im Falle einer Gefahr darin zu verbergen. Und tatsächlich war es oftmals vorgekommen, dass Pandolfo vier oder fünf Stunden sich darin versteckt gehalten hatte. Das Schloss daran war derart eingerichtet, dass es sich, sobald der Deckel hinunterfiel, von selbst verschloss und ohne Schlüssel konnte man nicht aufmachen. Auch hatte die Truhe einige Luftlöcher zum Atmen. In diesem Schreine pflegte sie all ihre Kostbarkeiten aufzubewahren. Sie liess also Pandolfo melden, er solle sie in der folgenden Nacht besuchen. Das war dem Jüngling über alles lieb. Er fand sich zu der festgesetzten Stunde vor ihrem Hause ein, wo er von der Zofe eingelassen und in das Gemach der Kranken geführt wurde. Seitdem Francesca nämlich krank geworden war, schlief ihr Gatte nicht mehr im gleichen Zimmer, sondern unten dran in einer Kammer ebener Erde. Er pflegte zu gewissen Stunden der Nacht eine Dienerin hinaufzuschicken oder selbst zu kommen, um sich nach dem Befinden seiner Frau zu erkundigen. Damit sie aber diese

Nacht ungestörter mit ihrem Pandolfo plaudern könnte, hatte sie, ehe ihr Geliebter kam, vorgegeben, sie befinde sich etwas besser und wünsche heute Nacht niemand weiter als ihre Zofe um sich zu haben. Man möge sie also ruhig schlafen lassen. — So liess man sie allein. Als dann Pandolfo ihr Gemach betrat, vergossen sie beide heisse Tränen, bevor eines imstande war, ein Wort zu reden. Und nachdem sie sich viele Mal geküsst und zärtliche Worte gewechselt hatten, sprach Francesca mit einem schweren Seufzer: „Was sagst du nun dazu, Pandolfo, mein Geliebter, wenn ich dich verlassen muss und du nicht mehr wie sonst zu deiner Francesca kommen kannst? Geht dir mein Tod wohl nahe?" — „Wie," antwortete der Jüngling, „zweifelst du etwa an meiner Liebe, du einzig Glück auf dieser Welt? O, könnte ich nur mit meinem Leben das deinige erretten, so würde ich es ohne Zögern für dich opfern. Denn wenn ich denke, dass du von mir scheiden müsstest, so weiss ich nicht, was aus mir werden soll. Schon der Gedanke daran bringt mir fast den Tod. Aber ermuntere dich und sei guter Dinge, du bist ja nicht so weit, dass alles schon verloren wäre. Du bist ja noch so jung und die Jugend überwindet oft die schwersten Krankheiten." — „Lieber Pandolfo," versetzte darauf die Kranke, „ich fühle, dass es mit mir zu Ende geht. Gott sei mein Zeuge, dass mir der Tod aus keinem andern Grunde schmerzlich ist, als um deinetwillen. Denn wenn ich denke, dass dich eine andere lieb gewinnen könnte, so fühle ich ein solches Herzeleid, dass mir das Sterben selbst nicht bitterer sein könnte. Wenn ich nur wüsste, wie du im gleichen Augenblicke mit mir scheiden könntest, so würde ich mit diesem Trost zufrieden von hinnen gehen. Wie wir im Leben in treuer Liebe vereint gewesen sind, so wünschte ich auch im Tode im selben Grab mit dir zu ruhen." Pandolfo bat sie mit nassen Augen, sie möchte doch diese Todesgedanken fallen lassen, denn sie würde ja wieder gesund und dann könnten sie wieder zusammen glücklich sein. Auf diese Weise suchte er sie nach Möglichkeit zu trösten. — Während sie so miteinander redeten, war es Mitternacht geworden und weil die Ärzte dem alten Herrn erklärt hatten, der Zustand seiner Frau gebe zu schweren Befürchtungen Anlass, so stand er auf und verlangte ein Licht, um nachzusehen, wie es ihr gehe. Das hörte die Zofe und machte die beiden Liebenden sofort auf die Gefahr aufmerksam. Dann ging sie dem Hausherrn entgegen, um ihn solange mit Worten aufzuhalten, bis Pandolfo

Zeit gefunden hätte, zur Haustüre hinaus zu flüchten, zu welcher man einen Nachschlüssel hatte machen lassen. Wie nun die Liebenden hörten, dass der Hausherr komme, wollte Pandolfo sogleich aus dem Hause fliehen, wie er gewohnt war. Aber Francesca bat ihn, sich in der Truhe zu verbergen, damit sie nachher wieder zusammen plaudern könnten. So versteckte sich Pandolfo, weil er gar zu gern noch mit ihr geredet hätte, in dem Schrein, dessen Deckel über ihm ins Schloss fiel. Kaum war er drinnen, so trat der alte Herr ins Schlafgemach, kam zu dem Bett der Kranken und fragte seine Frau, wie es ihr gehe. Sie erwiderte, sie fühle sich, trotzdem sie einwenig geschlafen habe, nicht besser und sie werde den heutigen Tag kaum überleben. Da tröstete sie der Gatte, so gut er konnte.

Unterdessen hatte die Magd die Haustüre wieder abgeschlossen in der Meinung, Pandolfo sei bereits entflohen. Und so kam sie wieder zu ihrer Herrin ins Schlafgemach zurück, wo die beiden Gatten noch miteinander redeten. Francesca bedeutete ihr, sie solle vor der Türe draussen warten, sie wünsche mit ihrem Mann allein zu sein. Dann sprach sie, zu ihm gewendet, also: „Mein inniggeliebter Gatte, ich bin am letzten Abschnitt meines Lebens angelangt, wohin ein jeder schliesslich kommt, da keiner hoffen kann, ewig in dieser Welt zu bleiben. In diesen wenigen Jahren, die ich mit dir verbrachte, hatte ich immer das Gefühl, dass du mich herzlich lieb gehabt und stets darnach getrachtet hast, mir Gutes zu erweisen. Denn alles, was ich wünschte, hast du mir bereitwillig gewährt und mir niemals eine Bitte abgewiesen. Darum bitte ich dich um eine letzte Gunst und hoffe, dass du mir dein Wort verpfändest, sie getreulich zu erfüllen." — „Mein teures Lieb," erwiderte ihr darauf der Mann, „mach dir keinerlei solche Gedanken, dass du sterben solltest, sondern fasse Mut, denn ich will alles versuchen, um dich zu heilen. Gleichwohl gelobe ich dir mit meinem Ehrenwort, dass ich alles tun werde, um deinem Wunsche nachzukommen, soweit als meine Kräfte reichen. So sage mir, was ist es, wonach dein Verlangen steht?" — „Ich bitte dich," erwiderte die Sterbende, „dass du nach meinem baldigen Tode diese Truhe dort mir mit ins Grab geben mögest. Ich habe meine Sachen dort hineingetan und allerhand Kleinigkeiten, für die man dir keine zehn Gulden gäbe. Mir aber sind sie lieb und darum von Bedeutung. Der Schrein ist fest verschlossen und man braucht ihn nur

neben mir in die Gruft zu stellen. Willst du mir diese letzte Freude erweisen, so kann ich zufrieden scheiden aus dieser Welt." Der Gatte versprach ihr dies mit einem heiligen Schwur, da er nicht ahnte, dass jemand darin verborgen sei, sondern er dachte, sie hätte einige Kleidungsstücke und sonstige Dinge für Frauen dareingetan, von denen sie nicht wünsche, dass andere es sähen. Aber was sollen wir von Pandolfo sagen, der in der Truhe eingeschlossen ihr ganzes Gespräch deutlich gehört hatte? Er war wie zwischen Hammer und Amboss, denn wenn er stille schwieg, so musste er sich ohne Hoffnung auf Rettung neben ihr in seinem Schrein begraben lassen. Machte er sich aber bemerkbar, so konnte er sicher sein, dass man ihn elendiglich zu Tode gemartert hätte, weil er zur feindlichen Partei des Hausherrn gehörte, und dann vor allem, weil er diesem Hörner aufgesetzt hatte. Tausend Gedanken schwirrten ihm daher durch den Kopf und da er wie eine Maus in der Falle gefangen sass und keinerlei Hoffnung hatte, noch lebend herauszukommen, so beschloss er endlich, geduldig in seiner Truhe zu sterben. Mochte er also darin ersticken oder von seinen Feinden umgebracht werden, so war in jedem Falle Francescas Wunsch erfüllt und sie hatte die Genugtuung, dass er sie nicht überleben würde. Sowie also Francesca die Gewissheit hatte, dass ihr Geliebter neben ihr begraben würde, raffte sie ihre letzten schwachen Lebensgeister nochmals zusammen, hielt, so lange sie konnte, den Atem an und verschied. Da erhob der alte Herr laute Wehklage, beweinte ihren frühen Tod mit bittren Tränen und bestimmte dann, dass sie am folgenden Abend bestattet werden sollte. Als dann der Morgen anbrach, kamen die Verwandten und Freunde herbei, um den Gatten zu trösten und die Leichenfeierlichkeiten anzuordnen. Er teilte einigen seiner Verwandten den letzten Willen der Verstorbenen mit, man möchte die Truhe uneröffnet ihr mit ins Grab geben. Alle waren jedoch der Meinung, man sollte sie aufbrechen, da sich vielleicht etwas darin befinden könnte, das zu begraben eine Torheit wäre. Aber der alte Herr war fest entschlossen, sein gegebenes Wort zu halten und er duldete durchaus nicht, dass der Schrein geöffnet würde. Wie nun der Abend kam, wurde die Tote in ihrem Sarge weggetragen und hinter ihr folgte die Truhe, was alle Leute der Stadt in nicht geringe Verwunderung setzte. Ihr könnt Euch denken, wie es dem armen Pandolfo zu Mute war, als man ihn

forttrug und er während des Leichenzuges die Totenmesse um sich singen hörte. Mehr als einmal war er im Begriffe, aufzuschreien und sich zu entdecken. Aber dann kam er sogleich wieder davon ab, weil er erkannte, dass die Leidtragenden, die dem Sarge folgten, ihn augenblicklich in Stücke gerissen hätten. So flüchteten sich seine Gedanken wieder zurück zu seiner Geliebten und er bedachte, dass sie es ja gewesen sei, die dies gewünscht habe. Und hingenommen von seiner glühenden Liebe und Sehnsucht zu ihr, fasste er zum letztenmal den festen Vorsatz, zu schweigen und bei ihr zu sterben, um ihr Andenken nicht noch im Tode zu beflecken, die ihn im Leben so tief und inniglich geliebt. Mit diesem Gedanken beschäftigt, liess er sich in die ehrwürdige Kirche von San Cataldo tragen, die den Predigermönchen gehört. Indes man dort über dem Leichnam der Verstorbenen das „Requiem aeternam" vor dem Altar sang, wurde die Truhe mit Pandolfo in die Gruft hinabgelassen und allda in eine Ecke des Grabgewölbes hingestellt, das ziemlich geräumig war. Dann wurde auch der Sarg mit der Toten hier unten zur ewigen Ruhe beigesetzt und die Platte zum Grabe nur lose in die Öffnung eingefügt, weil es schon dunkle Nacht war. Am Morgen sollte dann die Gruft mit Mörtel dicht verschlossen werden.
So war denn der arme Pandolfo hier unten lebendig begraben. Er hatte sich die ganze Zeit über nicht gerührt und wollte sich auf eine Borte im Innern seines Schreines stützen. Da fühlte er einige Gegenstände, die in ein Tuch eingewickelt waren. Er begehrte nicht zu wissen, was es war, sondern er wollte sich nur so hinlegen, um mit möglichst wenig Schmerzen zu sterben. Da die Steinplatte zum Grabgewölbe nicht vermauert war, so drang durch die Luftlöcher der Truhe zwar ein wenig Luft herein, aber er fühlte seinen Atem doch beengt und spürte den feuchten Modergeruch des Grabes. Glücklicherweise hatte der Himmel mehr Mitleid mit ihm, als er gegen sich selber. Ein Neffe des alten Herrn hatte nämlich von der Zofe gehört, dass sämtliche Schmucksachen der Verstorbenen mit dieser Truhe hier vergraben worden seien. Kaum waren daher die Leichenfeierlichkeiten vorüber, so suchte dieser Neffe zwei Gefährten auf und entdeckte ihnen sein Vorhaben. Sie waren bereit, ihn zu begleiten und gingen deshalb kurz nach Mitternacht, ehe die Mönche zur Frühmesse erschienen, zum Kloster. Dort fanden sie ein Mittel, um hineinzukommen und drangen in die Kirche ein, wo sie

ohne sonderliche Mühe den Stein vom Grabe hoben. Das hörte Pandolfo unten im Schrein, obwohl er schon fast erstickt war. Er erriet sogleich, was diese Leute suchten. Während der eine oben Wache stehen musste, stieg der Neffe mit dem andern Begleiter hinunter, und alsbald machten sie sich mittelst Werkzeugen daran, die Truhe aufzubrechen. Sobald Pandolfo merkte, dass das Schloss zerbrach und sie den Deckel hoben, schoss er mit grausem Lärm empor und schlug so wild und höllisch um sich, wie wenn der bare Teufel herausgesprungen wäre. Starr vor Entsetzen, stürzten die beiden Jünglinge auf und davon und flohen, so schnell sie ihre Beine trugen, aus der Kirche, samt dem dritten, der schon längst die Flucht ergriffen hatte. Jetzt könnt Ihr Euch denken, wie froh Pandolfo über dieses Abenteuer und seine Rettung war. Er stieg aus der Gruft und holte, um seine Geliebte noch ein letztesmal zu sehen, vom Altar der Kirche eine Kerze. Und nachdem er damit wieder in das Grab gestiegen und die Tote nochmals betrachtet hatte, verlangte ihn zu erfahren, was für Dinge sie in dem Schrein verborgen hätte. Er fand daselbst ausser einer ziemlich grossen Summe Geldes ihre Ringe und goldenen Ketten, die er zum Andenken mit sich nahm. Dann verschloss er den Schrein mit einem Stück Eisen, das dort lag, legte die Platte wieder in die Öffnung des Grabes, wie es vorher gewesen war, und verliess die Kirche. Hierauf gelangte er unbemerkt durch den Obstgarten aus dem Kloster und begab sich schnurstracks nach Hause, wo er sich mehrere Tage verborgen hielt, ohne sich öffentlich zu zeigen, denn es war ihm immer noch, als wäre er lebendig begraben.

DER MUSIKER GALEAZZO UND DER MALER VON VENEDIG

von MATTEO BANDELLO

GALEAZZO DA VALLE VON VICENZA WAR EIN JUNGER Mann von feinem Umgang, wie ein jeder weiss, der ihn mit mir in Mailand kennen lernte. Er hatte einen grossen Teil des Morgenlands bereist und zog sich alsdann nach VENEDIG zurück, wo er mancherlei Künste betrieb. Auch wusste er sich geschickt über alle möglichen Dinge zu unterhalten und verstand es besonders, auf der Leier zu spielen und herrlich dazu zu singen, wobei er seine Lieder kunstvoll improvisierte. Manche seiner Stücke lassen sich mit dem besten vergleichen, was jemals mit ruhiger Überlegung niedergeschrieben worden ist. Wie prächtig hat er damals, als er im Hause der Signora Bianca Lampognana zu Gaste geladen war, frei aus dem Stegreif Lieder erfunden in Sonettform, in Oktaven und dann wieder in Terzinen, gerade wie es der dabei anwesende Fürst Prospero Colonna von ihm verlangte. Alle Gäste mussten sich darum höchlich wundern über seine ausserordentliche Geschicklichkeit. Als nun Galeazzo in Venedig wohnte und daselbst häufig zu den Festen der Vornehmsten aus dem venezianischen Adel eingeladen war, wobei er jeweils die Gesellschaft mit seinem Gesang und Spiel unterhielt, da trug es sich zu, dass er bei einem Bankett eine sehr schöne Venezianerin sah, deren Gemahl sich in Geschäften nach Griechenland begeben hatte. Bei Tische kam Galeazzo zufälligerweise neben sie zu sitzen und plauderte mit ihr, indessen er sie der Sitte gemäss aufmerksam bediente. Er fand ihr Gespräch reizend und sehr verständig, so dass er sich in sie verliebte und die Gelegenheit ersah, ihr seine Neigung zu entdecken. Die Dame hatte ihn vorher nicht gekannt, bemerkte aber wohl, dass er vornehm gekleidet war und noch in jugendlichem Alter stand. Sie hatte sich mit ihm köstlich unterhalten, gab ihm jedoch auf seine Liebeserklärung hin eine kurz abgebundene Antwort, sodass er deutlich ihre Abneigung erkennen musste. Wie dann das Essen vorüber war, baten ihn einige seiner hohen Freunde,



er möge irgend etwas singen zur Unterhaltung der Gäste. Da liess Galeazzo sich die Leier reichen und hub an, begeistert von seiner neuen Liebe, alles im Liede zu erzählen, was ihm soeben mit der Dame begegnet war. Und so fein wusste er seine Worte zu wählen, dass nur die Schöne allein es merkte, dass er von ihr sang, während die andern, in selige Stimmung versetzt, seinem Saitenspiele lauschten. Was bisher seine Worte nicht vermocht hatten, das gelang ihm jetzt durch die Musik, denn während sie ihm vorher keinerlei Gehör geschenkt hatte, fühlte sie sich durch seinen Gesang nun so bezaubert, dass sie ihn lieb gewann. Und als das Lied zu Ende war und die Gäste miteinander plauderten, trat die schöne Venezianerin zu ihm heran und Galeazzo knüpfte mit ihr ein Gespräch an, in dessen Verlauf er sie bat, sie möge geruhen, ihn zu ihrem Verehrer anzunehmen, und überredete sie solange, bis sie sich ihm völlig zu eigen gab. Bald darauf fand sie auch einen Weg, ihn heimlich in ihrem Palaste zu empfangen und so genossen sie ihr Liebesglück in Frieden und zu ihrer grössten Wonne.

Nicht lange darnach musste Galeazzo sich nach Padua begeben. Das fiel ihm sehr schwer, denn er liebte seine Dame mehr als alles in der Welt. Aber auch sie war darüber missvergnügt und konnte sich nicht in seine Abwesenheit schicken. Täglich gingen Briefe, Boten und Geschenke von Padua nach Venedig hin und her. Galeazzo wusste es dann so einzurichten, dass er wenigstens einmal in der Woche seine Geliebte in der Lagunenstadt aufsuchte, um einige Stunden bei ihr zuzubringen, worüber sie sich unendlich freute. Als nun die beiden Liebenden in einer schönen Sternennacht wieder einmal beieinander waren und auf ihr langes Getrenntsein zu sprechen kamen, sagte sie mit feuchten Augen zu Galeazzo: „Meine teure Seele, ich kann nicht leben ohne dich, denn jeder Augenblick, wo du fern bist, erscheint mir wie eine Ewigkeit. Ich möchte immerfort bei dir sein. Aber wer weiss, du hast vielleicht in Padua eine Liebschaft, die dich zurückhält und dir teurer ist, als meine Person." — Mit diesen Worten sank sie ihm weinend in die Arme. Galeazzo küsste sie zärtlich und beteuerte ihr seine Liebe, indem er sprach: „Wie könnte ich jemand anders lieben als dich allein? Dich sollte ich verlassen, dich, die ich so ganz aus tiefstem Herzen liebe? Nimmermehr! Meine Treue und unwandelbare Liebe sei dir stets gewiss. Doch wenn es sein müsste, so würde ich meine Geschäfte

in Padua bleiben lassen, um immer hier in Venedig dir nahe zu sein." Auf diese Weise suchte er sie zu trösten. Da fiel der Dame ein, wenn sie sein Porträt hätte, so könnte sie sich leichter in sein Fernsein fügen. Sie brachte also ihren Wunsch vor und Galeazzo war voller Freuden damit einverstanden. Er besass ein Porträt von sich und versprach es ihr zu schicken, sobald er nach Padua zurückgekehrt sei. Dann bat er sie, sich gleichfalls malen zu lassen, damit er stets ihr schönes Bild vor Augen habe, deren Seele er treu im Herzen trage. — „Wohlan denn," sagte sie, „verschaff' mir einen Maler, auf den wir uns bestimmt verlassen können, und ich will mich gerne auf Karton, Leinwand oder Holz porträtieren lassen, wie's dir am liebsten ist." — Die Sache blieb also abgemacht und sie schieden getröstet voneinander. Galeazzo suchte mit Hilfe eines Freundes einen jungen Maler auf, der wegen seiner grossen Kunst in ganz Venedig hoch geschätzt war. Er verständigte sich mit ihm und setzte seine Geliebte von der Vereinbarung in Kenntnis. Dann kehrte er nach Padua zurück und sandte ihr sein versprochenes Bild. Die Dame zog eine zuverlässige Nachbarin ins Vertrauen und liess den Maler zu gewissen Tagesstunden in den benachbarten Palast kommen, wo er sie porträtieren sollte. Als aber der junge Maler die auserlesene Schönheit dieser Edelfrau gewahrte, verliebte er sich ganz närrisch in sie. Und um ihren Anblick recht oft geniessen zu können, zog er die Arbeit in die Länge und plauderte mit ihr, anstatt zu malen, sodass er nur wenig oder gar nicht vorwärts kam. Und jedesmal, wenn er an ihrem Bild fortfuhr, fing er wieder ein neues Gespräch an und suchte auf jede Weise die hohe Frau auf seine Liebe aufmerksam zu machen. Die Dame fand allmählich an seinem Geplauder ein immer grösseres Gefallen und vergass über seinen stets neuen Einfällen und Spässen gänzlich ihre Liebe zu Galeazzo. Das merkte der junge Künstler und erkannte bald, dass er sie nicht umsonst bestürmte. Nach einigen Liebeswörtchen und Liebkosungen wagte er es eines Tags, sie zu küssen und bat sie zitternd, sie möge Mitleid haben mit seiner Sehnsucht. Die Dame zeigte sich nicht gerade spröde und so dauerte es nicht lange, bis er Palette und Pinsel beiseite legte und in süsser Umarmung ihre Liebe ganz gewann. Ob diesem neuen Glück vergass sie völlig ihren frühern Verehrer Galeazzo. Dieser wartete in Padua sehnsüchtig auf das gewünschte Bild. Als aber weder Briefe noch Porträt von ihr kamen,

verfügte er sich persönlich nach Venedig. Dort suchte er seine Geliebte auf, kam jedoch vor geschlossene Türen und wie sehr er sich bemühte, sie zu sprechen, so gelang es ihm doch nicht. Das war ihm bitter, denn er liebte sie aus tiefster Seele. Er suchte also zu erfahren, woher diese plötzliche Sinnesänderung wohl rühren möchte und hörte, dass der junge Maler ihn verdrängt und sich völlig in den Besitz der schönen Frau gesetzt habe. Da packte ihn eine gewaltige Eifersucht und grenzenlose Wut. Eines Tages traf er auf der Strasse mit seinem Rivalen zusammen. Es entspann sich ein Wortstreit, sie griffen beide zu den Degen und Galeazzo versetzte seinem Gegner zwei wuchtige Hiebe an den Kopf und stürzte den Künstler schliesslich in den Canale. Er wurde daher von der Signoria aus Venedig verbannt und musste sich hieher nach Mailand flüchten, wo er mehr als ein Jahr verblieb. Seine Geliebte aber vergass er dennoch keineswegs und jedesmal, wenn er seinen Freunden davon erzählte oder sein Unglück in Liedern besang, so fühlte man aus seinem Saitenspiel und seiner Stimme die Glut und Leidenschaft, mit der er an der schönen Venezianerin hing, gleich als wäre er am liebsten wieder zu ihr zurückgekehrt.

KÖNIG EDUARD III. VON ENGLAND

von MATTEO BANDELLO

KÖNIG EDUARD III. VON ENGLAND WAR EIN ERBITTERTER Feind von Frankreich und Schottland, gegen die er Krieg führte. Als er nun gegen die Schotten zu Felde zog, schenkte er seinem Feldhauptmann die Grafschaft Salisbury zum Dank für seine ausgezeichneten Verdienste. Auch vermählte er ihn ehrenvoll mit Fräulein ALICE von Warwick, einer Dame von altem Adel. Später schickte er ihn nach Flandern, wo jedoch der Graf den Franzosen in die Hände fiel und als Gefangener nach dem Louvre in Paris geführt wurde. Während dies geschah, belagerten die Schotten das Schloss SALISBURY. Da die junge Gräfin durch die Gefangenschaft ihres Gemahls nun auf sich selber angewiesen war, verteidigte sie ihre Burg wacker und befehligte ihre Soldaten mit so viel Umsicht und Feuereifer, dass die Schotten auf die Nachricht, der König komme ihr zu Hilfe, die Belagerung aufhoben. König Eduard kam auch wirklich heran, um den Schotten eine Schlacht zu liefern. Als er jedoch hörte, die Feinde seien abgezogen, wollte er wieder den Rückzug antreten. Da vernahm er, was für grosse Belagerungsanstalten die Schotten vor der Burg Salisbury errichtet hätten und wandte sich deshalb dorthin, um die Arbeiten zu besichtigen.

Als die Gräfin Alice von dem Herannahen des Königs Kunde erhielt, traf sie alle Vorbereitungen, ihn würdig zu empfangen. Dann liess sie die Tore des Schlosses öffnen und ritt ihm vor die Burg entgegen. Nun war Alice dazumal das schönste Weib, welches man in Britannien finden konnte. Und wie sie alle andern Frauen an Schönheit übertraf, so war sie ihnen auch an Ehrbarkeit und feinem Anstand überlegen. Als König Eduard sie so schön sah, wobei der Haarschmuck und die schlanke Gestalt ihres Leibes ihre angebornen Reize wunderbar erhöhten, da war es ihm, als hätte er in seinem ganzen Leben nie etwas Herrlicheres gesehen. Und er erglühte in Liebe zu der Gräfin. Sie wollte ihm mit ehrfurchtsvoller Verbeugung die Hände küssen, aber er duldete es nicht, sondern fasste sie freundlich, um nicht zu sagen, liebe-

voll in seine Arme und küsste sie. Alle die hohen Herren und Lords, welche sich im Gefolge des Königs befanden, waren gleichfalls von ihrem Liebreiz bezaubert. Hierauf sprach die Gräfin, die auch wohlgesetzt zu reden wusste, ihm den innigsten Dank aus für seine Hilfeleistung. Während sie sich sodann über die neuesten Vorfälle unterhielten, traten sie miteinander unter Jubel und Festlichkeit in die Burg. Indessen das Essen bereitet wurde, fühlte sich König Eduard, der gekommen war, um die Belagerungsgeschütze der Schotten zu betrachten, von seiner Liebe zu der Gräfin so beunruhigt, dass er ganz zerstreut war. Er hatte sich deshalb ganz allein an ein Fenster gelehnt und dachte daselbst über seine Liebe nach und wie er Mittel finden möchte, die Neigung der schönen Gräfin zu gewinnen. Als diese den König so allein und nachdenklich am Fenster stehen sah, näherte sie sich ehrerbietig und sprach zu ihm: „Sire, warum seid Ihr so in Gedanken vertieft? Weshalb verraten Eure Züge solchen Trübsinn? Ihr dürftet doch heiter sein und froher Dinge, da Ihr, ohne eine Lanze zu brechen, Eure Feinde verjagt habt, denn eben dadurch, dass sie nicht wagten, Euch zu erwarten, haben sie sich für besiegt erklärt. Ihr solltet daher guter Laune sein und durch eine vergnügte Stimmung Eure Soldaten aufmuntern und damit das ganze Volk, das von Eurer Miene abhängt. Wie mögen sie aber zuversichtlich sein, wenn sie sehen, dass ihr Oberhaupt so verdriesslich aussieht?“ Als der König diese holde Rede vernahm, beschloss er, ihr seine Liebe zu entdecken, um die schöne Gräfin seinen Wünschen geneigt zu machen. Er sprach daher mit bewegter Stimme: „Ach, meine treue Gräfin, wie weit sind meine Gedanken von dem entfernt, was Ihr Euch einbildet!“ Und mit feuchten Augen fuhr er fort: „Es ist ein glühendes Verlangen, das mich aufs heftigste belästigt, und ich kann es nicht aus meinem Herzen reissen. Es ist darin entsprossen, erst seitdem ich hier bin und ich weiss mir nicht zu helfen.“ Die Gräfin schwieg, als sie den König so bekümmert sah. Sie wagte nicht, zu reden und wusste auch nicht, was sie hätte sagen sollen, bis der König sie mit einem Seufzer fragte: „Was sagt Ihr, edle Frau, wisst Ihr mir keinen Trost zu reichen?“ Jetzt fasste sie wieder Mut und erwiderte, da sie an alles andre eher dachte als daran, dass der König sie liebe: „Sire, ich wüsste nicht, welche Hilfe ich Euch reichen sollte, da ich nicht weiss, welche Sorge Euch drückt. Wenn es Euch bekümmert, dass der König

von Schottland unser Gebiet beschädigt hat, so ist doch dieser Schade nicht so gross, dass Ihr Euch derart betrüben müsstet. Überdies seid Ihr ja Gott sei Dank in der Lage, die Schotten durch eine doppelt so schwere Verwüstung zu bestrafen, wie Ihr ja früher schon getan. Nun aber ist es, durchlauchtigster Herr, Zeit, zum Essen zu kommen und alle schwermütigen Gedanken zu verscheuchen." Da wurde der König etwas heiterer und sagte zu ihr: „Ach, edle Frau, ich fühle, wie mein Herz voll übergrosser Pein zerspringen will und ich muss Euch das Geheimnis offenbaren. Doch dünkt es mich, es sei für Euch und mich besser, wenn niemand sonst etwas davon weiss. So wisst denn, dass ich vom ersten Augenblicke an, wo ich Euch hier in Salisbury begegnete, aus tiefstem Herzen lieb gewann. Euer kluges und bescheidnes Wesen, Eure Unerschrockenheit und vor allem Eure Schönheit haben mein Herz derart zu Euch hingezogen, dass mein Leben völlig in Euren Händen liegt. Wollt Ihr mich als den Eurigen annehmen, so werde ich der glücklichste Mensch sein; solltet Ihr mir aber Eure Gunst versagen, so wisst, dass meine Tage gezählt sind. Denn ohne Eure Liebe kann ich nicht mehr leben." Die Gräfin antwortete ihm darauf mit ernster Miene: „Würde ein anderer als Ihr, mein König, diese Worte geäussert haben, so wüsste ich wohl, was ich ihm zu erwidern hätte. Da ich aber wohl sehe, dass Ihr Scherz treibt und Euch über mich lustig machen wollt, so muss ich Euch bekennen, dass ich nie und nimmermehr glauben kann, dass ein so hoher Fürst wie Ihr auf den Gedanken kommen kann, meine Ehre anzutasten, die mir teurer ist als mein Leben. Auch scheint mir unmöglich, dass Ihr so wenig Rücksicht nehmt auf meinen Vater und auf meinen Gatten, die beide um Euretwillen in französischer Gefangenschaft sich befinden. Zudem würde es Eurem Ansehen in der Welt nicht wenig Abbruch tun, wenn man von dieser ungeregelten Leidenschaft etwas erführe. Ihr würdet auch niemals etwas von mir erlangen, da ich entschlossen bin, die Treue, die ich meinem Gemahl am Altar gelobt, rein und unbefleckt zu erhalten bis zum Tod. Darum, mein König, der Ihr andere zu besiegen und zu unterwerfen wisst, besiegt und unterjocht Euch selber und tragt Sorge für die Erhaltung und Mehrung Eures Reiches." Die Begleiter, die der König bei sich hatte, glaubten, die beiden sprächen von der überstandenen Belagerung und von dem Krieg. Unterdessen kam der Seneschall und meldete, die

Mahlzeit sei bereit. Daher ging der König vom Fenster weg und setzte sich zu Tische, ass aber nur wenig, da er ganz in Gedanken vertieft und übler Laune war. Doch warf er oft der Frau des Hauses, wenn sich Gelegenheit dazu bot, leidenschaftliche Blicke zu, um ihr seine Liebe kundzugeben. Die Hofleute und andere, welche dieses ungewöhnliche Verhalten des Königs bemerkten, wunderten sich sehr darüber, konnten jedoch die wahre Ursache nicht erraten. Der König blieb dann noch jenen Tag im Schlosse Salisbury und besichtigte die von den Schotten zurückgelassenen Belagerungsarbeiten. Er besprach sich darüber eingehend mit seinen Leuten, hatte aber seine Gedanken beständig bei der Gräfin. Da er wegen anderer, dringender Angelegenheiten nicht Zeit hatte, länger in Salisbury zu verweilen, brach er am folgenden Morgen frühzeitig auf und verliess das Schloss in der Hoffnung, später einmal bessere Gelegenheit zu finden zur Erreichung seines Zieles. Als er dann von der Gräfin Abschied nahm, sagte er leise zu ihr, er bitte sie, sich eines besseren zu besinnen und ein Einsehen mit ihm zu haben. Sie aber versetzte ihm bescheiden, sie bitte zu Gott, er möge ihm diese Gedanken aus dem Sinne nehmen und ihm Sieg verleihen über seine Feinde.

Um diese Zeit geschah es, dass ihr Gemahl, der Graf von Salisbury, aus der französischen Gefangenschaft befreit wurde. Bald nachher aber verfiel er in eine schwere Krankheit, sei es infolge der erlittenen Kerkerhaft oder aus andern Gründen, und starb. Und da er von seiner Gattin Alice keine Kinder hatte noch sonst einen Erben hinterliess, der ihm in seiner Grafschaft hätte folgen können, so fiel sein Lehen wieder in die Hand des Königs zurück. Frau Alice war tief betrübt über den Verlust ihres Mannes und zog sich nach einigen Tagen auf das Schloss ihres Vaters, des Grafen von Warwick zurück, welcher als einer der königlichen Räte in LONDON wohnte. Unterdessen hatte sich König Eduard ebenfalls nach London begeben und sobald er erfuhr, dass Alice sich auch hier in der Stadt aufhalte, hoffte er, seine Beziehungen zu ihr fördern zu können. Sie war nun etwa 25—26 Jahre alt und nahm sich in ihrem Witwenkleide besser aus als je. Der König unterliess auch nichts, um ihre Gunst zu gewinnen. Aber sie kümmerte sich auch jetzt nicht um seine Werbungen und als sie sah, dass er nur um so mehr für sie glühte, fing sie an, seltener auszugehen und sich weniger am Fenster blicken zu lassen. War es ihr unvermeidlich, einen Ausgang zu machen,

so kleidete sie sich möglichst einfach und mied alle Strassen und Orte, wo sie glaubte, der König könnte ihr begegnen. Dieser schickte mehrmals seinen vertrauten Kammerdiener zu ihr hin und liess ihr alles versprechen, was ihr Herz nur begehren konnte, aber sie gab dem Kammerherrn die gleiche Antwort, wie dazumal dem König im Schlosse Salisbury. Als der König merkte, dass er nicht zum Ziele kam, verfiel er auf den Gedanken, ihren Vater zu gewinnen und ihn mit Versprechungen und vermehrten Einkünften dahin zu bringen, dass er seine Einwilligung dazu erteile. Er beriet sich jedoch zunächst mit seinem Kammerdiener. Dieser aber hielt es als kluger Mann für ein gefährliches Wagestück, wenn er den Grafen Richard für ein solches Ansinnen überreden wolle. Allein er predigte tauben Ohren. — Nun war Alicens Vater ein sehr wackerer Mann und in der Kriegskunst wohl erfahren. Auch hatte er seine Tatkraft in dem letzten Kampfe bei Guienne wohl bewährt und den Vorteil der Engländer gefördert. Er war von Kind auf mit König Eduards Vater am Hofe erzogen worden und stand daher in hoher Achtung. Auch hatte man ihn mit wichtigen Aufträgen betraut, aus welchen er stets mit Ruhm hervorging, so dass er in ganz England geschätzt wurde. Diesen Grafen liess also der König zu sich rufen mit der Bemerkung, er habe ihm etwas im Vertrauen mitzuteilen. Graf Richard begab sich unverweilt zum König, welcher ihn ganz allein in seinem Kabinett erwartete. Nachdem er eingetreten war und auf den Wunsch des Königs die Türe hinter sich verriegelt hatte, fragte er nach getaner Verbeugung, was seine Majestät befehle. Da lud ihn der König ein, neben ihm auf dem Feldbett Platz zu nehmen, was der Graf, nicht ohne vorerst aus Ehrfurcht zu zögern, endlich tat. Dann wartete der König eine Weile und sprach schliesslich nach einigen Seufzern: „Ich habe Euch daher gebeten, mein Graf, wegen einer wichtigen Angelegenheit, die Eure Hilfe erheischt. Denn ich fühle mich von meinen Gedanken so gequält, dass ich sterben muss, wenn mir nicht eine Linderung zuteil wird. Und wenn vielleicht das, was ich von Euch verlange, sehr schwer ausführbar scheint, so bitte ich Euch zu überlegen, dass ein so wichtiger Dienst umso höher anzuschlagen ist, je schwieriger seine Durchführung erscheint. Bedenkt auch ferner, was es hiesse, seinen König im Stiche zu lassen, der Euch so viel nützen kann. Ihr habt vier Söhne, doch könnt Ihr schwerlich alle vier hinreichend versorgen. Ich ver-

pfände Euch mein Wort, dass ich Euch die letzten drei so versorgen will, dass sie den ältesten nie beneiden werden." Als Graf Richard dies vernahm und sah, wie dem König die Tränen in den Augen standen, was offenbar ein Beweis tiefsten Kummers war, dessen Grund er nicht kannte und von dem er sich alles andere vorgestellt hatte, als das, was er nachher erfuhr, da war er von Mitleid hingerissen und bot dem König sich, seine Kinder und sein ganzes Eigentum zur unbeschränkten Verfügung an, sollte er sich auch der Todesgefahr aussetzen, falls es Not tue. Da fuhr der König fort: „Eure Tochter Alice ist es, mein lieber Graf, die mich unendlich glücklich machen kann. Ich liebe sie weit mehr als mein Leben, und bin von ihrer Schönheit so bezaubert, dass ich nicht mehr ohne sie sein kann. Wenn Ihr mir darum einen Gefallen erweisen wollt, so sucht sie dahin zu bringen, dass sie mich liebt. Glaubt nicht, dass ich etwas versäumt hätte, mir diese Liebe aus dem Sinn zu schlagen, denn Ihr erinnert Euch, wie oft Ihr und der Herzog von Lancaster mich getadelt haben, dass ich mich auf meinen Jagden nach Hirschen und Wildschweinen und anderem Getier zu viel anstrenge und meiner Gesundheit schade. Oder glaubt Ihr, dass ich jene Mühsale, Fasten, Wachen und den Aufenthalt in Wind und Regen, Schnee und Eis zu meinem Vergnügen unternommen hätte? Ich wollte, lieber Graf, durch anhaltendes Reiten und häufige Fussmärsche über Berg und Tal, über Bäche und Flüsse und allerhand Strapazen, die ich mir auferlegte, diese meine Liebe zu Alice zu überwinden und zu vergessen suchen, jedoch umsonst. Weil aber Eure Tochter weder meine Botschaften anhören, noch auf meine Briefe antworten will, so sehe ich mich gezwungen, zu Euch Zuflucht zu nehmen und Eure Hilfe zu erbitten. Wenn Ihr Landhäuser, Grundstücke, Burgen, Ämter, Pfründen, Geld oder sonst etwas begehrt, was in meiner Macht steht, so habt Ihr hier ein weisses Blatt, das von meiner Hand unterzeichnet und mit meinem Siegel versehen ist. Geht und lasst von einem meiner Geheimschreiber darauf schreiben, was Ihr begehrt, so soll mir alles genehm sein." Mit diesen Worten überreichte er dem Grafen das Blatt und erwartete mit bebendem Herzen seine Antwort.

Als Graf Richard diese unerwartete Bitte seines Herrn vernahm, errötete er im ganzen Angesicht, warf das Blatt auf das Feldbett und erwiderte dem König nach längerem Schweigen also: „Es fällt mir sehr

schwer, Sire, zu wissen, was ich tun soll, denn ich sehe mich auf zwei gefährliche Wege beschränkt. Einerseits habe ich mich durch mein Ehrenwort verpflichtet, alles zu tun, was Ihr von mir begehrt, und ich bin entschlossen, eher zu sterben, als mein Wort zu brechen. Andrerseits aber droht mir Schmach für meine ganze Familie, wenn ich meine Tochter dazu überrede. Nun, ich werde Alice alles mitteilen, was Ihr von mir verlangt habt, doch erinnere ich Euch daran, dass ich sie wohl darum bitten, nicht aber dazu zwingen kann. Im übrigen aber gestehe ich Euch, dass es mich nicht wenig verwundert und betrübt, wenn Ihr von mir so etwas verlangt. Ist das die Belohnung, die ich und meine Familie für treue Dienstbarkeit empfangen soll? Was dürfte ich schlimmeres erwarten von einem unserer ärgsten Feinde? Ihr wollt also, Sire, mit einem Schlage meiner Tochter die Ehre, mir jede Lebensfreude, meinen Söhnen die Möglichkeit, sich öffentlich sehen zu lassen, und meinem ganzen Hause den Ruhm entziehen? Wo ist denn Eure Höflichkeit, Geistesgrösse und Unerschrockenheit hingekommen, durch die Ihr Euch den Feinden furchtbar und den Freunden teuer machtet? Was soll aus unserem Königreiche werden, wenn Ihr mit einem solchen Beispiel vorangeht? Habt Ihr nicht grossen Ruhm erworben, als Ihr den König Philipp und seine Flotte mit 400 Schiffen zur See besiegtet? Und desgleichen bliebt Ihr Sieger bei Crecy und Abbéville und habt das feste Calais eingenommen. Einen viel grösseren Triumph aber werdet Ihr erlangen, wenn Ihr Euch selbst besiegt. Für mich und meine Kinder wünsche ich weder Habe, noch Rang, noch irgend einen Vorteil, ausser was ich durch eigenes Verdienst erworben habe. Darum behaltet dieses Schriftstück und gebt es andern, denn ich will nicht, dass man mir oder meinen Kindern oder Enkeln etwas nachsagt, was uns mit Recht könnte erröten machen. Ihr wisst ja, wie jene verachtet werden, die durch gewisse Dienste, welche sie ihren Fürsten erwiesen, aus niedrigem Stande emporgekommen und reich geworden sind. Ihr erinnert Euch, Sire, dass Ihr unlängst einem solchen im Kriegszug gegen die Schotten vor allen Leuten ins Gesicht geschmäht habt, weil er Eures Vaters Kuppler war und Ihr würdet ihn wieder zu seinem frühern Berufe eines Bartscherers erniedrigen, wenn er sein Betragen nicht ändere. Verzeiht, Herr, wenn ich so offen rede, ich bitte es mit jener Geneigtheit aufzunehmen, womit ich gesprochen habe. Ich will also mit Eurem Urlaub

zu meiner Tochter Alice gehen und ihr meinem Versprechen getreu ausrichten, was Ihr mir befohlen.“ Und ohne die Antwort des Königs abzuwarten, verliess er das Gemach. — Der König blieb verwirrt zurück und sah ein, dass Graf Richard die Wahrheit gesagt und als ein aufrichtiger und treuer Diener vor ihm gesprochen habe. Darum kam er nach längerer Überlegung beinahe zu dem Entschluss, diesen Liebeshandel abzubrechen und sich gänzlich davon loszumachen. Sobald er aber wieder an die traumhafte Schönheit Alicens dachte, wurde er plötzlich wieder andrer Ansicht und sprach bei sich selbst: „Wie werde ich jemals ohne sie leben können? Ich liebe sie und werde sie immer lieben, geschehe, was da wolle. Der Graf ist ihr Vater und hat als Vater gesprochen, ich aber bin König und es scheint mir nichts so Absonderliches, wenn ich die Tochter eines meiner Untertanen liebe. Ich bin nicht der erste, der dies getan, noch werde ich der letzte sein.“ — Dann aber fand wieder ein Strahl der Vernunft in seinem Herzen Eingang und er sah das Unheil und Ärgernis voraus, das aus dieser Liebe entstehen konnte. Schliesslich verliess er unentschieden, was er beginnen sollte, sein Gemach. Mittlerweile war Graf Richard nach seiner Wohnung zurückgelangt und hatte seiner Tochter die lange Unterredung erzählt, die er mit dem König gehabt. Dann bat er sie — um seinem Schwur getreu zu bleiben — den Wunsch des Königs zu erfüllen. Doch stellte er die Entscheidung völlig ihrem Gutdünken anheim.

Alice war während dieser Rede ihres Vaters heftig errötet und sprach schliesslich, ganz von Entrüstung entflammt: „Ich habe, seit der König in Salisbury war, schon damals gemerkt, dass er sich in mich verliebte und ebenso hat er mich hier in London schon unzählige Male durch Briefe, Botschaften und Versprechungen überreden wollen. Aber es hat ihm alles nichts geholfen, denn ich habe ihm immer wieder bedeutet, mein guter Name stehe mir höher als das Leben. Ich wollte Euch nichts sagen von dieser Angelegenheit und noch weniger meiner Mutter und meinen Brüdern, um Euch nicht gegen den König zu erzürnen, da ich weiss, dass schon durch kleine Ärgernisse viel Unheil angerichtet worden ist und Städte und Reiche untergegangen sind. Ich schwieg und vermied es auszugehen, um der Begegnung des Königs auszuweichen. Weil er mich aber trotzdem immer hartnäckiger verfolgt, so will ich von zwei Übeln das geringere wählen und mir lieber das Leben

nehmen, als solche Schmach über mich kommen zu lassen, dass man auf der Strasse mit den Fingern auf mich zeigt. Und wie stünde es um Eure Ehre, lieber Vater, wenn man Euch nachriefe: Das ist der Vater von derjenigen, der seine Tochter verkauft hat und dadurch zu hohen Ämtern und Reichtümern gekommen ist. Und wenn die Leute aus Furcht nicht wagten, die Wahrheit zu sagen, wer würde sie hindern, Zettel zu schreiben und sie an allen Ecken der Stadt anzuheften. Denn Ihr erinnert Euch, als der König seinen Oheim, den Lord Kent, und bald darauf den Rogier von Mortimer hinrichten und die Mutter im Kerker sterben liess, da wurden Zettel an den Strassen angeheftet zum Tadel des Königs. Und obschon er darob schwer erzürnt war und einige, die er als Urheber verdächtigte, umbringen liess, blieben immer noch genug Leute übrig, die den König schmähten. — Aber setzen wir den Fall, dass die Sache geheim bliebe, wie stünde ich dann da, wenn König Eduard eines Tages meiner überdrüssig würde, denn nichts ist beständig auf dieser Welt. Ich mag also die Sache drehen, wie ich will, so sehe ich darin nichts Gutes. Sollte mich jedoch der König mit Gewalt dazu zwingen wollen, so werde ich ihm beweisen, dass ein schöner Tod das ganze frühere Leben ehrt." Aus dieser Antwort erkannte Graf Richard die Seelengrösse seiner Tochter und achtete sein Kind noch höher als zuvor. Dann stand er von seinem Sitze auf und hiess sie wieder an ihre Geschäfte gehen. Indessen überlegte er reiflich, was er dem König antworten solle und begab sich hernach an den Hof. „Sire," sagte er, „ich habe meinem Schwur gemäss meiner Tochter Euer Begehren kundgetan und sie ermahnt, sie möge sich dazu verstehen, Euch zu Willen zu sein. Aber sie hat mir nach vielen Erörterungen aufs bestimmteste versichert, dass sie eher sterben wolle, als ihre Ehre preiszugeben. Weiter konnte ich nichts aus ihr herausbringen. Ihr wisst, was ich Euch sagte, dass ich sie wohl bitten, keineswegs aber dazu zwingen kann. Da ich nun also mich Eures Auftrags entledigt habe, so will ich nun mit Eurer Gunst weggehen, um eine Angelegenheit auf einem meiner Güter zu erledigen." Der König entliess ihn und blieb ganz verwirrt und tief in Gedanken versunken zurück. Graf Richard hingegen verliess den Hof und begab sich am folgenden Tage mit seinen Söhnen hinweg von London auf seine Grafschaft in Warwick, während seine Gattin und seine Tochter Alice mit einem Teil der Dienerschaft

in der Stadt zurückblieben. Er hoffte dadurch, sich dieser prekären Lage zu entziehen, ohne die Ungnade des Königs auf sich zu laden. Seine Tochter wollte er nicht mitnehmen, um den König nicht noch mehr zu reizen. Vielmehr wollte er ihm zu verstehen geben, dass er Alice seinem Zartgefühl überlasse, denn er hielt es für gewiss, dass der König keine Gewalt gegen sie brauchen werde. Ausserdem vertraute er auf den festen Sinn seiner Tochter und dachte, sie werde sich so gut verteidigen, dass sie mit Ehren aus der grossen Gefahr hervorgehen werde. Kaum hatte König Eduard erfahren, dass Graf Richard London verlassen habe und Alice mit ihrer Mutter allein zurückgeblieben sei, so durchschaute er auch richtig den Plan. Er geriet daher täglich mehr in Verzweiflung wegen seiner Liebe, ass wenig oder nichts, lachte nicht mehr, sondern seufzte oft und entzog sich so viel als möglich der Gesellschaft, indem er sich allein in sein Zimmer einschloss und sich seinen Gedanken überliess. Auch liess er die öffentlichen Audienzen, die er dreimal wöchentlich seinen Untertanen gewährt hatte, durch einen Minister erteilen, was jedem Regenten grossen Nachteil bringt. Und was ihm früher so viel Freude machte, wie Jagden, Turnier und Buhurt, all das wollte ihm nun nicht mehr gefallen. Er besass am Themsefluss, der durch London fliesst, einen geräumigen Palast mit einem sehr schönen Garten. Den hatte er anlegen lassen, um sich daselbst zu erholen. Wenn er nun von Hofe, sei es zu Lande oder zu Wasser in einer Barke, in diesen Garten ging, so musste er stets am Hause des Grafen Richard vorüber, wo er wusste, dass die schöne Alice wohnte. Es gelang ihm jedoch selten, sie zu sehen, da sie sich jedesmal vom Fenster, das gegen die Strasse ging, oder von dem Erker, der gegen die Themse schaute, schnell zurückzog, sobald der König vorüberfuhr. Sein Verlangen stieg dadurch nur noch mehr und er fing deshalb an, oft drei oder vier mal im Tage an ihrem Hause vorbeizugehen, so dass Gross und Klein seine Liebe merkte. Alle Leute tadelten die spröde Alice, dass sie sich dem König nicht willfährig zeige. Es waren auch etliche am Hofe, die durch Sendungen und Botschaften zu Gunsten des Königs die junge Frau zu überreden suchten, teils schmeichelnd, teils drohend. Andere sprachen mit ihrer Mutter und stellten ihr den grossen Vorteil vor Augen, wenn Alice sich füge, aber auch den Schaden, wenn sie auf ihrem Eigensinn beharre. So bemühte sich der eine auf diese,

der andre auf jene Weise, die Mutter dahin zu bringen, dass sie ihre Tochter überrede. Aber Alice blieb unerschütterlich, man mochte ihr sagen, was man wollte. Und da sie fürchtete, der König könnte eines Tages Gewalt gegen sie gebrauchen, verschaffte sie sich einen scharfen Dolch, den sie unter den Kleidern an ihrem Gürtel befestigte und mit dem sie lieber sich selbst umbringen wollte, als die Gewalt des Königs zu ertragen. — Die Gräfin-Mutter stand, was auch der Grund sein mochte, in der Mitte. Sie hatte den reichen Versprechungen, die ihr von Seiten des Königs gemacht wurden, ihr Ohr geliehen und der Ehrgeiz kämpfte in ihr, als sie bedachte, dass sie die erste Baronin von Britannien würde, wenn ihre Tochter des Königs Freundin wäre. Sie knüpfte deshalb mehrmals ein Gespräch mit Alice an und mühte sich ab, sie dahin zu bringen, den Bitten des Königs nachzugeben. Aber es war alles umsonst. — Als endlich der König merkte, dass seine sämtlichen Versuche fehlschlugen, wusste er nicht, was er beginnen sollte, denn Gewalt wollte er nicht gern gebrauchen. Seine Liebe zu Alice war so bekannt geworden, dass man am Hofe von nichts anderem mehr sprach. Ja es war mit seiner Liebe so weit gekommen, dass er seinen Freunden unverholen von der Sprödigkeit seiner Geliebten erzählte, wobei er sie bat, ihm mit Ratschlägen beizustehen. Nun aber waren die Hofleute König Eduards keine von der guten Schule, die es aufrichtig mit ihrem Herrn meinten, sondern es waren lauter Schmeichler, Leute von geringem Urteil und schlechter Gesinnung. Und so rieten ihm die meisten, die schöne Alice mit Gewalt in seinen Palast holen zu lassen und sie seinem Willen untertan zu machen, denn es nähme sich doch gar zu sonderbar aus, wenn ein Weib so über den König triumphiere. Dann waren wieder solche, die den Fisch im Wasser selber gesehen hatten und sich erboten, ihn für ihn zu fangen. Der König aber wollte vorderhand noch keine Gewalt brauchen, sondern zuerst die Gesinnung der Mutter auf die Probe stellen. Er schickte daher einen vertrauten Kämmerer zu ihr, der über alles eingehend unterrichtet war. Dieser verfügte sich in das Haus der Gräfin-Mutter und sprach zu ihr nach geziemenden Verbeugungen: „Der König, unser Herr, sendet Euch seinen Gruss und gibt Euch durch mich zu erkennen, dass, nachdem er alles getan hat, um die Gunst Eurer Tochter zu erlangen, wobei er es so geheim als möglich einrichten wollte, um nicht ins Gerede der Leute

zu kommen — er nunmehr Eure Tochter mit bewaffneter Hand wird aus dem Hause holen lassen, wenn Ihr nicht dafür sorgt, dass sie sich freiwillig seinen Wünschen fügt. Und während es früher seine Absicht war, mit Graf Richard und seiner Familie gut Freund zu sein, könnte es nun leicht geschehen, dass er Euer Feind würde. Darum seht Euch vor und hiemit Gott befohlen, meine Gräfin."

Über diese unverhoffte Äusserung geriet die Mutter in grossen Schrecken und bat den Kämmerer inständig, er möge sie der Huld des Königs empfehlen und nicht in blindem Zorn ihre Familie ins Unglück stürzen, die ihm stets so treu gedient. Sie wolle mit ihrer Tochter reden und nicht nachlassen, bis sie Alice dazu gebracht habe, dem König zu Gefallen zu sein. Mit dieser guten Antwort nahm der Kämmerer Abschied. Die Mutter aber ging weinend nach der Kemenate ihrer Tochter Alice, welche mit ihren Zofen an der Arbeit sass. Sie schickte die Frauen aus dem Zimmer, setzte sich neben Alice und erzählte ihr, was der Kämmerer gemeldet habe. „Meine Tochter," fügte sie dann schluchzend hinzu, „es gab eine Zeit, wo ich überglücklich war, dich unter den Frauen unseres Landes als die schönste und sittsamste zu sehen und ich glaubte, deine guten Eigenschaften müssten uns dereinst Ehre und Nutzen bringen. Aber ich habe mich sehr geirrt und fürchte nun, du seiest das Verderben für uns alle. Wenn du nur deinen Eigensinn aufgeben und dich beraten lassen wolltest, so würde sich unsere ganze Betrübnis in Lust und Freude auflösen. Bedenke, dass der König nicht nur verliebt, sondern fast verrückt ist um deinetwillen. Was soll aus uns werden, wenn er Gewalt anwendet? Überlege nur, wie uns schon die Dienerschaft verlassen hat, seitdem der Vater und die Brüder von London weggegangen sind, denn jeder fürchtet den Zorn des Königs. Darum bitte ich dich, es nicht so weit kommen zu lassen, dass wir alle untergehen." — Hier konnte sie vor Aufregung nicht weiter sprechen, sondern fiel in eine Ohnmacht, von der sie sich erst nach einer Weile wieder erholte. Bekümmert über den Zustand ihrer Mutter und von Mitleid zu ihr ergriffen, fasste Alice endlich den Entschluss, die ihrigen aus dieser Notlage zu befreien. Sie sprach daher, als die Mutter wieder zu sich gekommen war: „Liebe Mutter, trocknet Eure Tränen, denn ich bin geneigt, Euch Folge zu leisten. Seht, ich bin bereit, den König aufzusuchen, um ohne fremde Vermittlung die Sache zu vereinbaren."

Darob tröstete sich die Mutter. — Es war damals gerade im Monat Juni und zur Mittagszeit, wo wegen der grossen Hitze die meisten Leute zu schlafen pflegten. Da liess die Gräfin eine kleine Barke bereit machen, um nach dem königlichen Garten hinzurudern, wohin sich der Fürst zurückgezogen hatte, um mehr allein und ungestört zu sein. Alice ging unterdessen in ihr Gemach, kleidete sich jedoch nicht anders an als sie schon war, sondern nahm ihren scharfen Dolch und verbarg ihn unter dem Gewand an ihrem Gürtel. Dann trat sie vor ein Marienbild, sank auf die Knie und flehte um Beistand, ihr Vorhaben auszuführen. Hernach stand sie voll Vertrauen wieder auf und wandte sich zu ihrer Mutter, welche schon alles hatte vorbereiten lassen. Der Garten ihres Hauses stiess an die Themse und am Ufer befand sich eine Türe, bei welcher die Barke bereits hielt. Dorthin wandte sich jetzt die Gräfin mit ihrer Tochter und zwei Zofen. Die Frauen stiegen hierauf in die Gondel und bald gelangte das kleine Fahrzeug, von zwei Dienern gerudert, flussabwärts schwimmend an den Rand des königlichen Gartens. Dort konnte man nur durch eine einzige Pforte ans Ufer steigen, alles übrige war von hohen Mauern eingeschlossen. Das Türlein war kurze Zeit vorher geöffnet worden von dem Kämmerer, der von seines Herrn Liebe wusste. König Eduard selber hatte sich unweit davon unter kühlem Schatten auf das frischduftende Gras niedergesetzt, um besser über seine Liebe nachzudenken. Der Kämmerer hingegen sass der geöffneten Pforte gegenüber unter einem Gebüsche, teils um die kühle Luft einzuatmen, die von den gekräuselten Wassern des Stromes sanft herüberwehte, teils um acht zu geben, dass niemand herein komme.
Als nun die Frauen diesen Ort erreicht hatten, stiegen sie am Uferrande aus und befahlen den Barkenführern, hier zu warten. Dann stiegen sie einige Stufen empor und traten in die Türe. Als der Kämmerer sie sah und die Gräfin-Mutter erkannte, wunderte er sich sehr. Aber noch mehr erstaunte er darüber, die schöne Alice unter den Frauen zu erblicken. Er ging ihnen daher entgegen, begrüsste sie freundlich und fragte sie, was sie herführe. „Wir sind gekommen," erwiderte die Gräfin Alice, „um Seiner Majestät, dem König, aufzuwarten, da er mir eben erst durch Euch erklärt hat, dass er mich dazu zwingen werde." Voll Freude liess der Kämmerer die beiden Diener mit ihrem Schifflein in eine kleine Bucht hineinfahren, wo der König seine Barken verschlossen hielt, riegelte

dann die Türe des Gartens zu und führte die beiden Frauen nach dem Schattenplätzchen, wo der König sass. Dieser war unter einem Baum ganz in Gedanken vertieft und achtete auf nichts, was um ihn her ging. Als die Damen nun so nahe waren, dass sie den König sehen konnten, wandte sich der Kämmerer zu der schönen Alice mit den Worten: „Seht, gnädige Frau, dort ist Euer König und gewiss denkt er jetzt über nichts anderes nach als über Euch. Und wenn man ihn nicht störte, bliebe er wohl mehrere Stunden lang so sitzen, derart ist er stets in Gedanken mit Euch beschäftigt.“ Der jungen Gräfin lief es nun bald kalt, bald warm übers Angesicht, wodurch ihr Antlitz noch reizender wurde als sonst. Und wie sie sich bis auf fünf Schritte Entfernung dem König genähert hatten, sprach der Kämmerer zu seinem Herrn: „Hier, Majestät, ist die schöne Gesellschaft, die Ihr so sehr gewünscht habt.“ Da hob der König, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend, das Haupt empor und als er die Gräfin erkannte, stand er voll Verwunderung auf und rief: „Seid willkommen, edle Frau, welch gute Nachrichten führen Euch um diese heisse Mittagsstunde hierher?“ — Hierauf erwiderte die Gräfin-Mutter mit zitternder Stimme, indem sie sich verbeugte: „Seht hier, gnädigster Herr, Eure ersehnte Alice, welche voll Reue über ihre Grausamkeit nun zu Euch kommt, um Euch die gebührende Ehrfurcht zu bezeugen und eine Weile bei Euch zu bleiben, wenn es Euch angenehm ist.“ Ganz überglücklich trat jetzt der König zu der jungen Gräfin, die ihre Augen verschämt zur Erde geneigt hatte, küsste sie und sprach: „Seid mir willkommen, mein teures Lieb und meine Seele.“ Sie fügte sich mit Widerstreben und zog, als der König sie bei der Hand fassen wollte, ganz zitternd und stumm ihre Hand zurück. Der König meinte, die Anwesenheit der Mutter, der Zofen und des Kämmerers seien schuld an ihrer Schüchternheit. Er nahm die Schöne daher bei der Hand, sagte ihr, sie solle ihre Zofen nachfolgen heissen und führte sie gegen seinen Palast. Auf geheimen Pfaden gelangten sie dann alle in die königliche Wohnung. Der Garten und Palast waren nämlich so angelegt, dass der Fürst unbemerkt an den Fluss hinabsteigen und wieder in seine Gemächer zurückkehren konnte, ohne von jemandem gesehen zu werden. Nachdem sie hierauf im Zimmer des Königs angelangt waren, sagte derselbe zur Gräfin-Mutter: „Gnädige Frau, mit Eurer Erlaubnis will ich jetzt mit Frau Alice in jenes kleine Zimmer treten, um mich mit ihr zu

besprechen." Hierauf bat er Alice, hier hinein zu treten. Diese stand ganz beschämt, doch fasste sie Mut und trat ins anstossende Gemach. Kaum aber waren sie drinnen und der König hatte die Türe hinter sich verriegelt, so sank Alice, um zu verhindern, dass er ihr Gewalt antue, vor ihm nieder auf die Knie und sprach mit fester Stimme zu ihm: „Gnädigster Fürst, ein unbekanntes Gefühl hat mich hieher geführt, wohin ich nie auf diese Art zu kommen hoffte. Um aber Euren Botschaften und dem Drängen anderer zu entgehen und meinen Eltern zu gehorchen, habe ich mich entschlossen, Eurem Wunsche nachzukommen. Bevor ich mich aber Euch ganz übergebe, will ich mich selber vergewissern, ob Eure Liebe zu mir so glühend ist, wie Ihr sie mir so manches Mal in Euren Briefen und durch die Boten habt schildern lassen. Wenn Ihr mich also wirklich so innig liebt, so bitte ich Euch untertänigst, mir vorerst eine kleine Gunst erzeigen zu wollen, indem Ihr tut, was ich von Euch erflehe. Ihr erinnert Euch ja noch der Worte in Salisbury, dass es für Euch nichts gibt, was Ihr um meinetwillen nicht sofort tätet. Auch wisst Ihr, dass eines Königs Wort nicht gebrochen werden darf."
Der König, der während ihrer Worte ihr unverwandt ins Angesicht geblickt hatte und dieses viel schöner fand, als je, würde ihr in diesem Augenblicke nicht nur eine kleine Gunst, sondern weit mehr versprochen haben. Er schwur ihr also bei Gott und allen Heiligen, alles zu vollführen, was sie ihm befehlen würde, worauf Alice zu ihm sprach: „Sire, ich danke Euch, indem ich Euch die Rechte küsse, für die erwiesene Gnade und vertraue auf Euer Fürstenwort." — Und damit zog sie ihren scharfen Dolch hervor und sprach mit Tränen zu König Eduard: „Herr, das Geschenk, das ich von Euch erbitte, ist dies, dass Ihr mir meine Ehre nicht raubt, sondern lieber mit Eurem Degen mein Herz durchbohrt, damit, wenn ich bisher unbescholten gelebt habe, ich auch in Ehren sterben kann. Wollt Ihr mir hingegen Euer Wort nicht halten, so bring ich mich ums Leben. Vergesst nicht, welche Schande auf Euch fiele, wenn man diese Gewalttat von Euch erführe. Nicht nur in England würde man davon erzählen, sondern in der weiten Welt. Und selbst auf Eure Nachkommen würde sich die Schmach verbreiten. Darum bedenkt wohl, was Ihr tut. Ich bin zum Tode bereit. Was zaudert Ihr?"
Vor diesem Anblick war der König ganz starr geworden. Lange verharrte er in dieser Stellung, ohne sich zu rühren, während in seinem

Innern sich tausend Gedanken kreuzten. Am Ende, als er sich die Standhaftigkeit seiner Geliebten überlegt hatte und zur Überzeugung kam, dass es wenige so vortreffliche Frauen geben dürfte und dass Alice jeder Ehre und Achtung würdig sei, reichte er ihr mit einem tiefen Seufzer die Hand und sprach zu ihr gerührt: „Steht auf, Alice, und fürchtet nichts von mir, Gott bewahre, dass ich die umbringe, die ich weit mehr als mich selber liebe. Denn jeder, der Euch etwas antun wollte, den würde ich als meinen Todfeind erwürgen. Steht auf, um Gottes Willen, edle Frau, steht auf. Dieses scharfe und wahrhaft bedeutungsvolle Messer bleibe in Euren Händen als untrügliches Zeichen Eurer unbesiegten Keuschheit vor Gott und den Menschen. Diesen reinen Anblick konnte die sinnliche Liebe nicht ertragen; sie ist voll Beschämung von mir geflohen und hat der aufrichtigen und wahren Liebe Platz gemacht. Wenn ich in früheren Zeiten meine Feinde zu besiegen wusste, will ich jetzt zeigen, dass ich mich selbst auch überwinden kann. Was ich im Sinne habe, das werdet Ihr zu Eurer Freude bald erfahren. Für jetzt verlange ich von Euch nichts anderes als einen Kuss in allen Ehren und als Angeld für das, was die Welt bald sehen und zweifelsohne loben wird." Und nachdem er hierauf die Geliebte mit grosser Zärtlichkeit geküsst hatte, öffnete er die Türe des Gemachs und bat die Mutter, die Zofen und den Kämmerer hereinzutreten. Alle verwunderten sich, als sie die weinende Alice mit dem Dolche in der Hand vor sich sahen und sie wussten nicht, was das zu bedeuten hätte. Der König beauftragte alsdann den Kämmerer, alle Hofleute und Lords, die sich im Palast befanden, im grossen Saale zu versammeln. Darunter befanden sich der Bischof von York, ein Mann von grösster Welterfahrung und Gelehrsamkeit, ferner der Admiral der Flotte und der erste Sekretär des Königs. Diese drei zusammen mit dem Kämmerer hiess der König in das kleine Zimmer treten, die übrigen versammelten sich draussen im Saal. Der König wünschte nämlich vorerst nur diese wenigen als Zeugen. Während sie nun voller Erwartung harrten, was diese Zusammenkunft wohl zu bedeuten hätte, erzählte er ihnen ausführlich die ganze Geschichte seiner Liebe und was für ein Vorfall sich soeben mit Alice zugetragen hatte. Dann lobte er ihre Standhaftigkeit und sprach endlich mit freundlicher Stimme zu ihr: „Frau Alice, wenn es Euch gefällt, mich zu Eurem Gatten anzunehmen, so bin ich bereit, Euch zu heiraten als

meine wahre und liebe Gemahlin. Ihr kennt aus eigner Erfahrung die Wichtigkeit eines solchen Ehebundes." — Die junge Frau wusste voll unendlicher Freude nicht ein einziges Wort hervorzubringen. Als daher der König nochmals dieselbe Frage an sie richtete, antwortete sie mit ehrfurchtsvoller Verbeugung bescheiden, sie sei seine Dienerin und wiewohl sie nicht hoffen dürfe, einem König vermählt zu werden, so sei sie nichtsdestoweniger bereit, ihm, wenn er dies wünsche, zu gehorchen. „Und Ihr, Bischöfliche Gnaden von York" — fügte der König hinzu — „sprecht die üblichen Worte, die bei Eheeinsegnungen üblich sind." Auf die Frage des Prälaten, ob sie gewillt seien, sich zu vermählen, antworteten beide ja. Darauf zog der König einen kostbaren Ring vom Finger, steckte ihn seiner Geliebten an die Hand, gab ihr den Kuss der Liebe und vermählte sich auf diese Weise mit ihr, indem er sprach: „Gnädige Frau, ihr seid nunmehr Königin von England. Ich schenke euch zu eurem Unterhalt jährlich 30000 Taler und diese Truhe hier voll Gold und Edelsteinen. Hier ist der Schlüssel dazu, nehmt ihn. Da ferner das Herzogtum Lancaster an den königlichen Fiskus zurückgefallen ist, so verleihe ich es euch und will, dass es euer freies Eigentum sei, worüber ihr verfügen und es verschenken und verkaufen könnt, wie es euch angenehm ist." Hierauf wandte er sich an den Sekretär und befahl ihm, der Königin für alle diese Schenkungen eine rechtsgültige Urkunde auszustellen. Ferner verordnete er, dass diese Heirat ohne seine Genehmigung vor der Hand noch nicht bekannt gemacht werde. Dann liess er die Anwesenden auf dem geheimen Wege fortgehn, und blieb mit der Königin allein zurück. Und nachdem er die Ehe mit ihr vollzogen hatte, geleitete er sie hinab zum Garten, wo der Bischof und die andern waren. Und ohne von jemand gesehen zu werden, begleiteten sie die neue Königin zur Barke. Der König blieb mit den Seinigen zurück, während die Frauen auf dem Schifflein nach Hause fuhren. Jetzt war Alice des Glückes voll und dankte Gott, dass er ihren Mühsalen ein so freudiges Ende verliehen hatte.

Nach zehn Tagen hatte der König alles angeordnet, und schickte seinen Kämmerer an Alicens Vater, Graf Richard, um ihn und seine Söhne zum Hochzeitsfeste einzuladen. Zugleich liess er seine baldige Vermählung bekannt machen und forderte alle Herzöge, Grafen und Lords in seinem Reiche auf, sich am ersten Tage des Monats Juli in London einzufinden,

um der Hochzeits- und Krönungsfeier der Königin beizuwohnen. Unterdessen besuchte der König jeden Tag seine geliebte Braut im Hause ihres Vaters und verbrachte mit ihr manche glückliche Stunde. Als dann der erste Juli kam, begab sich der König am Morgen in ehrenvollster Begleitung zum Hause des Grafen Richard und fand dort seine Alice als Braut gekleidet und den Palast prunkvoll geschmückt. Hierauf bewegte sich der lange Zug von Hofdamen und Jungfrauen zur Kirche, um die Messe zu hören, wobei sich König Eduard nochmals öffentlich mit ihr vermählte. Dann wurde die junge Frau auf dem Platze, wo die feierlichste Zurüstung gemacht war, als Königin von England ausgerufen und ihr die Krone aufgesetzt. Darnach begab man sich ins Schloss zur Mittagstafel. Die Mahlzeit war auserlesen und kostbar, wie man es nicht anders erwarten konnte. Auch hielt der König einen Monat lang offenen Hof mit allerhand Festlichkeiten und prunkvollen Aufzügen. Alice wurde in kurzer Zeit so beliebt beim Volk und Adel, dass jeder den König pries, eine so glückliche Wahl mit seiner Gattin getroffen zu haben. Er wurde auch von Tag zu Tag vergnügter und seine Liebe zu ihr wuchs immer mehr. Er brachte es in kurzer Zeit dahin, dass Graf Richard von Warwick der angesehenste Lord in England wurde und desgleichen versorgte er alle seine Söhne mit Gütern und Einkünften so wohl, dass sie für immer zufrieden waren. Eine solche Erhöhung also wurde der schönen und sittsamen Alice zu Teil. Sie verdient deshalb für alle Zeiten gepriesen zu werden. Nicht weniger Lob gebührt auch König Eduard wegen seiner Selbstüberwindung. Dies verschaffte ihm neuerdings die Achtung und den Gehorsam seiner Untertanen und für alle Zeiten unvergesslichen Ruhm.

WO DU HINGEHST, DA WILL AUCH ICH HINGEHEN

von MATTEO BANDELLO

MAN MUSS WISSEN, DASS HEINRICH VIII., DER HEUTE als König über ENGLAND regiert, aus irgend einer Lust ganz schrecklich und grausam geworden ist und viel Blut vergossen hat, indem er bald den, bald jenen hinrichten liess und so den Adel der Insel Britannien fast gänzlich vernichtete. Er hat auch in kurzer Zeit zwei seiner Frauen enthaupten lassen. Heinrich VIII. hatte zwei Schwestern, von denen die eine Margaretha hiess und mit dem König von Schottland vermählt war. Als dieser starb und sie Witwe geworden war, kehrte sie nach England zurück und heiratete in zweiter Ehe einen Edelmann, denn dort zulande ist es Sitte, dass eine Dame, die sich zum zweiten Mal vermählt, nehmen darf, wer ihr am meisten gefällt. Von diesem Edelmann nun hatte Margaretha ein sehr schönes Töchterlein, welches König Heinrich als seine Nichte herzlich liebte, und er gedachte, sie dereinst einmal sehr hoch zu vermählen. Als dieses Mädchen fünfzehn Jahre alt geworden war, gab es auf der ganzen Insel kein lieblicheres Geschöpf als sie. Auch war sie mit guten Sitten und angenehmen Manieren begabt und wegen ihrer Freundlichkeit und Höflichkeit ehrte sie ein jeder. In dieses schöne Kind verliebte sich über die Massen ein Herr THOMAS, vornehmer und reicher Leute Sohn und ein Neveu des Herzogs von Norfolk. Als dieser Jüngling sah, dass er ohne den Anblick des geliebten Mädchens keine Ruhe fand und er aus Liebe sich verzehrte, da wusste er es zu erreichen, indem er sie Tag und Nacht verfolgte und mit Botschaften und Geschenken sie bestürmte, dass auch sie ihn lieb und wert zu schätzen anfing. Sowie Herr Thomas dies gewahrte, liess er es seinerseits nicht fehlen und brachte es endlich dahin, dass er sie mit ihrer Einwilligung insgeheim sprechen konnte. Er wusste ihr dabei seine Leidenschaft und Liebe so gut vorzutragen, dass sie nicht eher von einander schieden, als bis sie sich verlobt und mit innigen Küssen und Umarmungen die heilige Ehe geschlossen hatten. Auch verabredeten sie, eine

passende Gelegenheit abzuwarten, um ihre heimliche Vermählung öffentlich kundzugeben. Bis dahin suchten sie so oft und geheim als möglich zusammen zu kommen und einander in Liebe zu geniessen. Weil aber eine unmässige Liebe nicht vor aller Welt verborgen bleiben kann und aus langem Umgang eine allzugrosse Vertrautheit entsteht, indem man Gebärden und Zeichen gebraucht, durch welche die Leute aufmerksam werden, so wurde die Sache von einigen in Verdacht gebracht. Diese Späher suchten vorsichtig das Tun und Treiben der beiden Liebenden auszukundschaften und kamen, ich weiss nicht wie, zur Kenntnis, dass die beiden beieinander schliefen. Und da der Neid ein eigenes Laster der Höflinge ist, so gab es einige, die den beiden Liebenden das Glück nicht gönnen mochten und es dem König Heinrich berichteten. Darüber war der König schwer erzürnt. Er schickte Aufpasser hinter sie, welche die beiden eines Nachts ertappten und in den Turm von LONDON werfen liessen, aber das eine getrennt vom andern in einer besondern Gefängniszelle. Der König wollte wissen, wie die Sache gekommen war und liess sie deshalb verhören. Die beiden hielten es für unnütz, die Wahrheit abzuleugnen und gestanden, dass sie sich heimlich vermählt und als Ehegatten beieinander gewesen seien. Und indem die eine Aussage mit der andern verglichen wurde und auf den Punkt dasselbe ergab, meldete es der Untersuchungsrichter dem König. Nun weiss ich nicht, warum Heinrich dieses aufrichtige Geständnis nicht als gut annehmen wollte, kurzum die Wahrheit half ihnen nichts, denn eines Tages liess CROMWELL, der Oberrichter von England und bittere Todfeind des gesamten Adels, von dem er bereits den grössten Teil hatte hinrichten lassen, durch den Geheimen Rat den Urteilsspruch ergehen, dass der junge Thomas, der Neffe des Herzogs von Norfolk, sollte enthauptet werden. Dieser harte Spruch wurde sogleich in London bekannt und man äusserte allgemein sein Mitleid, da es allen schien, dass diese Strafe ungerecht wäre. Als nun der HERZOG VON NORFOLK, ein beim Volk hoch angesehener Mann von sehr altem und hohem Adel, dieses Urteil hörte, ging er sogleich in das Schloss, um mit dem König zu sprechen. Im Vorzimmer traf er den Oberrichter Cromwell, schritt jedoch an ihm vorüber, ohne ein Wort zu ihm zu sagen oder eine Höflichkeitsbezeugung zu machen, klopfte an die Tür des königlichen Zimmers und wurde sofort eingelassen. Sobald er drinnen war, machte er dem König die schuldige

Reverenz und sagte dann voller Zorn und Entrüstung: „Sire, was ist das, was ich sehe? Mir scheint, ihr wollt den ganzen Adel von England sterben lassen, denn heute wird der hingerichtet, morgen jener enthauptet, so dass bei uns die Edelleute bald seltener werden als die weissen Raben.“ Der König stellte sich unwissend, als ob er nicht vermute, zu welchem Zweck der Herzog dieses sage und antwortete ihm: „Mein Herzog, warum sagt ihr mir diese Worte? Was bewegt Euch zu solchem Zorn?“ — „Sire,“ erwiderte der Herzog, „es scheint mir nun doch zu arg, dass Cromwell, dieser Sohn eines gemeinen Tuchscherers, jeden Tag seine Hände in unserm Blute wascht und alle Adeligen von England zugrunde richten will. Es vergeht keine Woche, wo er nicht jemanden enthaupten lässt, nur damit keiner übrig bleibe, der es wage, ihm seine geringe Abstammung vorzuwerfen. So hat er nun Herrn Thomas, meinen Neffen, zum Tode verurteilen lassen und will, dass ihm morgen auf dem öffentlichen Platz von London der Kopf soll abgehauen werden wie einem Mörder. Und weshalb? Welches Verbrechen hat er begangen? Welchen Fehler, dass er durch Henkershand sterben soll? Vielleicht sagt Ihr, weil Thomas die Tochter Margarethas, Eurer Frau Schwester geheiratet hat, welche in erster Ehe Königin von Schottland war. Aber was soll das für ein Verbrechen sein? Wisst Ihr nicht, Sire, dass die Ehen frei sind und freiwillig sein sollen und dass jedes Mädchen denjenigen zu ihrem Manne nehmen kann, der ihr am besten gefällt? Und auf der andern Seite geniesst auch der Mann dieselbe Freiheit. Und selbst der eigne Vater kann nicht verbieten, dass seine Tochter denjenigen zum Gatten nimmt, den sie will. Nicht das Beieinanderliegen macht die Ehe aus, sondern der freie, gegenseitige Wille, immerdar vereint zu sein. Das ist die wahre Ehe. Darum, Sire, erlaubt nicht solche Tötungen oder vielmehr öffentliche Mordtaten, sondern verhütet sie, damit Eure Untertanen nicht gegen Eure Beamten sich auflehnen.“
Auf diese Worte des Herzogs hin liess der König seinen Oberrichter Cromwell ins Zimmer rufen und fragte ihn, aus welchem Grunde Thomas verurteilt worden sei. Als nun Cromwell nur sein übliches Geschwätz vorbrachte, wandte sich der Herzog von Norfolk gegen ihn und sagte ihm die ärgsten Schimpfworte, die man sich nur denken kann und bedrohte ihn hart, ohne sich durch die Gegenwart des Königs und das Ansehen des Oberrichters im geringsten beirren zu lassen. Der König liess

ihn auch, was nun der Grund immer sein mochte, gegen seinen Oberrichter alles sagen, was er wollte. Endlich, nachdem der Herzog seinen Zorn gründlich ausgeschüttet hatte, sagte er am Schluss: „Ich schwöre bei Gott, wenn mein Neffe wegen dieser Ehe stirbt und nichts weiter begangen hat, so sollen dafür mehr als zehn ums Leben kommen." Und mit diesen Worten verliess er ohne Abschied zu nehmen, das Kabinett des Königs und kehrte in seinen Palast zurück.

König Heinrich blieb sehr missmutig über die Unzufriedenheit des Herzogs und man erzählt, er habe eine ganze Weile in Gedanken verharrt, ohne ein Wort zu sagen. Und da der Herzog von Norfolk der vornehmste Lord war, den es in ganz England gab, und er beim Volk grosses Ansehen genoss und viele ihm anhingen, so wollte er nicht, dass der Oberrichter Cromwell an diesem Tag aus dem Schloss gehe, da er irgend ein Unheil befürchtete. Auch schickte er mehrmals Kundschafter aus, um zu erfahren, was der Herzog unternehme, so dass jener nichts beginnen konnte, was dem König nicht sofort gemeldet wurde. Am folgenden Tage liess der König das gegen Herrn Thomas veröffentlichte Todesurteil widerrufen. Indessen wollte er trotzdem, dass die beiden Liebenden im Gefängnis blieben. — Nun war der junge Thomas in einem Turm, von wo aus er, wenn er auf die Spitze stieg, seine Geliebte sehen konnte, die in einem ganz nahen, hohen Türmchen eingeschlossen war. So war es ihnen möglich, vom Fenster aus miteinander zu sprechen, was für beide ein Trost und eine Erleichterung war, denn sie hofften immer noch, dass der König, von Mitleid bewegt, sie freilassen würde. Aber ihre Hoffnung war eitel, da der König sich in den Kopf gesetzt hatte, dass sie in der Gefangenschaft bleiben und daselbst ihr Leben beenden sollten. Während sie so beide ihr Missgeschick beklagten und sich leeren Hoffnungen hingaben, verlief ein Tag nach dem andern in Täuschung. Als sie dann endlich über die Absichten des Königs Gewissheit erlangt hatten und das Fräulein am Fenster ihr trauriges Schicksal beweinte, da suchte Thomas sie nach Möglichkeit zu trösten und wie er sah, dass sie sich gar nicht in ihr Los schicken konnte, sprach er folgendermassen zu ihr: „Mein teures Kleinod, ich habe Euch nicht dazu lieb gewonnen, um diese meine Liebe zu Euch eines Tages erlöschen zu lassen, sondern es ist mein Wille, Euch zu ehren, so lange ich lebe. Auch hatte ich niemals die Absicht, Euch irgendwie Schaden oder Herzeleid zu

verursachen. Ich bin nun der festen Überzeugung, dass, wenn ich tot wäre, Euch der König, Euer Oheim, aus dem Kerker frei liesse und Ihr dadurch aus dieser elenden Gefangenschaft erlöst würdet. Da ich also durch meinen Tod Euch das Leben erhalten kann, das ich viel höher schätze als das meinige, so ist es besser, ich sterbe allein und errette Euch, als dass wir hier beide länger schmachten, ohne Hoffnung, jemals diesem lebendigen Tode zu entrinnen. Weil ich aber nicht Hand an mich legen möchte wie ein Räuber, noch mich erhängen oder aus dem Fenster stürzen, oder gar wie ein Unsinniger den Kopf an der Wand einrennen, so habe ich erwählt, allmählich zu sterben, indem ich mich der Speise beraube. Und dieser Tod wird mir hoch willkommen sein, da ich weiss, dass er zu Eurer Rettung dient." — Das Fräulein erwiderte unter Tränen, wenn er stürbe, so wollte auch sie nicht mehr länger am Leben bleiben. Nachdem also Herr Thomas diesen Beschluss gefasst hatte und auf keine Weise mehr Speise zu sich nehmen wollte, starb er. Als seine Geliebte dies erfuhr, entschloss sie sich, gleichfalls zu sterben. Da liess sie der König, als er dies hörte, sogleich aus dem Gefängnis nehmen und mit Hilfe der Ärzte gewaltsam zum Essen zwingen. Aber sie wollte sich nicht mehr verheiraten und verfiel in eine grosse Melancholie, so dass sie aus tiefer Sehnsucht und Heimweh nach ihrem Geliebten ihm bald im Tode folgte.

THOMAS CROMWELL UND DER KAUFMANN VON FLORENZ

von MATTEO BANDELLO

IN DER ALTEN ADELSFAMILIE DER FRESCOBALDI ZU FLORENZ lebte vor nicht langer Zeit ein rechtschaffener und sehr geschätzter Kaufmann namens FRANCESCO, welcher als reicher Mann gemäss der Sitte seiner Vaterstadt weit ausgedehnte Handelsbeziehungen pflegte und bedeutende Geschäfte machte. Er hielt sich gewöhnlich im Westen, in England auf und wohnte meist in LONDON, wo er ein glänzendes Leben führte und viel Edelmut bewies. Denn er war nicht so knauserig, wie viele Kaufleute sind, die alles bis auf den letzten Rappen und Pfennig berechnen, wie etwa jener Genuese Ansaldo Grimaldo, der, wie ich hörte, sogar die kleinsten Papierschnitzel verwendete und zu jeder Spanne Bindfaden Sorge trug, um damit die Briefbündel zuzuschnüren. Als nun unser Kaufmann Francesco Frescobaldi sich wieder einmal in Florenz aufhielt, erschien vor ihm ein armer Jüngling und bat ihn in Gottes Namen um ein Almosen. Wie Frescobaldi ihn so übel gekleidet sah, während sein Gesicht doch feine Züge verriet, empfand er Mitleid mit ihm und dies um so mehr, weil er merkte, dass der Fremde ein Engländer sei. Er fragte ihn also, aus welchem Land jenseits der Alpen er komme, worauf der Jüngling zur Antwort gab, er stamme aus England. Und als ihn der Kaufherr, dem Britannien genau bekannt war, nach einigen Eigentümlichkeiten dieses Landes fragte, gab der Jüngling ganz befriedigende Auskunft und fuhr fort: Ich heisse THOMAS CROMWELL* und bin der Sohn eines armen Tuchscherers. Ich entfloh meinem Vater und kam mit dem Heere der Franzosen nach Italien, wo jedoch unser Lager am Garigliano zersprengt wurde. Ich diente mit noch einem Fussoldaten als Lanzenträger.“ Auf diese Worte hin führte Frescobaldi den jungen Engländer gastfreundlich in sein Haus und behielt ihn hier einige Tage bei sich, aus Liebe zu der englischen Nation, bei der er viel Gutes genossen hatte. Er behandelte ihn gütig, kleidete ihn ganz neu und

*) Bandello schreibt irrtümlich: Tomaso CREMONELLO.



als der junge Mann wieder heimreisen wollte, gab er ihm 16 florentinische Golddukaten auf den Weg und ein gutes Pferd. Cromwell dankte seinem Wohltäter von ganzem Herzen und kehrte dann nach England zurück. Wie es bei fast allen Leuten dortzulande Sitte ist, so hatte auch er lesen und schreiben gelernt und schrieb das Englische korrekt und fliessend. Überdies war er ein Mensch von vielem Geiste, grosser Klugheit und Entschlossenheit. Auch wusste er sich vortrefflich dem Willen anderer anzupassen und, wenn es seinem Zwecke diente, seine Leidenschaften besser zu verbergen als irgend sonst jemand. Zudem ertrug er alle leiblichen Beschwerden mit Geduld. So kam es, dass er sich bis zum Rat des Kardinals von York emporschwang. Dieser Kardinal war ein Prälat von grösstem Einfluss und Cromwell gewann in kurzer Zeit so sehr das Vertrauen seines Herrn, dass dieser ihn bei fast allen Unterhandlungen zu Rate zog. Der Kardinal stand damals bei König Heinrich VIII. von England in hohem Ansehen und regierte beinahe die ganze Insel. Er hielt einen so glänzenden und prunkvollen Hof, dass er dem mächtigsten Fürsten genügt hätte. So kam es, dass der Kardinal von York den jungen Cromwell oftmals in Angelegenheiten von grösster Wichtigkeit zu dem König schickte und stets entledigte sich Cromwell seiner Aufträge mit solchem Geschick und wusste sich dem König so wohl anzupassen, dass dieser ihm wohl wollte und ihn für geeignet hielt, die wichtigsten Staatsgeschäfte zu leiten. Nun hatte dazumal König Heinrich VIII. im Einverständnis des Kardinals von York seine Gemahlin Katharina von Spanien verstossen in der Hoffnung, der Papst werde den Scheidebrief bestätigen und die Ehe auflösen. Aber der Papst fand die Gründe zur Verstossung als nicht gerechtfertigt und verweigerte die Bestätigung. Aus diesem Grunde fiel der Kardinal von York beim König in Ungnade und wurde vom Hofdienst entlassen. Der Kardinal musste fortan den Hof des Königs meiden. Er verringerte seine Dienerschaft und behielt nur noch eine kleine Anzahl Leute bei sich. Jetzt gedachte König Heinrich des jungen Cromwell, der ihm damals so wohl gefallen hatte. Er liess ihn darum zu sich bescheiden und sprach zu ihm: „Wie du siehst, mein Cromwell, hat sich der Kardinal von York zurückgezogen und bedarf nicht mehr so vieler Leute wie früher, wo er noch am Ruder meines Staates sass. Du bist also unbeschäftigt und hast nichts mehr für ihn zu unterhandeln. Willst du dafür in meine Dienste treten?"

„Mein Gebieter“ entgegnete Cromwell, „ich habe dem Kardinal stets treu gedient. Das Gleiche werde ich auch bei euch tun, wenn ihr geruhet, euch meiner zu bedienen.“ „Wohlan denn“, erwiderte der König, „so tritt in meine Dienste, ich habe immer viel Gutes von dir erwartet.“ Daraufhin ernannte ihn der König zu seinem ersten Kanzler und bediente sich seiner bei den wichtigsten Geschäften. Cromwell vollführte sie so gut, dass der König ihm seine Privatsiegel anvertraute und wenige in dem Reiche waren, die bei seiner Majestät mehr Einfluss hatten als er, denn König Heinrich hielt ihn für einsichtiger als alle andern Hofleute zusammen. Dem blinden Glück genügte es aber noch nicht, den Cromwell aus dem niedrigsten Stande zu solcher Grösse erhoben zu haben. Das Schicksal wollte ihn sogar noch mehr erhöhen. Heinrich VIII. ernannte ihn nämlich zum Oberhofmeister, was die höchste Würde in England war und mit welcher sich nächst dem Rang des Königs kein anderer vergleichen konnte. Der König übergab ihm nun die Regierung des Landes, sodass Cromwell eine geradezu unglaubliche Macht erreichte. Sowie Cromwell diese höchste Stufe erlangt hatte, zeigte er sich als Todfeind des ganzen Adels von Britannien. Wo er nur einem Edelmanne schaden konnte, versäumte er es nicht, und wenn dem König einer verhasst war, so schürte er die Flamme. Zu jener Zeit entschloss sich König Heinrich, während seine verstossene Gemahlin Katharina von Spanien noch lebte, um jeden Preis eine andere zu nehmen. Als er jedoch den päpstlichen Dispens dafür auf keine Art und Weise erlangen konnte, dispensierte er sich selber. Daraus entstanden unaufhörliche Unordnungen in England, bis sich das Königreich völlig von der ehrwürdigen katholischen Mutterkirche in Rom losriss. Unzählige Geistliche und Mönche, welche damit nicht einverstanden waren, wurden hingerichtet und viele englische Lords verloren ihr Leben. Ja sogar viele Prälaten von dem heiligsten Wandel fanden dabei den Tod und es verging kaum ein Tag, wo nicht der eine oder andere dem König zum Opfer fiel. Bald war fast der ganze Adel von England erloschen, denn die Vornehmen traf die Verfolgung viel grausamer als die niedern Stände. Man bezeichnete allgemein den Minister Cromwell als den Urheber dieser Greuel, weil er den Adel tödlich hasste und ihn zu vernichten strebte, da er sich seiner eignen geringen Herkunft gar wohl bewusst war. Es ist aber nicht meine Absicht, all diese Greueltaten zu schildern, sondern ich begann

diese Novelle, um zu erzählen, wie Cromwell seinem Wohltäter Frescobaldi für seine edle Tat dankte. Zur Zeit also, da Cromwell als Herr und Meister über England schaltete, befand sich Francesco Frescobaldi wieder in Italien und hatte durch grosse Unglücksfälle und Verluste an Waren den meisten Teil seines Vermögens eingebüsst, wie ja solche Kaufleute stets allerhand Risiko ausgesetzt sind. Als ein rechtschaffener und ehrlich denkender Mann bezahlte er alle seine Gläubiger, konnte aber, was andere ihm schuldeten, nicht eintreiben. So in Not geraten und verarmt, durchging er seine Bücher und fand, dass er in England über 15000 Dukaten zu fordern habe, weshalb er beschloss, dorthin zu reisen, um so viel als möglich von seinem Guthaben einzuziehen und den Rest des Lebens in Musse zu verbringen. Er reiste also von Italien nach Frankreich und von dort nach England und verweilte in London, ohne sich wieder der Wohltaten zu erinnern, die er einst dem jungen Cromwell in Florenz erwiesen hatte. Denn für einen wahrhaft freigebigen Menschen geziemt es sich, das Gute, das man anderen erwiesen, zu vergessen, während man eine empfangene Wohltat in Marmor eingravieren sollte, um sie bei jeder Gelegenheit gebührend zu vergelten. Als nun der Florentiner Kaufmann eines Tages in Geschäften durch die Strassen Londons ging, fügte es der Zufall, dass der Minister Cromwell mit seinem Gefolge ebenfalls durch diese Strasse ritt und ihm entgegenkam. Sobald Cromwell ihn erblickte und genau betrachtete, erkannte er ihn für jenen Kaufmann, der ihm vor vielen Jahren in Florenz so viel Gutes erwiesen hatte. Deshalb sprang er vom Pferde, schritt zur nicht geringen Verwunderung seines grossen Gefolges auf den Fremden zu, umarmte ihn aufs liebevollste und sprach zu ihm bewegten Herzens: „Seid Ihr nicht Francesco Frescobaldi aus Florenz?“ — „Der bin ich, gnädiger Herr“, entgegnete der Kaufmann, „und Euer untertänigster Diener.“ „Nicht also“, versetzte drauf Cromwell, „Ihr seid nicht mein Diener, noch begehre ich so etwas, sondern mein liebster Freund. Freilich muss ich mich insofern über Euch beklagen, dass ihr mir Eure Ankunft in London nicht vorher gemeldet habt, da Ihr doch wusstet, wer und wo ich sei. Dann würde ich einen Teil meiner Schuld abgetragen haben, um deretwillen ich Euch hoch verpflichtet bin. Doch ist es Gott sei Dank noch nicht zu spät. Seid mir drum tausend Mal willkommen. Ich habe jetzt allerdings noch einige Geschäfte zu erledigen

für meinen König und ich bitte Euch, mich zu entschuldigen, wenn ich nun nicht länger bei Euch verweile. Sucht es aber auf alle Fälle einzurichten, dass Ihr heute Mittag bei mir zu Hause speist und bleibt nicht aus!" Mit diesen Worten schwang sich Cromwell wieder auf sein Pferd und ritt mit seinen Begleitern weg zum Königshof. Erst jetzt, nachdem sie bereits fort waren, erinnerte sich unser Kaufmann, dass dies der junge Engländer gewesen sei, den er einstmals in Florenz in seinem Hause aufgenommen hatte. Das gab ihm neue Hoffnung, denn er dachte, durch die Vermittlung eines so angesehenen Mannes werde es ihm leichter werden, die verschiedenen Gelder einzutreiben. Als dann die Mittagsstunde nahte, begab er sich zum Palast Cromwells. Er hatte noch nicht lange im Hofraum gewartet, so kam der Minister nach Hause, stieg vom Pferde, umarmte seinen Wohltäter von neuem und wandte sich dann zu seinen Begleitern, die mit ihm zur Tafel geladen waren, mit den Worten: „Meine Herren, ihr müsst Euch nicht wundern über die Freundschaft, die ich diesem Kaufherrn aus Florenz erweise, denn ihm verdanke ich alles, was ich bin. Vernehmet, wie die Sache sich zutrug". Und darnach erzählte er vor allen Anwesenden, wie er in jungen Jahren nach Florenz gekommen sei und welche Liebesdienste ihm dieser florentinische Kaufmann erwiesen habe. Und während er so redete, hielt er stets die Hand des Freundes in der seinigen und geleitete ihn alsdann hinauf in sein Haus und in den Saal, wo sie sich zu Tische setzten. Dabei musste Frescobaldi an Cromwells Seite Platz nehmen und wurde von seinem Gastgeber mit besonderer Zuvorkommenheit behandelt.
Als dann die Tafel aufgehoben wurde und die Gäste sich beurlaubt hatten, wünschte Cromwell zu erfahren, was für Geschäfte ihn hieher geführt hätten und Frescobaldi hub nun an, ihm sein ganzes Unglück zu erzählen, wie ihm ausser seinem Hause in Florenz und einem Landgut ausserhalb der Stadt nichts mehr geblieben sei als die fünfzehntausend Dukaten, die er in England zu fordern habe, und zweitausend in Spanien. Er habe sich deshalb hieher begeben, um diese Summe in England einzuziehen. „Nun gut," sagte hierauf Cromwell, „was geschehen ist, lässt sich nicht ändern. Euer Unglück tut mir von Herzen leid. Was Ihr jedoch hier in England zu fordern habt, das soll Euch auf meinen Befehl alles wieder erstattet werden. Ich werde kein Mittel scheuen, das in meiner Gewalt steht, denn Ihr habt mir so viel Gutes

getan, dass ich Euch ewig verpflichtet bin. Ihr könnt also frei über mich und meine Mittel verfügen. Stehen wir auf und gehen wir in mein Kabinett." Und hierauf begaben sie sich in ein anderes Zimmer. Daselbst verschloss Cromwell die Türe hinter sich, öffnete einen grossen Schrein, der ganz mit Goldstücken gefüllt war, entnahm daraus 16 Dukaten und gab sie dem Kaufmann mit den Worten: „Hier, lieber Freund, sind die 16 Gulden, die Ihr mir auf die Reise mitgabt, als ich Florenz verliess, und hier sind weitere zehn, die Euch mein Reitpferd kostete, und hier noch zehn, die Ihr für meine Kleidung ausgelegt habt. Da Ihr aber ein Handelsherr seid, so scheint es mir unbillig, dass dieses Geld so viele Jahre sollte brach gelegen haben, ohne Gewinn zu bringen, wie ihr's gewohnt seid. Nehmt also diese vier Beutel voll Goldstücke, wovon jeder Sack viertausend Dukaten enthält. Betrachtet sie als Entschädigung für die Eurigen und geniesst sie mir zu Liebe." Obwohl Frescobaldi von unermesslichem Reichtum zu grosser Armut herabgesunken war, so hatte er doch seine edle Denkart in keiner Weise eingebüsst. Er wollte deshalb dies fürstliche Geschenk nicht annehmen, sondern dankte seinem Gönner herzlich für sein grossmütiges Anerbieten. Die dringenden Zureden Cromwells aber nötigten ihn dazu. Ausserdem musste er ihm alle seine Schuldner auf eine Liste schreiben, was Francesco gerne tat. Er notierte ihm also die Namen seiner Schuldner samt den Summen, die er von ihnen zu fordern hatte. Als dieser Zettel fertig war, rief Cromwell einen seiner Hofbeamten und sprach zu ihm: „Geh, suche diese Leute auf, deren Namen hier auf dieser Liste stehen, und mach, bis du sie findest, gleichgültig, wo sie gegenwärtig wohnen. Gib ihnen zu erkennen, dass, wenn sie binnen vierzehn Tagen ihre Schuld nicht bezahlt haben, ich mich persönlich zu ihrem Schaden in diese Sache mischen werde. Sie sollen sich also vorstellen, sie seien diese Summen mir selber schuldig." Der Diener richtete den Befehl seines Herrn mit vieler Sorgfalt aus, sodass in der anberaumten Frist gegen 15,000 Dukaten einbezahlt wurden. Und hätte Frescobaldi auch die in so langen Jahren aufgelaufenen Zinsen verlangt, so würde er sie alle bis auf den letzten Heller erhalten haben. Er begnügte sich aber mit dem Kapital und begehrte keinerlei Zinsen, was ihm bei aller Welt zur Ehre angerechnet wurde, besonders da schon jedermann in England wusste, welche Gunst er beim obersten Minister genoss. Während dieser Zeit war

Frescobaldi jeweils bei Cromwell zu Tische geladen und sein Gönner bestrebte sich von Tag zu Tag mehr, ihm alle erdenkliche Ehre zu erweisen. Er fand an seinem Umgang grosses Gefallen und wünschte, dass der Florentiner immer in London bleiben solle und wollte ihm 60,000 Dukaten auf vier Jahre ohne jeglichen Zins oder Gewinnanteil leihen, damit Frescobaldi in London ein Geschäft anfangen und Handel treiben könne, wobei er ihm überdies versprach, seine Unternehmungen in jeder Weise zu begünstigen. Francesco aber sehnte sich nach seiner Heimat und wünschte, den Rest seines Lebens in Ruhe daselbst zu verbringen. Er dankte daher seinem Wohltäter mit gerührtem Herzen für diese ausserordentliche Güte und kehrte, nachdem er sich von ihm verabschiedet und sein Geld in Wechsel auf Florenz umgetauscht hatte, reich begütert in seine liebe Vaterstadt zurück, wo er sich, aller Sorgen enthoben, zur Ruhe zurückzog. Leider genoss er dieses Glück nicht lange, denn noch im nämlichen Jahr, da er von London heimgekehrt war, starb er. Was sagen wir nun aber zu der Dankbarkeit und Freigebigkeit Cromwells? Sein Verhalten gegen Frescobaldi verdient das höchste Lob. Hätte er nur den Adel von England auch so freundlich behandelt, wie diesen Ausländer, so würde er vielleicht noch am Leben sein. Aber er hasste die englischen Lords so sehr, dass er sich dadurch selber den Tod bereitete. Und weil mir nichts zu erzählen übrig bleibt, so berichte ich von seinem Ende.

Als Cromwell nämlich einige Jahre die Gunst seines Königs in solchem Masse genossen hatte und dieses Glück ihn verblendete, da geschah es einstmals, dass er den Bischof von Winchester aus irgend einem Grunde wollte hinrichten lassen. Als nun dieser hohe Prälat sich eines Tages im geheimen Rat des Königs befand, sagte Cromwell zu ihm, der König lasse ihm befehlen, sich als Gefangener in den Turm*) zu begeben. Von dort kam einer nie mehr heraus, ohne nach der allgemeinen Ansicht der Engländer sein Leben zu verlieren. Höchst bestürzt über diesen Befehl, entgegnete der Bischof, er wisse nicht, aus welchem Grunde er sich in den Turm zu verfügen habe, er wolle vorerst mit dem König sprechen. „Ihr könnt den König nicht sprechen," erwiderte Cromwell. „Begebt Euch nur dorthin, wo ich Euch sage." Und zugleich befahl er vieren seiner Diener, ihn gefangen zu nehmen. Während sie noch

*) Vermutlich der „Tower" in London.

miteinander disputierten, kam der Herzog von Suffolk, Cromwells Feind, hinzu, ging sogleich ins nahe Gemach des Königs und meldete ihm den Streit der beiden Männer. Da liess der König, der von all dem nichts wusste, den Bischof zu sich ins Zimmer rufen. Darüber ärgerte sich Cromwell so sehr, dass er nach Hause zurückkehrte, wo er vier Tage blieb, ohne sich weder bei Hofe noch im königlichen Rat blicken zu lassen. Inzwischen hatte sich der Bischof von Winchester zum König begeben und ihm beteuert, dass er sich keiner Schuld bewusst fühle. Doch stehe er in seiner Gewalt und unterwerfe sich seinem Richterspruch, wenn er gefehlt haben sollte. Als König Heinrich sah, dass Cromwell bei Hofe nicht erschien und auch keine Klage gegen den Bischof von Winchester vorliege, liess er diesen in Freiheit und sprach laut, dass alle Hofleute es vernahmen: „Ich will doch sehen, wer seinen Zorn besser zu bemeistern versteht, ich, der König, oder Thomas Cromwell." Wie ein Lauffeuer war es ruchbar geworden, dass der König gegen seinen höchsten Minister Cromwell aufgebracht sei und so gingen viele Klagen gegen ihn ein, wodurch es sich herausstellte, dass Cromwell an vielen Untaten schuldig war, und zwar vor allem in Urteilssprüchen und Sachen der Rechtspflege. Endlich nach vier Tagen erschien Cromwell wieder im geheimen Rat. Da liess der König den Saal, worin die Herren versammelt waren, verschliessen und Cromwells Dienerschaft anzeigen, ihr Gebieter speise heute bei Seiner Majestät, sie sollen daher zum Essen gehen und hernach wieder kommen. Auf diese Meldung hin zerstreute sich das Gefolge. Jetzt liess der König seine Leibwache kommen und sie vor der Türe des Ratsaales aufstellen. Als dann die Sitzung zu Ende war und Cromwell den Saal verlassen wollte, wurde er von der Leibwache angehalten und als Gefangener erklärt. Er ward in den Turm geführt und daselbst sorgfältig bewacht. Man machte ihm den Prozess und schon wenige Tage später wurde er auf königlichen Befehl an einem Vormittag auf dem Schlossplatz öffentlich enthauptet. Hätte er sein Glück besser zu nutzen verstanden, das heisst, hätte er sich mehr als Edelmann erwiesen und weniger Grausamkeit gegen den Adel gezeigt, so würde er sicherlich ein besseres und ehrenvolleres Ende genommen haben.

DIE SCHÖNE HELENA VON VENEDIG

von **MATTEO BANDELLO**

WIE MAN AUS DEN ÖFFENTLICHEN URKUNDEN DER Ratsherren von Venedig noch heute ersehen kann, lebten in dieser Stadt zwei Edelleute. Die besassen Paläste am Canal Grande, einander beinahe gegenüber. Der Besitzer des einen hiess Messere PAOLO. Der hatte von seiner Gemahlin einen Sohn, namens GERARDO, und eine Tochter, sonst keine Kinder. Der andere Edelmann hies Messere PIETRO, dem seine Gattin nur ein einzig Kind geschenkt, ein Mädchen von dreizehn oder vierzehn Jahren, namens HELENA. Das war sehr schön und wurde jeden Tag noch lieblicher und holdseliger. Nun pflegte fast täglich der etwa zwanzigjährige Jüngling Gerardo mit seinem Diener in eine Gondel zu steigen und über den Canal Grande zu fahren. Dann bog er in einen Seitenkanal hinein, der Helenas Haus bespülte und glitt unter den Fenstern dieses Palastes hinweg, bis er zu einem Barbier kam, dessen junge Frau er gerne sah. — Da geschah es, dass Helena's Mutter plötzlich krank wurde und bald darauf zum grössten Schmerze ihres Gatten und des einzigen Töchterleins starb. Um nun das trauernde Kind ein bisschen aufzuheitern, schickte Messer Pietro einige Wochen nach dem Tod der Mutter die noch in der Familie gebliebene Amme zu einem befreundeten Nachbar und liess ihn bitten, jeweils an Festtagen seine vier Töchter auf Besuch herüberzuschicken, damit sie der Helena etwas Gesellschaft leisteten. Der Nachbar erteilte gerne seine Zustimmung, und so fanden sich fast alle Sonntage die vier Geschwister in Helenas Hause ein, da sie nur auf dem Kanal beim Hause in die Gondel zu steigen brauchten, dieser einen leichten Ruderstoss gaben und gleich auf der andern Seite am Wassertor von Messer Pietro's Hause wieder ausstiegen. Wenn dann die fünf Mädchen beisammen waren, machten sie allerhand Spiele, unter andern auch die Forfetta. Es soll dies ein Spiel mit einem Balle gewesen sein. Wer ihn im Fluge nicht auffangen konnte, sondern zu Boden fallen liess, der hatte verloren. Die vier Schwestern standen im Alter von siebzehn bis

zwanzig oder einundzwanzig Jahren und eine jede liebte insgeheim einen jungen Edelmann der Stadt. Deshalb liefen sie oft während des Ballspiels, bald die eine und bald die andere, oft auch zu dritt oder alle vier miteinander, auf die Balkone, um ihren Geliebten oder andere Leute den Kanal hinauf und hinunter rudern zu sehen. Das passte der unschuldigen, mit Liebesangelegenheiten noch wenig vertrauten Helena gar nicht, und sie zog daher oft missvergnügt ihre Gespanen wieder zum Spiele zurück. Den Mädchen aber war am Anblick der Jünglinge weit mehr gelegen als am Ballwerfen, und so liessen sie sich keineswegs stören, sondern verweilten an den Fenstern und warfen bisweilen Blumen ihren Verehrern zu, wenn diese unter dem Balkon vorüberfuhren.
Eines Tages, als Helena wieder eine der vier Gespielen vom Balkon wegziehen wollte, sagte diese zu ihr: „O Helena, wenn du nur wüsstest, wie süss es ist, hier an dem Fenster zu stehen und hinunter zu schauen, so würdest du wahrlich ebenso gern hier bleiben, als wir selber und dich um das Ballspiel gar nicht mehr kümmern. Aber du bist eben noch ein junges Ding und verstehst noch nichts von solchen Sachen." Helena jedoch hörte nicht auf diese Worte und fuhr fort, sie mit kindlicher Zudringlichkeit zum Spiele anzuhalten. Inzwischen kam wieder ein Feiertag heran, und die vier Mädchen waren diesmal verhindert, ihre Freundin zu besuchen. Ganz wehmütig darüber und traurig, lehnte sich Helena an eines der Fenster, das auf den Seitenkanal hinausging. Dort fühlte sie sich denn recht einsam und verlassen ohne ihre Gespielinnen. Wie sie nun so dastand, kam der junge Gerardo in seiner kleinen Barke vorübergefahren, und als er zufälligerweise emporblickte, sah er das schöne Mädchen am Fenster stehen. Als sie ihn bemerkte, wandte sie ihm gleich ihr Köpfchen zu und schaute ihn mit ihren treuherzigen Augen an, wie sie es hatte ihre Gespielen mit ihren Liebsten machen sehen. Darüber verwunderte sich Gerardo sehr, da er dies Mädchen nie beachtet hatte und warf auch ihr einen verliebten Blick zu, den sie ihm in der Meinung, das gehöre zum Spiel, lächelnd erwiderte. — Indessen glitt die Barke weiter, und als sie eine Strecke entfernt waren, sagte der Gondoliere zu seinem Gebieter: „Mein Herr, habt ihr das schöne Mädchen gesehen und bemerkt, wie sie Euch mit heiterer Miene anblickte? Beim heiligen Zacharias! die ist doch allem Anschein nach ein feineres Blümchen als die verwelkte Rose des Barbiers. Das kann ich Euch versichern, die



schaffte Euch bessere Gesellschaft und einen süssern Schlaf." Gerardo tat, als hätte er nicht darauf geachtet und sagte zu dem Diener: „Ich will doch einmal sehen, wer sie ist und ob sie mir auch so hübsch vorkommt, wie du behauptest. Kehr also die Gondel wieder um und rudere ganz sachte an ihrem Haus vorbei." — Helena hatte sich vom Balkon noch nicht entfernt. Der Jüngling sah also das Mädchen wieder, indem er in seiner unbedeckten Barke langsam vorüberfuhr. Er betrachtete sie mit fröhlichem Gesicht und warf ihr verstohlen ein paar liebäugelnde Blicke zu. Sie hatte gerade eine blühende Nelke im Haar, nahm sie heraus und liess die hübsche Blume so nah als möglich an dem jungen Mann herunterfallen. — Ausser sich vor Entzücken, hob Gerardo schnell die frische Blume auf, verneigte sich geziemend vor dem Mädchen und küsste die zierliche Gabe zu wiederholten Malen. Der köstliche Duft und die Schönheit Helenas drangen so tief in sein Herz hinein, dass er zu ihr eine Liebe fasste, so tief und innig, wie er es bisher noch nie in sich gefühlt. Er beschloss daher, alle seine früheren Neigungen aufzugeben, um sich fortan nur diesem Mädchen zu widmen. Helena hingegen, die noch ein wirkliches Kind war, und von der Glut der Liebe noch nichts verspürt hatte, sah zwar den jungen Mann recht gerne unter dem Fenster vorübergleiten, empfand aber, wenn sie in seine Augen schaute, doch nicht mehr und nicht minder als bei einem andern Spiele. Jeden Abend, ja vier- bis sechsmal im Tag, liess sich nun der verliebte Jüngling unter ihrem Fenster sehen, fand aber nie Gelegenheit, Helena zu erblicken, ausser an Feiertagen, weil sie in ihrer Einfalt glaubte, es schicke sich nicht, an Werktagen zu spielen. Sie bereitete dadurch dem jungen Manne nicht geringes Leidwesen, da sie ihm selten Gelegenheit bot, sie zu sehen und noch weniger, ihr seine Liebe zu erklären. Indessen bemühte er sich, ihr wenigstens an Sonntagen mit Gebärden, so gut er konnte, seine Liebe kundzutun. Helena dagegen verstand nicht viel von diesen Gesten. Nichtsdestoweniger empfand sie auf die Dauer ein gewisses Vergnügen, Gerardo zu sehen, ja sie hätte ihn am liebsten zwanzigmal in der Stunde vor Augen gehabt, aber doch nur an Festtagen. Um daher an Sonntagen von ihren Gespielen nicht mehr gestört zu werden, fing sie bald unter diesem bald unter jenem Vorwand an, sich ihrer Gesellschaft zu entziehen. — Einstmals nun trug es sich zu, dass der Liebhaber eines Tages auf dem Fusswege oder den Funda-

menten, wie man in Venedig im Gegensatz zu den Kanälen sagt, spazieren ging, und Helenas Amme sah, die früher die seinige gewesen, wie sie eben im Begriffe war, an Helenas Haustür zu pochen, um hineinzugehen. Er rief ihr wiederholt von ferne zu. Ihr Klopfen an der Türe übertäubte aber seine Stimme. Es ward ihr aufgemacht, und sie ging hinein. Der junge Mann beeilte sich, so schnell er konnte, die Dienerin zu erreichen, ehe sie ins Haus einträte und rief ihr immerfort. Indem sie nun bereits die Türe hinter sich abschliessen wollte, und sich noch umwandte, sah sie Gerardo, der gleich darauf herankam. Als er auf der Schwelle der Haustüre stand, gewahrte er im Hofe seine geliebte Helena, die wegen häuslicher Verrichtungen herabgekommen war. War es nun allzugrosse Freude über ihre unverhoffte Nähe oder Erschöpfung, was ihm sein Herz beklemmte oder sonst etwas, kurzum, er fühlte sich plötzlich so übel, dass er wie tot zu Boden sank. Bei diesem Anblick begann die Amme mit Helena und einer im Hof anwesenden Magd ganz bestürzt um Hilfe zu rufen. Helena, von plötzlich erwachter Liebe hingerissen, warf sich schluchzend über ihn her, aber die kluge Amme liess sie sogleich wegnehmen und in ein Zimmer auf halber Höhe des ersten Stockwerks bringen. Dann wandte sie sich wieder zu Gerardo zurück, rieb und schüttelte ihn, rief ihn beim Namen und trug ihn, als er kein Lebenszeichen von sich gab, mit Hilfe der Magd in das Haus hinein, welches sie dann hinter sich verschloss. Das hörte der im Hause anwesende Herr Pietro und eilte samt den Dienern herbei. Er wollte erfahren, was geschehen sei, und man erzählte ihm alles. Dann befahl er, den Jüngling sachte aufzuheben und ihn auf ein Bett zu legen, wo er ihn pflegen liess. Als er aber sah, dass ihm kein Mittel half, beschloss er, ihn zu zu seinem Vater heimbringen zu lassen. Gerardo wurde also in eine Gondel getragen und über den Kanal geführt. Ein Diener und die Amme mussten ihn begleiten und den Vorfall berichten.

Messer Paolo war darüber ganz ausser sich, da er Gerardo als seinen einzigen Sohn überaus liebte. Der Jüngling wurde in sein Zimmer gebracht und zu Bette gelegt. Einige Ärzte kamen herbei, sowie ein wohlerfahrner Apotheker. Ihren Bemühungen gelang es endlich, dass Gerardo wieder etwas zu sich kam. Sobald er reden konnte, rief er mehrmals: „O Amme, Amme!" Diese sass bei ihm und antwortete: „Hier bin ich, mein Sohn, was willst du?" Der Jüngling, welcher sich noch nicht zu-

rechtgefunden hatte und immer noch der Dienerin nachzulaufen glaubte, rief ihr immer wieder. Als er jedoch aus seiner Ohnmacht erwachte und erkannte, wo er war, und dass seine Eltern, die Schwester und andere Verwandte und Freunde, sein Bett umgaben, so vermochte er sich zwar noch nicht zu erklären, was eigentlich mit ihm vorgegangen war, hatte aber dennoch Einsicht genug, zu erkennen, dass dies nicht der passende Ort sei, um sein Anliegen mit der Amme zu besprechen. Er ging daher auf andere Dinge ein und sagte, er empfinde keinerlei Beschwerden mehr. Und als man ihn fragte, was denn der Grund zu seiner plötzlichen Ohnmacht gewesen sei, erklärte er, er wisse es selber nicht. Darauf nahmen sie einer um den andern Abschied und verliessen die Kammer, bis er mit seiner Amme allein blieb. Jetzt wandte er sich zu ihr und sprach mit Seufzern: „Ihr werdet, bestes Mütterchen, aus meinem Unfall leicht haben erraten können, wie es um mich steht. Denn mein Leben wird in kurzem zu Ende gehn, wenn mir nicht geholfen wird." Dann erzählte er ihr seine Liebe, konnte aber freilich den Namen seiner Geliebten nicht nennen, sondern wusste nur anzugeben, dass es eines von den fünf Mädchen sei, welche er an Feiertagen auf dem Balkon von Messer Pietro's Palaste sehe. Die Amme überlegte, wer wohl das Mädchen sein könne, und hielt es für ausgemacht, dass es eine von Helenas Gespielen sein müsse, die sie als etwas gefallsüchtig kannte. Auf Helena aber hatte sie nicht den geringsten Verdacht. Endlich kamen sie überein, dass die Amme am nächsten Festtage mit den Mädchen an den Fenstern stehen und genau aufpassen solle, um herauszufinden, wer Gerardos Geliebte sei. Gerardo musste dann an dem verabredeten Tage zu wiederholten Malen in seiner Gondel auf dem Canal Grande spazieren fahren. Wie dann der ersehnte Sonntag kam, liessen die vier Geschwister Helena wissen, dass sie sich ihrer Gewohnheit gemäss bei ihr einzufinden gedächten. Das Mädchen aber, das schon anfing, an der Liebe zu Gerardo zu erwarmen, machte sich unter allerlei Ausflüchten von dem angekündigten Besuche los. Der Amme kam die Nachricht, dass die vier Schwestern Helena nicht besuchen werden, sehr ungelegen, weil sie nun nicht mehr wusste, wie sie Gerardo's Verlangen befriedigen solle. Da sie jedoch bemerkte, wie Helena nach dem Mittagessen unzählige Male ans Fenster lief, so geriet sie auf die Vermutung, sie möchte auch in einen jungen Kavalier verliebt sein. Um

nun der Sache besser auf die Spur zu kommen, gab sie vor, sie wolle etwas schlafen gehen. Das war der Helena nicht nur recht, sondern sie redete der guten Alten sogar noch liebreich zu, der Ruhe zu pflegen. Sobald sie sah, dass die Amme sich ins Schlafzimmer zurückgezogen hatte, ging sie selbst in ein anderes Gemach, um ihr ersehntes Liebesspiel nun zu beginnen, und sie wurde dabei vom Glück begünstigt. Denn kaum hatte sie sich ans Fenster gestellt, als Gerardo sich in dem kleinen Seitenkanal blicken liess. Die Amme war ebenfalls ans Fenster getreten und hatte den Balkon ins Auge gefasst, wo Helena stand, die vor Freude strahlend Gerardo durch kindliche Gebärden zu seiner Genesung Glück zu wünschen schien. Sie hatte einen Strauss von Blumen in der Hand, und als die Gondel unter ihr vorüberfuhr, warf sie ihn dem Jüngling zu. Als die Amme dieses sah, bedurfte sie keiner weiteren Beweise mehr, dass Helena die Geliebte Gerardos sei; und da sie glaubte, ein Ehebündnis könne recht wohl mit Ehren zwischen ihnen zustande kommen, so trat sie schnell in Helenas Gemach, welche noch immer am Fenster stand und mit Gerardo scherzte und sprach zu ihr: „Ei, sage mir, mein liebes Kind, was muss ich sehn? Was hast du mit dem jungen Herrn zu schaffen, der eben im Kanal vorüberfuhr? Ei, ei, das schöne und ehrbare Mädchen, das den ganzen Tag am Fenster steht und den Vorüberfahrenden Blumensträusse zuwirft! Wehe, wenn dein Vater jemals etwas davon erführe! Er würde dir derart mitspielen, dass du die Toten sogar beneiden müsstest!"

Das Mädchen war über diesen Tadel sehr bestürzt. Sie warf sich der Amme um den Hals, küsste sie mit kindlichem Übermut und sagte in herzlichem Ton zu ihr: „Mein liebes Mütterchen, ich bitte Euch demütig um Verzeihung, wenn ich mich ohne Wissen vergangen habe." Und hierauf erzählte sie ihr, wie sie von ihren Freundinnen zuerst das Ballspiel und hernach dieses Liebespiel gelernt habe und fuhr fort: „Ich wählte mir dazu jenen Jüngling aus, und wünsche nur, dass er recht oft vorüberkäme. Ich verstehe nicht recht, was Ihr an diesem Spiele auszusetzen findet. Sollte ich aber hierin unrecht haben, so will ich dieses gerne bleiben lassen." Die Amme konnte das Lachen nicht mehr verhalten, als sie hörte, wie naiv das gute Kind sich aussprach. Sie nahm sich vor, die im Scherze angefangene Sache einem ernsthaften Ziele entgegenzuführen und erzählte ihr, wer der Jüngling sei, wie sie ihn, als

er noch klein war, selbst gepflegt, und über zwei Jahre in seinem Hause gewohnt habe. Darum liebe sie ihn wie einen Sohn. Dann belehrte sie das schöne Kind über die Gefahren, die unter diesem Spiel verborgen liegen und machte ihr begreiflich, wie jedes Mädchen, wes Standes es auch immer sei, seine Ehre über alles heilig halten und bewahren müsse. Um dann schliesslich zu ihrem Zwecke zu gelangen, müsse sie durchaus den Entschluss fassen, Gerardo zu heiraten. Wie unschuldigen Wesens das Mädchen sonst auch war, so liess ihre gesunde Natur sie doch alles verstehen, was die Dienerin ihr sagte. Zugleich erwachte in ihrem Herzen die Liebe für Gerardo, so dass sie der Amme zur Antwort gab, sie sei bereit, ihn zum Gemahl zu nehmen, lieber als jeden andern Edelmann der Stadt Venedig. Daraufhin suchte die Dienerin die Gelegenheit wahrzunehmen, um Gerardo diese günstige Botschaft zu überbringen. Er kannte keinen höheren Wunsch, als sie zur Gemahlin zu bekommen, zumal er wusste, dass sie die einzige Tochter von Messere Pietro war. Er dankte also der Amme herzlich für ihre Dienste, und sie verabredeten miteinander, wie und an welchem Tag er sich mit Helena zur Vermählung zusammenfinden könne. Als sie alles festgesetzt hatten, kehrte die Amme wieder nach Hause zurück. Die Sehnsucht, mit ihrem Geliebten ein süsses Spiel zu spielen, das ihr noch ein verschlossnes Zauberkästchen war, und das sie dennoch für gar anmutig hielt, trieb sie zur Hochzeit. Mit Entsetzen und Eiseskälte aber erfüllte sie dann wieder das Bewusstsein, ohne Wissen und Einverständnis des Vaters zu handeln und die Besorgnis, es möchte irgendein grosses Ärgernis und Aufsehen daraus entstehen. So zwischen Bangigkeit und Hoffnung schwebend, war sie innerlich im Kampfe mit sich selbst begriffen. Endlich fasste sie nach langem Schwanken und Überlegen den Entschluss, sich ihrem Geliebten zu vermählen, es möge dann draus werden, was da wolle. Nach verschiedenen Beratungen wurde abgemacht, eines Tages eine grosse Wäsche zu halten und alle Mägde dabei zu beschäftigen, und zwar zu einer Zeit, wo der Vater, Herr Pietro, ausgegangen sei, damit Gerardo ohne Schwierigkeit ins Haus hinein gelangen könne. Die genaue Zeit wurde dann dem Geliebten durch die Amme kundgetan. Die Stunde kam. Messere Pietro war bereits zum Dogenpalast in die Senatsversammlung gegangen. Die Amme und Helena hatten der gesamten Dienerschaft des Hauses bei der Wäsche zu tun gegeben. So

kam denn Gerardo ans Haus, machte leise die Türe auf, die er angelehnt fand, trat hinein und schlich sich, ohne von jemand gesehen zu werden, die Treppen hinauf. Dann versteckte er sich in einem Gemach, das ihm die Amme angewiesen hatte. Dort wartete er, bis diese ihn abholte und ihn auf einer kleinen, geheimen Treppe zu dem Zimmer führte, woselbst Helena auf seine Ankunft ungeduldig harrte. Das Mädchen hiess ihn verschämt willkommen und die Amme sprach lächelnd zu dem schweigenden Liebespaar: „Ihr scheint ja fast eine stumme Musik aufführen zu wollen. Da aber ein jedes von euch weiss, wozu ihr hierhergekommen seid, so ist es besser, keine Zeit zu verlieren, damit euer langersehnter Wunsch in Erfüllung gehe. Sehet hier ob diesem Bette das Bild der glorreichen Himmelskönigin Maria und bittet sie vereint mit mir, dass sie der Vermählung, die ihr jetzt hier mit Worten einander gelobet, einen guten Anfang verleihe, und sie durch einen bessern Fortgang und ein recht glückliches Ende segnen möge." Daraufhin sprach die gute Amme die Worte, welche bei solchen Trauungen gesagt werden, und Gerardo überreichte seiner geliebten Helena den Ring. Wie glücklich nun die zwei Liebenden waren, das kann wohl jeder leicht ermessen. — Als es dann der Amme schien, die beiden wären nun lange genug beisammen gewesen, ging sie wieder zu ihnen hinauf. Dann trafen sie zusammen Abrede, wann Gerardo ferner wieder ohne Gefahr sich hier einfinden könne, bis sich Gelegenheit böte, den also geschlossenen Ehebund öffentlich bekannt zu machen. Nachdem Gerardo seine Helena zum Abschied nochmals umarmt und geküsst hatte, entfernte er sich mit Hilfe der Amme wieder ganz unbemerkt aus dem Zimmer und dem Hause und ruderte mit seiner Barke von dannen, ganz beseligt vor Freude und Wonne.

Nachdem Gerardo und Helena etwa zwei Jahre lang so glücklich miteinander gelebt hatten, sollten sie nun auch das Unglück kosten, welches oft plötzlich in den schönsten Augenblicken unsres Lebens sich einstellt. Es war in Venedig von alters her der Brauch, dass die Ratsherren alljährlich einige Galeerenschiffe aussandten nach Bairut in Syrien. Man liess diese Reisegelegenheit durch öffentliche Ausrufer überall bekannt machen, damit diejenigen, die Lust zu dieser Seefahrt hätten, ein Schiff pachten könnten gegen Bezahlung einer entsprechenden Summe an die Republik. Nun wünschte Messere Paolo sehnlichst, dass sein Sohn Gerardo sich allmählich mit den Handelsgeschäften

befasse und mit der Verwaltung der Staatsangelegenheiten sich vertraut mache. Er zahlte also den bedungenen Preis im Namen von Gerardo und nahm für ihn eines der Galeerenschiffe in Beschlag, ohne ihm ein Wort davon gesagt zu haben. Messer Paolo hatte gerade eine Menge Waren auf Lager, die nach Bairut bestimmt waren, und er wünschte, dass sein Sohn sie dorthin führe und andere Waren mit nach Hause bringe. Er gedachte damit nicht nur sein Vermögen bedeutend zu vermehren, sondern auch hernach dem Sohne eine Frau zu geben und ihm zugleich alle seine Geschäfte zu übertragen, um sich selber nur noch dem Staatswesen zu widmen. Als er nun, wie gesagt, die Galeere gemietet hatte und nach Hause kam, sagte er nach aufgehobener Tafel zu seinem Sohne, als sie allein waren: „Du weisst, lieber Gerardo, dass wir Güter nach Bairut im Hause liegen haben, und in Syrien allerlei Waren einkaufen müssen, die man hier braucht und die stets guten Absatz finden. Aus diesem Grunde hab ich heute eine Galeere gemietet auf deinen Namen, damit du dich ein wenig in der Welt umsehest und mit der Zeit anfangest, durch eigene Erfahrungen ein tüchtiger Geschäftsmann zu werden. Denn nichts verhilft dem Menschen schneller zu kluger Besonnenheit und weckt ihm sein Verständnis leichter, als wenn man viele Länder sieht und mancherlei Städte, und die Sitten dieses und jenes Volkes kennen lernt. Du kannst in unserer Stadt Venedig ja täglich beobachten, wie junge Leute, die bald im Morgenland und bald im Abendland oder anderwärts auf Reisen waren, und dann nach wohlverrichteten Geschäften wieder heimwärts kehren, wie sie zu Hause für gescheite, erfahrene und brauchbare Männer gelten, und darum später oft zu öffentlichen Beamten oder gar Ratsherren der Stadt gewählt werden. Das wird hingegen jenen nicht zu teil, die sich um nichts bekümmern, sondern den ganzen Tag lang müssig gehen oder den Mädchen nachlaufen. Die Reise nach Bairut währt ja gewöhnlich nur sechs oder höchstens sieben Monate. Statte dich also, mein lieber Sohn, auf meine Kosten mit allem aus, was du zu einer solchen Seefahrt bedarfst. Bist du dann wieder zurückgekehrt, so wollen wir unser Leben so einrichten, wie es uns Gott der Herr eingeben wird." Messere Paolo erwartete, sein Sohn werde ihm freudeerfüllt antworten, er sei zu allem gerne bereit, weil er ihn mit einer ebenso ehrenvollen als nützlichen Reise zu beauftragen wähnte. Gerardo aber, dem es unmöglich schien,

auch nur einen einzigen Tag ferne von seiner Geliebten leben zu können, war darüber aufs äusserste bestürzt und sprach daher kein Wort. „Du gibst mir keine Antwort?" sagte endlich sein Vater zu ihm. „Ich weiss nicht, was ich sagen soll," erwiderte Gerardo. „Denn so gerne ich euch gehorchen möchte, so bin ich doch nicht in der Lage, es zu tun, da mir jedwede Seefahrt von Natur zuwider und unerträglich ist. Habt darum die Güte, mir zu verzeihen und mich zu entschuldigen. Es tut mir leid, euch hierin nicht gehorchen zu können." Messer Paolo hätte sich nimmermehr träumen lassen, von seinem Sohne eine solche Antwort zu bekommen, und er war darüber sehr erstaunt. Er bat ihn nochmals eindringlich und hielt ihn mit milden und mit scharfen Worten zum Gehorsam an, aber stets umsonst. Gerardo gab ihm keine andere Antwort als beim ersten Mal. So standen sie in Unfrieden vom Tische auf. Tief bekümmert über diesen Vorfall, begab sich der Vater zu der Rialto-Brücke am Canal Grande und begegnete daselbst seinem Schwiegersohne Lionardo, einem reichen, jungen Mann. „Lionardo!" sprach er zu ihm nach einigem Hin- und Widerreden, „ich hatte für meinen Sohn eine Galeere gepachtet, um ihn mit einer Partie Waren nach Bairut zu schicken. Aber als ich ihm dies heute mitteilte, suchte er mir durch allerlei Ausreden zu beweisen, dass er nicht gehen könne. Gesetzt nun, dass du die Reise machen wolltest, so bedürfte es zwischen dir und mir nicht vieler Worte, und ich würde dir soviel Gewinn überlassen, als du irgend wünschest." Lionardo dankte seinem Schwiegervater für dieses Anerbieten, erklärte sich zur Reise bereit und im Augenblick war die Sache abgemacht. Gerardo seinerseits erwartete indessen die kommende Nacht und erzählte seiner Helena die ganze Unterredung, die er mit seinem Vater gehabt hatte. Helena hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu und sprach dann mit einer Reife des Geistes, der ihre Jugend bei weitem übertraf. „Ach mein geliebtes Leben, wie übel habt ihr getan, eurem Vater nicht bereitwillig Gehorsam zu leisten. O weh mir armen, dass ich meinem Schwiegervater solchen Schaden und Kummer bereite, bevor er mich noch kennt. Wird er mich wohl jemals liebgewinnen können, wenn er sich sagen muss, ich sei der Unstern seines Hauses, der seinen Frieden stört und seinen Untergang bewirkt? Ich bitte euch daher, ihr möchtet eurem Vater durchaus gehorsam sein, und das Getrenntbleiben von mir so wenige Monate geduldig zu ertragen. Also, mein teurer

Gerardo, tretet eure Reise glücklich an und bleibet meiner eingedenk wie ich auch eurer. Ich werde euch stets in Gedanken überall hin begleiten, da ich in meinem Herzen keine andre Sehnsucht trage, als im Leben wie im Tode ewig die eure zu sein." Nachdem sie noch mancherlei darüber beraten hatten, liess sich Gerardo endlich von den vernünftigen Gründen seiner klugen Helena überzeugen und ging dann wieder an seine Geschäfte. Er setzte sich hernach mit seinem missvergnügten Vater zu Tische. Als nach dem Essen alle andern den Saal verlassen hatten, bat er seinen Vater um Verzeihung, seinem Wunsche gestern nicht nachgekommen zu sein, er habe sich vergangene Nacht die Sache überlegt und sei nun gerne bereit, die Reise nach Bairut zu unternehmen. Herr Paolo war über diese Sinnesänderung seines Sohnes hoch erfreut und liess sofort nach seinem Schwiegersohne schicken, um ihn zu bestimmen, die Reise nach Bairut nun doch dem Gerardo zu überlassen, er wolle ihn dann ein ander Mal für eine Fahrt ausstatten, womit sich dieser einverstanden erklärte. Als die Galeere mit allen erforderlichen Waren beladen und die Zeit zur Abreise gekommen war, nahm Gerardo mit schwerem Herzen Abschied von seiner Geliebten, sowie auch von den Seinen und bestieg hierauf sein Schiff. Die Matrosen lösten die Taue der Segel, und sie fuhren mit günstigem Wind und Wetter von dannen. Waren Gerardos Gedanken zur See unablässig seiner teuren Gattin in der Heimat zugewandt, so gedachte sie nicht weniger seiner. — Schon waren etwa sechs Monate verflossen, seitdem Gerardo seine Vaterstadt Venedig verlassen hatte. Helena zählte unterdes die Stunden, Tage, Wochen und Monate, und wartete mit Freuden auf seine Wiederkehr. Es schien sich ihr die Stunde zu Jahren auszudehnen, so lange, dünkte sie, verzögere sich sein Fernbleiben. „Jetzt sind es nicht mehr vierzehn Tage oder höchstens zwanzig, so muss mein Geliebter wieder in Venedig sein," sprach sie zu der getreuen Amme. „Und ausser seinen Waren wird er mir gar mancherlei hübsche Sächelchen heimbringen. Auch sagte er mir, ehe er wegging, er wolle für Euch gleichfalls Geschenke mitnehmen." Auf diese Weise erhielt sich die gute Helena bei frohem Mute und ahnte nicht, was für ein Anschlag gegen sie im Werke war. Als nämlich ihr Vater sah, wie seine Tochter über ihr Alter verständig und schön geworden war, und bedachte, dass er doch im Hause keine passende weibliche Aufsicht mehr habe, so fürchtete

er, es möchte ihm mit ihr etwas Unangenehmes zustossen, was freilich längst geschehen war, und beschloss, sie zu vermählen. Er bedurfte nicht langer Zeit, um einen für sie passenden Schwiegersohn zu finden. Denn da er von altem Adel und reich und seine Tochter hübsch war, so hätten sich viele Edle der Stadt gerne mit seinem Hause verbunden. Er wählte daher einen Jüngling aus, der ihm seines Reichtums und seiner vornehmen Familie wegen wohl gefiel, und kam mit ihm, wie mit den beiderseitigen Verwandten und Freunden überein, dass er am nächsten Sonnabend die schöne Helena sehen, und wenn sie ihm gefalle, am Sonntag drauf ihr den Ring übergeben solle, um dann gleich in der Nacht die Vermählung zu vollziehen. Nach dieser Verabredung wurden grosse Vorbereitungen getroffen zu der geplanten Hochzeitsfeier, und Messer Pietro erzählte es seiner Tochter, dass er beschlossen habe, sie zu verheiraten. Diese Botschaft war Helena ebenso schmerzlich, wie wenn man zu ihr gesagt hätte: Morgen wird dich die Gerichtsbarkeit von Venedig aufhängen lassen auf dem St. Markusplatze zwischen den beiden Säulen. So ward sie denn über die Massen betrübt. Sie vermochte ihrem Vater kein Wort zu erwidern. Er, der an nichts weiter dachte, hielt dies für ein Zeichen kindlicher Befangenheit und entfernte sich, um alles Nötige anzuordnen, damit die Hochzeit mit auserlesener Pracht und einem prunkvollen Festmahle gefeiert werden könne.
Am Samstag Abend dann, nachdem der Bräutigam sie schon gesehen und sein Gefallen an ihr gefunden hatte, speiste Helena wenig oder nichts. Und als sie sich später mit ihrer Amme in ihr Schlafgemach zurückgezogen hatte, brach sie in heftiges Weinen aus, ohne dass es der guten Dienerin gelingen wollte, auch nur den mindesten Trost ihr zuzusprechen, denn sie wussten beide keinen Rat noch Mittel und Wege zu finden, um der Vermählung am nächsten Tage zu entgehen. Helena war fest entschlossen, es mochte kommen, was da wolle, nie und nimmer in diese Hochzeit einzuwilligen. Dem Vater ihre heimliche Verheiratung zu offenbaren, wagte sie nicht, und zwar weniger aus Angst vor seinem Zorn — sie hätte sogar mit Freuden den Tod erduldet — als vielmehr deswegen, weil sie befürchtete, durch deren Veröffentlichung Gerardo zu kränken. Sie war auf dem Punkte, noch in der gleichen Nacht mit Hilfe ihrer Amme sich aus dem Hause zu schleichen und ihren Schwiegervater aufzusuchen, sich ihm in die Arme zu werfen und

ihn in das Geheimnis ihrer Liebe zu Gerardo einzuweihen. Aber sie wusste doch nicht, ob ihr Gatte damit einverstanden gewesen wäre. Wer daher alle ihre Gedanken und Pläne aufführen wollte, die sich in dieser Nacht in ihrem Kopfe kreuzten, der möchte ebenso gut die Sterne zählen, die man am nächtlich klaren Himmel erstrahlen sieht. Als dann der Morgen ihres Hochzeitstags anbrach, verliess die Amme das Gemach, um ihren häuslichen Verrichtungen nachzugehen, immer noch darüber nachsinnend, wie sie die verzweifelte Helena aus ihrer Not befreien könnte. Helena hatte sich die ganze Nacht nicht ausgekleidet. Sobald sie sich nun allein sah, verschloss sie, von seltsamen und bösen Gedanken verfolgt, von innen die Türe ihres Schlafgemachs, bestieg dann, angezogen wie sie war, ihr Bett und legte ihre Gewande so sittsam als nur möglich um sich her. Dann sammelte sie alle ihre Gedanken auf den einen Punkt, dass es ihr Herz nicht ertragen könne, diesen Unbekannten zu heiraten, den der Vater ihr vorgeschlagen hatte. Sie fasste den Entschluss, nicht länger mehr leben zu wollen, und hielt, sich ganz in ihren Schmerz versenkend, so lange den Atem an, bis sie das Bewusstsein verlor. Als die Zeit zum Aufstehen nahte, begab sich die Amme wiederum in Helenas Schlafzimmer, um die Braut zu wecken und anzuziehen, fand aber zu ihrem Erstaunen die Türe verriegelt. Während sie nun zu wiederholten Malen heftig klopfte, ohne jedoch eine Antwort zu bekommen, kam der Vater, der das Geräusch gehört hatte, hinzu. Nach langem, vergeblichem Pochen wurde die Türe schliesslich mit Gewalt eingedrückt und zu Boden geworfen. Der Vater drang mit den andern Hausgenossen in das Gemach. Man stiess die Fensterläden auf und da sahen sie nun die arme Helena wie tot auf dem Bette liegen. Darüber erhob sich ein grosser Aufruhr. Die Amme stürzte sich schreiend über die Tote her. Es gab im ganzen Hause kein Auge, das nicht von diesem Schauspiel zu Tränen gerührt wurde. Man schickte nach Ärzten, nach dem Bräutigam, zu den Verwandten. Alles wurde versucht, unzählige Mittel angewendet, um Helena wieder zu sich zu bringen, aber umsonst. Die Amme wurde über alle Einzelheiten ausgefragt und sie gab an, Helena hätte eine sehr unruhige Nacht gehabt, gleich als ob sie von heftigem Fieber geplagt gewesen, und morgens, als sie das Zimmer verlassen, hätte das Fräulein wach gelegen. Innerlich aber hegte sie die feste Überzeugung, dem armen Geschöpfe

sei aus übergrossem Schmerz das Herz gebrochen. Nachdem dann die Ärzte viele Hilfsmittel angewandt hatten, und endlich einsahen, dass der Tochter gar nichts half, nahmen sie an, sie müsse infolge eines aus dem Kopf herrührenden Flusses, der auf das Herz gewirkt hätte, vom Schlag getroffen und daran gestorben sein. Der arme Vater brach darob in bittre Tränen aus. Da nun alle sie für tot hielten, so traf man Veranstaltungen, sie noch am selbigen Abend ihrem Range entsprechend mit allen Ehren zu Grabe zu tragen nach dem Castello im Patriarchat, woselbst man sie in der Marmorgruft ihrer Ahnen beisetzen wollte, die ausserhalb der Kirche sich befand. So wurde denn die unglückliche Helena unter der Teilnahme und Trauer all derer, die sie gekannt hatten, zu Grabe geleitet. Nun beachtet wohl, wie wunderbar sich das Schicksal oft wendet. Am gleichen Tage nämlich musste es geschehen, dass Gerardo am Lido bei Venedig mit seinem Galeerenschiffe landete. Seine Reise war so günstig verlaufen, dass er es nicht besser hätte wünschen können, denn er kehrte heim mit reichem Gewinn. Nun herrschte in Venedig ein alter, schöner Brauch, dass, wenn Schiffe oder Galeeren von fernen Reisen heimwärts kehren, und vor allem, wenn sie prächtig ausgestattet sind, Freunde und Verwandte ihnen zum Empfang entgegenrudern, um sich gemeinsam über die glückliche Rückkehr zu freuen. So fuhren denn viele Bürger der Stadt dem ankommenden Gerardo entgegen. Dieser begrüsste auch seine Freunde überaus herzlich, nicht sowohl, weil er reich und wohl versorgt nach Hause kehrte, als weil er kaum erwarten konnte, seine über alles geliebte Helena wiederzusehen. Aber der Unglückliche ahnte nicht, dass in derselben Stunde, wo er am heimatlichen Strand anlangte, Helena zur ewigen Ruhe gebettet wurde. Er landete in Venedig eine halbe oder ganze Stunde nach Sonnenuntergang, gerade zu der Zeit, als der Trauergottesdienst der armen Helena zu Ende ging und man von weitem den Schein der brennenden Fackeln über die stillen Fluten des Meeres herüberschimmern sah. Einige von denen, die aus Bairut zurückkehrten, fragten, was jene vielen Lichter dort drüben zu bedeuten hätten und man erzählte ihnen, es hätte heute Helenas Hochzeit gefeiert werden sollen, da sei aber die Braut am Morgen in ihrem Schlafgemach tot aufgefunden worden. Wahrscheinlich werde sie eben jetzt bestattet. Bei dieser Nachricht ging es dem Gerardo wie ein Stich durchs Herz, so

dass er nur mit Mühe die Tränen zurückhalten konnte, um sich nicht zu verraten. Sobald es ihm hernach möglich war, machte er sich von seinen Schiffsgenossen und Freunden los. Er war fest entschlossen, in keinem Falle seine geliebte Helena überleben zu wollen, und es schien ihm gewiss, dass seine unglückliche Geliebte sich vergiftet habe, um nicht mit jenem Unbekannten sich vermählen zu müssen, den ihr der Vater aufgedrungen. Ehe er jedoch Hand an sein Leben legte, gedachte er, vorerst zu Helenas Grab hinzugehen, die Gruft zu erbrechen, und seine Gattin, wenn auch tot, nochmals zu sehen, um dann an ihrer Seite gleichfalls zu sterben. Weil er aber nicht wusste, wie er mit dem Öffnen des Grabmals allein fertig werden sollte, nahm er sich vor, dem Schiffsmeister der Galeere, der sein guter Freund war, sich anzuvertrauen, und ihm das Geheimnis seiner Liebe zu offenbaren. Er nahm ihn also bei Seite und eröffnete ihm, was zwischen Helena und ihm sich zugetragen hatte, und was er nun zu tun im Sinne habe, verschwieg ihm aber seine Absicht, bei ihr im Grabe sterben zu wollen.
Der Schiffspatron widerriet ihm zuerst diesen gewagten Schritt wegen des grossen Aufsehens, den das Aufbrechen der Begräbnisstätte in der ganzen Stadt erwecken könnte. Als er aber sah, dass Gerardo trotzdem fest dazu entschlossen war, bot er ihm sogleich seinen Beistand an, und versicherte, dass er ihn nicht verlassen, sondern ein und dasselbe Schicksal mit ihm teilen wolle. Sie bestiegen also miteinander ohne weitere Begleitung eine Barke, übertrugen die Sorge für das Galeerenschiff einem tüchtigen Seemann und stiessen nach Venedig ab. Dann ruderten sie nach dem Hause, wo der Schiffsmeister wohnte, und versahen sich mit den zu ihrem Vorhaben nötigen Werkzeugen. Hierauf stiegen sie wieder in die Gondel und steuerten hinüber zum Castello im Patriarchat. Es war bereits Mitternacht geworden, als es ihnen endlich gelang, die Gruft dort zu eröffnen. Nachdem Gerardo hineingetreten und sie die Steinplatte wieder geschlossen hatten, stieg er hinab und fiel wie tot über den Leichnam seiner Gattin hin. Als er dann wieder zur Besinnung kam, bedeckte er Mund und Augen seiner Geliebten mit Küssen und mit Tränen. Der Schiffsmann, der draussen achtzugeben hatte, war mittlerweile in steter Angst, von der Nachtwache überrascht zn werden und ermahnte darum Gerardo wiederholt, aus der Gruft herauszukommen. Doch dieser war gar nicht im-

stande aufzustehen. Ja, er war so ausser sich, dass er um jeden Preis die geliebte Helena mit sich fortnehmen wollte. Sie hoben sie also sanft heraus, schlossen die Gruft und trugen die junge Frau in die Barke. Dort legte sich Gerardo von neuem zu ihrer Seite nieder, umschlang sie mit seinen Armen und konnte nicht müde werden, sie zu küssen. Sein Begleiter machte ihm heftige Vorwürfe über diese Torheit, die Tote mit sich herumzuführen, ohne zu wissen, wohin. Am Ende gab Gerardo dem vernünftigen Zuspruch seines Freundes nach und sie beschlossen, die Leiche wieder in die Gruft zurückzuschaffen. Und wie sie also im Begriffe waren, die Gondel dem Patriarchate zuzulenken, kam es ihm vor, als spüre er etwas sich in ihr regen. Er sagte daher zu dem Schiffsmeister: „Mein Freund, ich fühle etwas, was mich hoffen lässt, dass sie noch am Leben ist." Da erinnerte sich der Steuermann, wie häufig solche Fälle schon vorgekommen waren. Er bückte sich also zu der Frau hinab und verspürte ein schwaches Klopfen ihres Herzens. „Herr," sprach er deshalb zu Gerardo, „tastet hierher, so werdet Ihr finden, dass sie noch nicht gestorben ist." Voller Freude legte Gerardo seine Hand auf ihr Herz. „In der Tat," rief er aus, „sie lebt! Aber was fangen wir nun an?" „Wir werden schon zum Ziele kommen," erwiderte der Begleiter. „Seid nur getrost und ohne Sorgen. In die Gruft darf sie auf keinen Fall zurückgebracht werden. Rudern wir zu meinem Hause hin, das nicht weit von hier entfernt ist. Ich habe meine Mutter dort, die als alte und erfahrene Frau schon Rat und Hilfe weiss." So lenkten sie das Boot zum Haus des Schiffsmanns, obgleich es schon spät nach Mitternacht war. Dort angelangt, pochten sie heftig an die Tür, wurden gehört und der heimkehrende Bootsmann erkannt. Das erste Mal, wo sie das Haus betreten, um die Werkzeuge zum Aufbrechen des Grabes zu holen, hatte die Mutter nichts gemerkt. Die gute Alte, hocherfreut über ihres Sohnes Rückkehr, liess von der Magd ein Licht anzünden und die Haustür öffnen. Der Seemann umarmte seine Mutter, schickte die Magd hinweg, um dies und jenes zu besorgen, und trug mit Gerardo, ohne dass es jemand sah, Helena in ein freundliches Zimmer, wo sie sie in ein Bett legten. Dann machten sie ein Feuer im Kamin, wärmten einige leinene Tücher und fingen an, nachdem auch schon das gute Mütterchen sich hatte in das Geheimnis einweihen lassen, die Scheintote durch Reiben nach und nach zu erwärmen. Dies setzten sie

so eifrig fort, bis Helena allmählich wieder erwachte und zur Besinnung kam. Als sie dann endlich die Augen aufschlug und wieder zu sehen vermochte, erkannte sie ihren Gerardo. Kaum war sie wieder ganz zu sich gekommen und hatte von Gerardo und dem Schiffsmeister gehört, wie sie begraben und dann aus der Gruft errettet worden sei, so fehlte wenig, dass sie vor Schreck und Freude nochmals in Ohnmacht gefallen wäre. Man gab ihr hierauf frische Eier zu trinken und erquickte sie mit Pistazien, Backwerk und köstlichem Malvasierwein. Schon nahte draussen die Morgenröte, und Helena wurde von allen gebeten, der Ruhe zu pflegen und sich durch süssen Schlaf noch besser zu stärken. Sie legte sich daher wieder auf das Bette nieder und da sie in dieser und der vorletzten Nacht gar nicht geschlafen hatte, so schlummerte sie auch bald ein. Als dann der Tag gekommen war, schickte Gerardo den Schiffsmeister zu seiner Galeere zurück, während er selbst in seiner Gondel nach dem Hause seines Vaters sich begab. Dieser war bereits aufgestanden und umarmte seinen Sohn mit grossem Jubel. Vor Glück und Freude strahlend, erzählte Gerardo seinem Vater in Kürze den ganzen Hergang seiner wohlgelungenen Reise, wie er beim Verkauf der nach Bairut gebrachten Waren einen bedeutenden Gewinn erzielt habe und nicht weniger vom Glück begünstigt worden sei beim Einkauf dessen, was er heimgebracht. Der Vater war darüber vollauf zufrieden und segnete seinen Sohn. Gerardo speiste dann zu Mittag in seinem Hause. Nach Tische war er eine Weile damit beschäftigt, seine Galeere in den Hafen von Venedig einlaufen zu lassen und verschiedene Ausgänge zu besorgen. Sodann begab er sich mit seinem Schiffsmeister zu Helena, bei welcher er vergnügt zu Abend ass und dann die Nacht verbrachte. Am Morgen darauf beriet er sich sodann mit seinem Schiffsmann über das, was sie betreffs Helena für weitere Vorsichtsmassregeln ausfindig machen sollten, um ihre Person geheim zu halten. Nach mancherlei Erwägungen kam man zum Entschluss, sie würde bis zur Veröffentlichung ihrer Vermählung am ehrenvollsten bei Gerardos Schwager Lionardo aufgehoben sein. Also verfügte er sich am nächsten Tag zu seiner Schwester und erzählte ihnen die ganze Geschichte seiner Liebe, wie auch das Erlebnis seiner Helena, die man scheintot begraben hatte und die er gerettet und vor der Hand im Hause seines Schiffsmeisters unterzubringen gesucht habe. Er schloss dann

mit der Bitte, dieselbe bis zur Bekanntmachung seiner Ehe in ihr Haus bringen und ihrer Obhut anvertrauen zu dürfen, da er nicht wüsste, wo er sie besser versorgt halten könne. Lionardo und seine Frau waren im höchsten Grade erstaunt über das gefährliche Abenteuer Helenas und übernahmen gerne den Auftrag, für ihre Schwägerin zu sorgen. Sie stiegen daher gemeinschaftlich in eine Gondel und fuhren zu dem Haus des Schiffsmeisters, um Helena abzuholen, und führten sie dann zurück in Lionardos Haus. Was sollen wir nun aber von der Amme sagen? Sie hatte mittlerweile vernommen, dass Gerardo aus Bairut zurückgekehrt sei, wagte aber aus Verzweiflung über Helenas vermeintlichen Tod nicht, ihm vor Augen zu treten.
Nun war Gerardo noch nicht so manche Tage von seiner Reise zurück, als sein Vater ihm mitteilte, dass er ihn verheiraten wolle. Er entschuldigte sich aber stets, er sei noch zu jung dazu und hätte noch keine Lust, sich unter das Joch der Ehe zu beugen. Es scheine ihm viel schöner, seine Jugend noch in Freiheit zu geniessen, wie sein Vater ja auch getan. Während dieser Verhandlungen zwischen Vater und Sohn vergingen mehrere Tage, und Gerardo versäumte fast keine Nacht, seine Helena zu besuchen und einige Stunden bei ihr zuzubringen. Messer Paolo erfuhr bald, dass sein Sohn fast regelmässig ausser dem Hause schlafe, ohne jedoch zu wissen wo, und geriet deshalb auf die Vermutung, er weise infolge einer heimlichen Liebe jegliche rechtmässige Verbindung von der Hand. Um diesen Verdacht zu heben und seinen Sohn bei Lebzeiten noch versorgt zu sehen, rief er Gerardo eines Tages zu sich und sprach zu ihm also: „Schon manches Mal hab ich dir zugeredet, mein Lieber, du möchtest dir eine Frau nehmen, und noch immer hast du mir nicht willfahren wollen. Da ich nun diesen Trost mit ins andre Leben hinübernehmen möchte, dich vermählt zu wissen, ehe ich sterbe, so fordere ich dich auf, mir zu sagen, ob du mir gehorchen willst, oder nicht, damit ich weiss, was ich zu tun habe. Du kannst ja ganz nach deinem Geschmacke wählen. Es soll mir ein jedes Mädchen recht sein, das dir gefällt. Lehnst du hingegen jede Heirat von dir ab, so schwör ich dir beim Heiligen Markus, dass ich einen von den Söhnen Lionardo's an Kindes Statt annehme und dir nicht einen roten Heller hinterlassen werde." Als Gerardo seines Vaters Zorn erkannte, schien es ihm nicht mehr an der Zeit, das Geschehene verborgen zu halten.

Er erzählte ihm darum in wenigen Worten den Hergang seiner Verheiratung, sowie den Scheintod und die Rettung seiner Helena. Als Messere Paolo dieses hörte, wollte er ihm zuerst gar keinen Glauben schenken und erklärte schliesslich, er wolle morgen nach dem Frühmal sich durch Helenas Anblick von der Wahrheit überzeugen, und wenn es sich bestätige, so werde er gerne alles billigen. Am selben Tag noch eilte Gerardo zu seiner Gattin und berichtete ihr sowie auch seinem Schwager und der Schwester, was zwischen ihm und seinem Vater besprochen und abgemacht worden sei. Am folgenden Tage nach dem Frühstück gingen Messere Paolo und Gerardo zu Fusse auf dem Quai ohne jede Begleitung hin, um Helena zu besuchen. Sie kamen an die Türe und pochten, und es ward ihnen aufgemacht. Kaum waren sie in den Palast getreten, als Helena die Treppen heruntereilte, dem Schwiegervater zu Füssen fiel und ihn unter Tränen um Vergebung bat, dass sie, wenngleich noch unbekannt, für ihn die Ursache von Besorgnis oder Kummer geworden sei. Der gute Greis war hocherfreut beim Anblick seiner hübschen Schwiegertochter. Er küsste und segnete sie zärtlich und hiess sie als sein geliebtes Kind herzlich willkommen. Darauf stiegen sie die Treppen empor und Messer Paolo blieb bei seinem Schwiegersohne Lionardo und der Tochter eine geraume Weile und konnte nicht satt werden, mit Helena sich zu unterhalten, da sie ihm sehr wohl gefiel. Da nun binnen wenigen Tagen in einer benachbarten Kirche ein Fest gefeiert werden sollte, so wünschte Messer Paolo, dass bei diesem Kirchenfest zugleich die Hochzeit gehalten würde, wobei Helena reich gekleidet zur Messe geführt und dann ehrenvoll nach Hause geleitet werden sollte. Man traf daher alle nötigen Veranstaltungen und lud viele Damen der Stadt Venedig ein, denen man sagen liess, die Braut sei eine Fremde. So führten sie sie also am bezeichneten Kirchenfest zur Messe mit grosser Feierlichkeit und Gepränge. Von allen, die sie sahen, wurde sie für das schönste Mädchen gehalten, das in der Stadt Venedig zu finden sei.

Nun fügte es der Zufall, dass jener Junker, dem sie ehemals von Helenas Vater zur Frau versprochen worden, mit einem seiner vertrauten Freunde auch in der Kirche war. Beide betrachteten, wie es so zu geschehen pflegt, die junge Braut mit grosser Aufmerksamkeit, priesen sie als überaus schön und konnten nicht umhin, zwischen ihr und der

verstorbenen Helena eine auffallende Ähnlichkeit wahrzunehmen. Deshalb hefteten sie ihre Blicke noch mehr auf sie. Wie nun die junge Frau dieses merkte und die beiden Jünglinge wieder erkannte, war sie nicht imstande, sich eines Lächelns zu erwehren und dann anderswohin zu blicken. Dies dünkte beiden Freunden eine Bestätigung ihres Argwohns, dass die Braut niemand anders sei als Helena. Sie verliessen daher die Kirche und begaben sich geradenwegs zum Patriarchat, wo sie nicht nachgaben, bis ihnen der Patriarch verstattete, die Gruft zu öffnen, in welcher Helena beigesetzt worden war. Als sie im Grabe weder Leichnam noch Gebeine fanden, machten die beiden jungen Leute ein gewaltiges Aufsehen in der Stadt und liefen zu dem Palazzo, wo eben Hochzeit gehalten wurde. Daselbst verlangten sie gebieterisch Helena als Braut heraus, indem sie sagten, sie sei von ihrem Vater einem von ihnen versprochen worden. Es kam daher zu einem lebhaften Wortwechsel und Gerardo wie sein Nebenbuhler forderten einander heraus zum Zweikampf mit Degen und Tartsche um zwanzig Uhr auf einem der gewöhnlichen Kampfplätze der Venezianer. Als aber die Sache zur Kenntnis des Rates der Zehne gelangte, wurden Duell und Waffen verboten und bestimmt, dass die Sache auf dem Rechtswege auszumachen sei. Die Angelegenheit kam also vor Gericht, und da wusste freilich der beleidigte Freier nichts weiter zu seiner Verteidigung anzuführen, als das Versprechen, das ihm Messer Pietro, Helenas Vater, einst gegeben hatte. Dagegen aber konnte Gerardo durch die Amme beweisen, dass er das Mädchen vorher geheiratet und die Ehe mit ihr vollzogen habe, was Helena bekräftigte. Infolgedessen entschied das Gericht, sie sei Gerardos rechtmässige Gemahlin. Sobald Messere Pietro, der während dieser Verhandlungen von Venedig abwesend war, diese Nachricht hörte, nahm er Gerardo, den er als einen vornehmen und reichen, jungen Herrn kannte, nicht allein zum Eidam, sondern zum eignen Sohne an, so dass der wackere Gerardo aus einem wohlhabendem Manne ein sehr reicher wurde und lange Jahre in Frieden und Glück mit seiner Helena lebte.

AURIFILA ODER GOLDHAAR

von FRANCESCO ANGELONI aus Terni.

IN ROM LEBTE EINSTMALS EIN EDELMANN AUS VORNEHmer Familie. Der war vermählt mit einer Dame von gleich hoher Abkunft und hatte ein Töchterchen namens AURIFILA oder zu Deutsch: Goldhaar. Dieses war über die Massen schön und von lieblichem Wesen. Leider aber hatte der Ritter seine Einkünfte und Besitzungen nicht so gut verwaltet, wie er hätte sollen. Da nun noch Bürgschaften und andere Verschwendung dazu kamen, so geriet er mit kaum vierzig Jahren derart in Vermögensverfall, dass er ohne Aussicht auf Rettung Not litt und mitsamt seiner Familie darben musste, was er nicht gewohnt war. Jetzt fing er an, obwohl zu spät, sich darob anzuklagen und verfiel dadurch so in Schwermut, dass er krank wurde. Sein Übel zog sich in die Länge, und so ging auch noch das Wenige darauf, was ihnen geblieben war. Endlich nach vielem Leiden starb er und liess seine trauernde Gattin und seine Tochter Aurifila allein zurück. Das Mädchen war inzwischen herangewachsen und hatte sich noch blühender entwickelt. Wie nun die beiden Frauen allein waren, bekamen sie bald genug das Unglück zu spüren, denn wenn die Glücksgüter fehlen, so ziehen sich auch die Verwandten und Freunde zurück. Ein jeder sorgt nur für sich selbst, und es gibt wenige, die sich um die Not eines Mitmenschen oder eines armen Verwandten bekümmern, und wäre die Hilfeleistung auch noch so gering. Von dieser bittern Erfahrung belehrt, mussten sie Gott dem Herrn allein ihre Not anvertrauen und seiner Gnade sich anempfehlen. Als die Tochter sah, wie schwer die Mutter in ihrem Herzen ob dieses Unglücks litt, bemühte sie sich, durch fröhliche Worte und zuversichtliche Stimmung sie zu trösten und ihr Mut einzusprechen. Sie half ihr auch nach Kräften durch feine Arbeiten den Unterhalt gewinnen, wenn ihnen gute Leute Gelegenheit dazu gaben. Auf diese Weise fristeten sie ihr Leben. Kam es aber einmal vor, dass sie nichts zu verdienen hatten, so nahm das gute Mädchen ihre Zuflucht zum Gebet, indem sie sich und ihre Mutter in Gottes Hand empfahl, damit er kraft seiner Barmherzigkeit ihnen zu Hilfe komme.



Als nun einstmals ein Tag vergangen war, wo sie gar nichts zu essen hatten, war die Edelfrau über ihr und ihres Kindes Schicksal so betrübt, dass sie nicht aufhören konnte zu schluchzen. Aurifila suchte sie mit zärtlichen Worten zu trösten und betete hernach die ganze Nacht zum lieben Gott. Wie dann die Sonne aufging, fiel ihr der Gedanke ein, sie wolle ihr schönes Haar abschneiden, das lang und weich wie Seide war und glänzte wie Gold. Also ging sie hin, schnitt sich die prächtigen Locken ab, wickelte sie sorgsam in ein weisses Tüchlein und lief damit zur Mutter, indem sie zu ihr sprach: „Liebe Mutter, grämt Euch nicht so sehr, denn Gott der Herr hat bestimmt, dass uns heute Hilfe zuteil wird, nachdem wir gestern Hunger litten. Nur müsst Ihr Euch das Herz fassen, dieses zu verkaufen, was hier eingewickelt ist. Vielleicht, dass uns dies noch frommen mag." Und damit machte sie das Tüchlein auf. Als die Mutter die abgeschnittenen Locken sah, brach sie vor Rührung aufs neue in Betrübnis aus, indem sie die Opferwilligkeit ihres Kindes bedachte, das aus Liebe zu ihr sich dieses schönen und reichen Schmuckes beraubte, welcher die Bewunderung der Liebhaber zu sein pflegt und die höchste Zierde der Frauen. Aurifila aber liess nicht nach, sie zu ermutigen, den gegenwärtigen Leiden Widerstand zu leisten und die Haare zu verkaufen, da sie ihr ja nur beschwerlich seien und sie aus ihrer Notlage befreien könnten. Schliesslich liess sich die Mutter dazu bewegen, den liebevollen und dringenden Bitten ihrer Tochter Folge zu leisten. Sie wickelte die Locken wieder sorgsam ein, dass man nicht das geringste davon sehen konnte, nahm sie unter den linken Arm und machte sich in Gottes Namen auf den Weg, sie zu verkaufen. Sie war noch nicht weit von zu Hause entfernt, als sie einem Edelmann begegnete, der ganz allein spazieren ging. Als dieser die betrübte Frau weinen sah und merkte, dass sie etwas Glänzendes unter dem Arme trug, trat er auf sie zu und sprach: „Madonna, als ich Euch von weitem kommen sah, schien es mir, als ob ein grosses Leid Euch bedrücke. Und da ich Euch als eine Dame von nicht geringem Stande erkenne, so möchte ich Euch gerne helfen, wenn ich Euch in irgend etwas nützlich sein kann." Die Frau, welche hierin einen Boten Gottes erkannte, ergriff sogleich dies unvorhergesehene Glück, unterdrückte ihren Schmerz und bat den Ritter, an einen ungestörteren Ort zu gehen. So traten beide in die Vorhalle eines nahen Palastes, und dort erzählte sie dem Junker mit

bewegten Worten ihre bedrängte Lage. Und als sie ihm ihr Leid geklagt hatte, löste sie den Knopf des Tüchleins auf und zeigte ihm die abgeschnittenen Locken. Dem Junker erschienen sie so schön wie ein Strom glänzender Goldfäden. Schon vorher hatte ihn das Mitleid ergriffen mit dem Schicksal dieser beiden. Jetzt aber entstand in ihm ein Verlangen, das Mädchen zu sehen, das einen solchen Schmuck getragen, denn er stellte sich vor, sie müsse wirklich ausnehmend schön sein, wenn ihre Locken schon so herrlich wären. Er sprach daher: „Gnädige Frau, nicht wenig habe ich mich verwundert über das, was Ihr mir da erzähltet. Da ich aus der grossmütigen Handlung Eurer Tochter den Schluss ziehe, dass in ihr die vollendete Güte wohnt, so habe ich aus inniger Teilnahme an Eurem Schicksal beschlossen, Euch mit meinem ganzen Vermögen zu Hilfe zu kommen, denn das Glück hat mir so viel Güter verliehen, dass ich dies ohne Schaden ausführen kann. Damit ich mich aber von der Wahrheit Eurer Erzählung noch besser überzeuge, so möge es Euch gefallen, mir Eure Wohnung zu zeigen, sowie auch Eure Tochter, wie sie ihre Haare abgeschnitten hat. Alsdann werde ich nichts unterlassen, was ich in allen Ehren zur Linderung Eurer Not tun kann." Obgleich dies der Dame etwas widerstrebte, schien es ihr doch wohlgetan, den Wunsch des Ritters zu erfüllen, damit er, der ihnen Gutes tun wollte, doch wenigstens wisse, für wen er sorge. Sie dankte ihm also für seine Anteilnahme und bat ihn, in einiger Entfernung ihr zu folgen. Dann kehrte sie nach Hause zurück und erwartete ihn daselbst am Portal. Als er hinkam, erinnerte er sich, dass dieses Haus früher einem ihm wohlbekannten Manne gehört hatte, welcher eben der Gatte dieser Dame war. — Diese rief nun ihrer Tochter, und bald darauf kam Aurifila die Treppe herunter zu ihr in den Hausflur mit lieblicher Bescheidenheit, indem sie die Augen nur erhob vor ihrer Mutter. Dem Junker erschien sie so fein und schön, dass er schnell an ihrem Anblick und ihrem zurückhaltenden Wesen Wohlgefallen fand. Da sprach die Mutter: „Hier ist das gute Kind, von dem ich Euch soeben erzählte, dass es, um unsre Not zu lindern, sich die Haare abgeschnitten hat." Dann hiess sie sie ihr Häubchen abzunehmen, worüber das Mädchen nicht wenig errötete. Da sah nun der Junker die Wahrheit dessen, was die Frau ihm berichtet. Von neuem Mitleid ergriffen und von Bewunderung erfüllt, sprach er daher: „Das wolle Gott nicht,

dass so viel Schönheit und Herzensgüte verborgen bleibe und unbelohnt. Meine Damen, auch ich bin von römischem Adel und mit Glücksgütern so gesegnet, dass ich mich damit begnügen kann und deren nicht noch mehr bedarf. Ich habe Euren Gatten wohl gekannt, den Vater dieses Fräuleins. Und da der Ruf von ihrer hohen Abkunft und seltenen Eigenschaften so ausserordentlich ist, so wünsche ich Fräulein Aurifila zu meiner rechtmässigen Gattin zu nehmen mit dem festen Vorsatz, sie stets zu ehren und lieb zu haben in meinem Hause, wo ich frei schalte und walte, ohne ein Gedränge von Verwandten, was mir nur lästig wäre." Jetzt konnten die Frauen die Bewegung ihres Herzens kaum mehr zurückhalten, als sie daran dachten, in welchem Zustand sie sich befanden und wie Gott ihnen unvermutet Hilfe gesandt, dessen Güte sie sich immer mit inbrünstigem Gebet empfohlen und auf den sie ihre höchste Zuversicht und letzte Hoffnung gesetzt hatten. Da die Mutter es nicht für recht hielt, solch ein Glück von der Hand zu weisen, wandte sie sich an Aurifila und fragte sie, was sie dazu meine. Das Mädchen fiel mit grosser Demut ihr zu Füssen und sprach: „Tut mit mir nach Eurem Wohlgefallen, ich werde Euch stets gehorsam sein nach meiner Schuldigkeit." — Diese Worte vermehrten noch die Zärtlichkeit des Junkers, wie auch seine Liebe zu ihr, und sie bestärkten ihn in dem Vorsatz, den er in seiner Güte gefasst hatte. Als ihm die Mutter darnach antwortete, dass sie ihm ihre Tochter zur Ehe geben wolle und das Fräulein einverstanden sei, liess er einen Geistlichen rufen und vermählte sich mit ihr unverweilt. Darauf führte er beide in seinen Palast, die eine als Mutter, die andere als seine geliebte Frau und hielt sie, solang er lebte, in hohen Ehren. Nie hatte er seinen Entschluss später zu bereuen und war im Innern höchlich darob zufrieden. Gott der Herr schenkte ihm schöne und liebe Kinder und gewährte ihm Glück in allem, was er unternahm, da er in seiner grossen Gnade auch hierin den wackern Ritter für seine gute Tat belohnen wollte.

GETREU BIS IN DEN TOD

von SCIPIONE BARGAGLI aus Siena

ZU DEN ALTEN ADELSFAMILIEN, WELCHE IN VERGANgenen Zeiten in unsrer Stadt Siena blühten, gehörte auch das Geschlecht der SARACENI. Aus diesem Hause entstammte einst ein Jüngling, namens IPPOLITO, der mit achtzehn Jahren als einziger Nachkomme eines angesehenen Edelmanns zurückgeblieben war. Seine Schönheit und Anmut, sein hoher Sinn und seine vornehmen Umgangsformen machten ihn allgemein beliebt und geehrt in seiner Vaterstadt. Was jungen Leuten meist zu geschehen pflegt, widerfuhr auch ihm. Er entbrannte in Liebe zu einem reizenden Mädchen. Das trug den Namen GANGENOVA und war das Töchterlein des verstorbenen Messere Reame Salimbeni, der dieses hübsche Kind nebst zwei Geschwistern und ihrer Mutter zurückgelassen hatte. Das Geschlecht der Salimbeni war von nicht weniger hohem Adel und Herkommen, als das der Saraceni und genoss besonderes Ansehen wegen der Wohltaten, die es dem Gemeinwesen oft in drängender Not erwiesen. Heute ist es völlig erloschen, und es lebt ausser seinem Wappen und den zugehörigen Palästen nur noch der Name fort. — Gangenova war durch ihre ungemeine Schönheit wie auch durch ihren Liebreiz in der Stadt bekannt. Sie bildete den Stolz ihrer Verwandten, die Freude und das Entzücken ihrer Mutter, ja wohl deren einzige Hoffnung auf dieser Welt. Vom Zauber Gangenovens bis in sein Innerstes umfangen, fühlte sich der Jüngling unwiderstehlich zu ihrem lieblichen Wesen hingezogen. Die treuherzigen Blicke, die sie ihm zuweilen schenkte und andre Zeichen, die die Liebe kennt, verrieten ihm, dass sie sehr wohl seine stille Sehnsucht mitempfand. Da aber die Mutter dieses Kind noch sorgfältiger bewachte als die beiden andern Töchter, so war es den Liebenden nur selten vergönnt, sich zu sehen. Dem Jüngling fiel es doppelt schwer, in seinem jugendlichen Alter sein Verlangen geduldig zu ertragen. Von immer glühenderer Sehnsucht getrieben, entschloss er sich zuletzt, frischweg sich um die Hand des Mädchens bei ihrer Mutter zu bewerben. Diese aber lehnte seinen Antrag ab unter dem Vorwand, ihre an-

dern Töchter seien älter und daher vor Gangenova zu versorgen. Auf diese Weigerung hin geriet Ippolito fast von Sinnen. Auch Gangenova grämte sich nicht weniger, als sie von der Abweisung Kunde erhielt. Und wie sie so für sich im stillen die ehrenvolle Absicht des Jünglings überlegte, der sie als Braut hatte heimführen wollen, wuchs die Liebe zu ihm noch mehr. Da nun Ippolito sein Sehnen nicht zu bemeistern, noch seine Liebe zu verbergen vermochte und immer neuen Grund zum Argwohn schuf, so hütete die Mutter ihre Tochter eifersüchtiger als je, hielt sie immerfort zu Hause, gestattete ihr kaum die freie Luft und versagte ihr alle unschuldigen Vergnügen. Gangenova teilte deshalb durch geheime Boten dem Geliebten ihre Lage mit, in der sie sich seinetwegen befand und bat ihn, wenn auch ungern, es möge ihm gefallen, einige Zeit von ihrer Nähe entfernt zu bleiben, ja, wenn möglich, ein paar Tage aus der Stadt zu gehen, wofern ihm daran liege, sie aus dieser steten Eingeschlossenheit zu erlösen. Sie werde ihm für seine aufrichtige Liebe, mit der er um ihre Hand gebeten, stets verpflichtet bleiben und hoffe, sie ihm mit gleicher Treue zu vergelten.
Durch diese Mitteilungen Gangenovens geriet der arme Ippolito aufs neue in Aufregung, indem er überlegte, dass er die Ruhe seiner Geliebten, deren einziger Trost er doch sein wollte, gestört habe. Andrerseits bedrückte ihn nicht wenig die Entsagung, welche ihm Gangenova durch sein Entferntbleiben auferlegt hatte. Und dennoch las er aus ihren Worten den tröstlichen Gedanken, dass er in ihrer Gunst, nach der doch all sein Sehnen stand, nicht gesunken sei. Um sich ihrer Neigung noch mehr zu versichern und ihr zu beweisen, dass er um ihretwillen keine Mühe noch Beschwerde scheue, nahm er sich vor, öffentlich verlauten zu lassen, er pilgere nach Sant Jago di Campostella in Spanien, um ein Gelübde zu erfüllen. So meinte er auch zu ergründen, ob seine Abwesenheit vielleicht Heimweh nach ihm erwecke und ob sie ihn auch wirklich liebe. Er ordnete also seine Angelegenheiten wie einer, der sich auf weite Reisen begibt und schied eines Tages von seinen besorgten Verwandten und Freunden im Pilgerkleide aus der Stadt. Seine Abreise ging Gangenoven sehr zu Herzen. Eingeschüchtert von der Trennung und zugleich von Liebespein, gab sie sich im stillen selber schuld daran, falls dem Geliebten irgend ein Unfall auf der Pilgerreise begegnen sollte, weil sie es ja gewesen sei, die ihm jene Worte hatte sagen lassen,

ohne jedoch zu ahnen, welche Folgen daraus erwachsen könnten. Ippolito war noch nicht allzu weit von der Stadt entfernt, als er bei Sonnenuntergang seine Strasse verliess und abseits in den nächsten Wald ging. Dort verbarg er sorgfältig Stab, Pilgerkleid und Muschelhut und wanderte in seiner gewöhnlichen Kleidung wieder zurück nach Siena, wo er gerade vor Torschluss noch anlangte und unerkannt hineinkam. Er begab sich geradenwegs nach der Wohnung seiner Amme, die stets wie eine Mutter um ihn besorgt gewesen war. Aus Dankbarkeit hatte er ihr ein bequemes Häuschen samt dem Obstgarten unweit der Kirche von San Lorenzo zum Geschenk gemacht und ihr allein auch das Geheimnis anvertraut, damit sie Vorkehrungen treffen könne zu seinem verborgenen Aufenthalt in ihrem Haus. Es stiess nämlich an diese kleine Besitzung ein allerliebster Garten, welcher Gangenovens Mutter gehörte. Dort pflegte die Edelfrau oft während der Blütenzeit und des heissen Sommers mit ihren drei Töchtern zu wohnen. So hoffte nun der Jüngling, ohne Lauscher noch Wächter seine Geliebte gelegentlich zu sehen und zu sprechen. Nicht anders als ein Nachtfalter musste er den lieben langen Tag in seinem Zimmer bleiben und ging nur des Abends oder besser bei finsterer Nacht daraus hervor. Dann klomm er über eine hohe Mauer hinweg und verbarg sich im Garten des schönen Mädchens.
Ein hoher, prächtiger Maulbeerbaum beschattete mit seinen laubreichen Ästen die Fenster des Schlafgemachs, worin die Mutter allein mit Gangenoven, ihrem jüngsten und liebsten Kinde, schlief. Unter diesem Baume verbrachte Ippolito schlaflos viele Nächte und horchte aufmerksam auf alles, was im nahen Zimmer seiner Gangenova gesprochen wurde oder geschah. Doch erlauerte er lange nichts, was ihm hätte günstig werden können, ausser dass das Kind jeden Morgen bei Sonnenaufgang die Lilien und Violenstöcklein begoss, die sie auf den Balkon gestellt hatte, der nach dem Garten ging. Bei dieser Beschäftigung fand sie dann jeweils Vergnügen daran, mit ihrer zierlichen Stimme und Hand einen Distelfink herbeizulocken, der sein Nest auf den Maulbeerbaum gebaut hatte und so zahm geworden war, dass er zu ihr ans Fenster und auf ihre Schultern flog und sich von ihr füttern und liebkosen liess. Leider aber geschah dies stets zur Morgenstunde, wo Ippolito fortzuschleichen gezwungen war und nichts mehr mit Sicherheit unternehmen durfte, was einen glücklichen Ausgang hätte versprechen können. Indes war

er zufrieden mit dem Vergnügen, das ihm der Augenblick bot und harrte inzwischen auf besseres Glück. Doch versäumte er nicht, seine Amme oftmals unter allerlei Vorwänden in das Haus seiner trauten Nachbarin zu schicken, wo sich die Alte bald beliebt zu machen verstand. So oft sie dann Gelegenheit hatte, mit Gangenoven ungestört zu sprechen, erzählte sie ihr von Ippolito, wie herzlich er sie stets geliebt und wie sehr er ihr auch in der Ferne zugetan sei. Dabei suchte sie zu erlauschen, wie das Mädchen ihm gesinnt wäre. Gangenova konnte ihr Vergnügen nicht verhehlen, etwas von Ippolito zu hören, dessen Bild tief in ihre Seele eingegraben stand. Doch warf sie, um sich zu verstellen, einmal die Bemerkung hin: wenn er sie wirklich so inniglich liebe, so hätte er sich gewiss nicht durch Land und Meer so weit von ihr entfernt. Jetzt schien es der Alten geraten, einen weitern Schritt zu tun und sie erwiderte, ihr Herr weile näher, als das Fräulein vermuten möge und werde einmal, wenn sie ihn am wenigsten erwarte, plötzlich vor ihr stehen. — Da ihr Gespräch gestört wurde, konnte sie diesmal nicht weiter plaudern und kehrte mit diesem Troste zu Ippolito zurück, dem sie Wort für Wort wiederholte, was Gangenova gesagt und was ihr Mienenspiel verraten hätte, so oft sie von ihm gesprochen. Dies verschaffte dem Jüngling nicht geringes Vergnügen, so dass er leichter tagsüber seine Haft ertrug, um dann in schönen Sommernächten unter ihrem Fenster zu wachen, hinter dessen Mauern das hübsche Kind ahnungslos schlief. — Nicht lange darnach geschah es, dass sein Wunsch, sie zu sprechen, in Erfüllung ging. Denn als er einstmals wieder in ihrem Garten wachte, vernahm er etwa um Mitternacht, dass von der Strasse her Gangenovens Mutter zu ihres Bruders Frau in Kindesnöten hastig gerufen wurde. Bald darauf hörte er, wie diese zur Schwägerin eilte und das Mädchen allein zurückliess. Jetzt schien ihm die ersehnte Stunde gekommen und er sann alsbald darüber nach, wie er Gangenoven ans Fenster locken könnte. Dabei geriet er auf den Gedanken, den Distelfink, der dem Mädchen so lieb war, in seinem Schlaf zu stören und hoffte, sie werde, von seinem Gezwitscher geweckt, ans Fenster eilen, um zu sehen, was dem Tierchen zugestossen sei. Er fing also an, den Baum zu schütteln, auf dem der kleine Vogel schlief und stieg, weil ihn dies nicht schreckte, selbst hinauf. Da flatterte denn das eingeschüchterte Finklein mit lautem Geschrei empor zu einem andern Baum und stiess

dort so klägliche Töne aus, dass seine liebliche Beschützerin darob erwachte, sich aus dem weichen Flaume ihres Bettes wand und mit besorgter Miene an das Fenster trat. Ihre zarte Brust war nur mit einem dünnen Schleier verhüllt und in reizender Verwirrung hingen ihre blonden Locken um ihren Kopf herab.

Und wie sie so furchtsam umherblickte, welch grausames Tier oder was sonst ihren niedlichen Vogel bedrohte, da gewahrte sie den Jüngling, der sich alsbald aus den Zweigen und Blättern des Baumes heraus zu erkennen gab und mit zärtlicher Stimme leise zu ihr sprach: „O Gangenova, du einziger Trost meines Lebens, sei ohne Sorge um dein Vögelchen. Es hat nur einen kurzen Schreck gehabt und ist dort sicher auf dem Baume. Aber deines getreuen Liebsten, Ippolito Saraceni, magst du dich erbarmen, den du jetzt wirklich vor Augen siehst. Du glaubtest wohl, ich sei weit fort gegangen auf die Wallfahrt nach fernen Ländern, oder meine irdische Wallfahrt sei wohl überhaupt schon zu Ende. Im Gegenteil, von der Stunde an war ich dir nahe, wo ich vor aller Welt scheinbar auf weite Reisen ging. Und wäre ich selbst bis an das äusserste Ende der Welt gekommen, so hätte doch nicht der leiseste Gedanke von dir mich trennen können. Nun aber bin ich dir nicht nur mit dem Herzen, sondern auch mit dem Leib stets nahe geblieben. Des Tages nämlich war ich in jenem Häuschen dort versteckt, wo niemand mich wusste als die verschwiegene Amme. Nachts aber wachte ich hier im Schatten dieser Laubgewinde. Meine höchste Wonne bestand darin, wenn du, mein einzig Lieb, beim Schein der Morgenröte deine Blumen am Fenster begossest, oder deinen Distelfink liebkostest, bis mir in meiner träumerischen Einsamkeit endlich heute das Glück geworden ist, dich sprechen zu können. Kein anderer Wunsch aber trieb mich zu dem Unterfangen, deine Nähe zu suchen, als dir zu sagen, was mein Herz um deinetwillen leidet und welche Sehnsucht es nach dir empfunden hat seit jenem Tag, wo meine Augen dich zum erstenmal gesehen und du mir als ein guter Engel erschienst. Bedenke auch, wie ich aus Liebe zu dir alle Gemeinschaft mit Welt und Menschen entbehren muss. Lass also in deinem Herzen das Erbarmen rege werden und sei mir so hold, wie dein reizendes Wesen dich lehrt, das mich wie deine Schönheit gleich unwiderstehlich zu dir zog." Nach diesen Worten schwieg Ippolito und erwartete voll Verlangen Gangenovens Antwort. Diese war voller

Furcht und Zagen um ihren kleinen Liebling ans Fenster getreten, geriet aber in nicht geringen Schrecken, als sie die dunkle Gestalt auf dem Maulbeerbaum erblickte. Fast schien es ihr, als wären jene Fabeln der Poeten wahr, von denen sie gehört, wie nämlich Menschen schon in Bäume verwandelt wurden und anderseits Pflanzen wieder in menschliche Gestalt zurückgekehrt sein sollen. Es überkam sie daher eine solche Furcht, dass sie vor Entsetzen laut aufgeschrien hätte, wenn ihr die Stimme nicht den Dienst versagt. Bald aber erkannte sie an der Stimme ihren Ippolito, dessen Erscheinen ihr die Amme bereits angekündigt hatte, und mit weniger erregtem Herzen hörte sie ihm jetzt zu. Sie fand nun auch den Mut und ihre Sprache wieder, als sie ihren Geliebten sah, dessen trautes Bild in ihrer Seele noch keineswegs erloschen war. Sie erwiderte daher: „Wie innig tut es mir leid, dich so wiederzufinden, der du ganz andre Hoffnungen dir gemacht! Und dennoch ist meine Freude viel grösser als mein Schmerz, nun ich dich endlich wiedersehe, wo ich es am wenigsten erwartet. Doch muss ich dich beschwören, bei deiner Treue, nicht länger hier zu bleiben, und zwar nicht darum, als ob deine Liebe mir nicht teuer wäre; denn niemand könnte je von dir mich trennen, da ich deine Gesinnung aus vielen Zeichen als echt und wahr erkannte. Aber verlass' mich jetzt und geh' mit Gott!" Es hatte Gangenoven nämlich gedäucht, als wenn ihre älteste Schwester erwacht wäre, die gleich der andern im Vorzimmer schlief, und da die Zwischentür nie geschlossen war, so fürchtete sie, von ihr entdeckt zu werden. Zur selben Zeit schien es auch Ippolito, als höre er in ihrem Zimmer ein gewisses Geräusch. Das war allerdings der Fall und rührte von einem Schosshündchen her, das auf dem Bette Gangenovens unruhig schlief und mit dem Halsband klingelte. Ippolito wusste zwar, dass ihre Mutter nicht zu Hause war, bedachte aber nicht, dass ihre Schwestern sie bewachten, und indem er ihrer eigenen liebreichen Worte völlig vergass, verblendete er sich dergestalt, dass er besorgte, es möge ein Rivale in ihrem Zimmer sein, um dessentwillen sie nicht weiter mit ihm plaudere. Dieser Anfall von Eifersucht griff mit solcher Eiseskälte und Heftigkeit an seine Brust, dass Leben und Kraft den äussern Teilen seines Körpers entwichen und er besinnungslos wie tot vom Maulbeerbaum herunterfiel. Bestürzt und ausser sich über dies Ereignis, bog Gangenova den Kopf zum Fenster hinaus und rief mehrmals mit zärt-

licher Stimme Ippolito leise beim Namen. Aber er hörte und antwortete nicht mehr. Das gute Mädchen schwebte in der schmerzlichsten Unschlüssigkeit. Auf der einen Seite trieb sie ihre wiedererwachende Liebe und ihr Mitleid, sogleich hinunterzugehen und nachzusehen, was nach dem schweren Fall vom Baume mit ihm geschehen sei. Auf der andern Seite hielt die Furcht vor ihren Schwestern sie zurück. Am Ende aber war die Liebe stärker als alle Rücksicht. Mit beflügelten Schritten eilte sie nach dem Garten. Der Sicherheit halber zog sie aber vor, durch eine Wendeltreppe in einen unterirdischen Gang hinabzusteigen, welcher von den Bewohnern des Hauses nur selten betreten wurde. Dieser Weg führte nämlich nicht nur in den Garten, sondern hatte in alten Zeiten dazu gedient, heimlich aus den Stadtmauern zu gelangen, wie man noch heute sehen kann. Auf diesem geheimen Gang kam also Gangenova in den Garten und fand den armen Jüngling unter dem Maulbeerbaum, von dem er herabgefallen war. Wie sie ihn nun so kalt und bleich und scheinbar leblos vor sich sah, da wandelte sie eine Ohnmacht an und es hätte wenig gefehlt, so wäre sie tot zu seiner Seite hingesunken. Doch hielt sie ihr Schmerz dennoch mit stärkeren Banden im Leben fest und sie begann in ihrem Herzensweh so bitterlich zu schluchzen, dass es ein wildes Tier, ja sogar einen Stein hätte erbarmen mögen. „O unglücklicher Ippolito," sprach sie, „welch giftiger Schlangenbiss oder welch grausames Geschick hat dir das Leben so vor meinen Augen geraubt, wo du nach meinem Anblick nur Verlangen trugst! O teure Seele meines Lebens, wie fällt mir dein Unglück doppelt schwer! Er ist tot und fühlt es nicht mehr. Und nicht genug, dass ich mit Ippolito mein Liebstes auf Erden verliere, auch meine Ehre, die mir über alles geht, steht in Gefahr. Wohin soll ich mich wenden? Wer steht mir bei in meiner Not?" So quälte und ängstigte sich das verzagte Mädchen und befühlte mit zitternden Händen bald seine Wange, bald seinen Puls. Oft hielt sie auch ihren Mund an den seinigen, um zu lauschen, ob noch ein Hauch von Leben in ihm sei; denn sie wollte alles tun, um ihn wieder zu erwecken. Als aber ihre Bemühungen ganz erfolglos waren, zog sie den Jüngling sachte auf ihren Schoss und badete mit heissen Tränen sein bleiches Angesicht. Sei es nun, dass die Wärme dieser Tränen seine entwichenen Lebensgeister wieder zurückrief, oder half seine Natur sich selbst, kurzum, er hatte seine Besinnung wiedergefunden und noch

einen Teil ihrer Seufzer gehört. Bei ihrer zärtlichen Fürsorge und Umarmung erlebte er im stillen ein nie gekanntes Glück. Schliesslich geriet aber Gangenova über seinen Zustand derart in Verzweiflung, dass sie Ippolitos Dolch zog und ihrem Leben ein Ende machen wollte. Jetzt konnte er nicht länger zusehen. Wie aus einem schweren Traum erwachend, bewegte er mit lautem Seufzen seine Rechte und hielt das drohende Eisen von Gangenovens Brust. Als sie nun sah, dass er noch lebte, kehrte ihre verlorene Hoffnung wieder zurück. Lange schauten die beiden einander sprachlos und staunend an, als wären sie ungewiss, ob sie wachten oder träumten, dass sie sich in den Armen wiederfanden. Dann erzählten sie sich nicht ohne manchen inniglichen Kuss, was jedem begegnet war. Derweil so stiller Friede um sie waltete, verhängte jedoch das neidische Schicksal, dass es Gangenoven schien, als vernähme sie eine Stimme aus dem Hause, die ihr zu wiederholten Malen rief. Erschreckt eilte sie aus Ippolitos Nähe weg und sagte ihm kaum das letzte Lebewohl. Und wie sie dann den gleichen Weg, den sie gekommen, zurückkehrte, schien es ihr (was nun die Ursache auch sein mochte), als höre sie in den unterirdischen Gängen plötzlich ein Gebrüll von Löwen, Geheul von Wölfen, Krachen und Rauschen von Bäumen um sich her, und dazwischen ein Jammern und Wehklagen von menschlichen Stimmen. So geschah es, dass teils diese seltsame Einbildung, teils Furcht vor der Einsamkeit und der Schmerz über die Trennung von ihrem Ippolito, ihr alle Gedanken verwirrten und sie vom Kopf bis zu den Füssen mit tödlich kaltem Schauer überlief. Ausserstande, ein Glied zu bewegen, noch irgend einen Gedanken zu fassen, blieb sie mit aufsträubenden Haaren wie angewurzelt stehen, bis mächtigeres Entsetzen sie weiter trieb, durch geheime, finstere Gänge empor ins Haus, wo sie, ohne einem Menschen ein Wort von dem überstandenen Schrecken zu verraten, still und heimlich mit hingewelktem Leben in ihr Bette schlich. Es hatten Gangenovens Schwestern, die gleich ihr von der mütterlichen Obhut sich befreit gefunden, in ihren Betten wie Kinder zusammen gescherzt und ihr mehrmals, während sie im Garten war, gerufen, dass sie mit ihnen plaudere. Wie sie nun wiederholt keine Antwort bekamen, stand die beherztere der beiden Schwestern im Finstern auf, tappte behutsam in das andere Zimmer nach dem Bette, rief und rüttelte die stumm daliegende Gangenova mehrmals und zündete

schliesslich eine Kerze an, um zu erfahren, warum sie gar nichts von sich hören liess. Da lag nun das Mädchen in tiefstem Schlafe vor ihr, eher einem Marmorbild vergleichbar als einer Lebenden. Sie fragte sorglich, was ihr fehle, aber umsonst. Jetzt stürzte auch die andere Schwester herbei, die sie voller Angst gerufen. Auch diese bat und fragte Gangenova vergebens. Da schickten sie endlich Leute nach der Mutter aus, welche bald darauf erschien und mit grosser Besorgnis zu erforschen suchte, woher der plötzliche Zustand ihres Kindes rühren möchte, das sie doch vor nicht allzu langer Zeit in tiefem Schlummer verlassen hatte. Die beiden Schwestern wussten aber nichts zu sagen, als dass sie Gangenoven so im Bett gefunden hätten. Als dann nach einer Weile die Kranke erwachte, flüsterte sie, es wäre ihr selber unbekannt, welch schlimmes Übel sie betroffen habe. Die geschicktesten Ärzte der Stadt Siena wurden zur Heilung der seltsamen Krankheit herbeigerufen. Aber so viele Mittel sie auch anwendeten, so verschaffte doch keines Linderung, weil eben keiner auf den Gedanken kam, es könnte ein grosser Schrecken dies Übel veranlasst haben. Da Gangenova weit mehr auf ihre Ehre als auf ihre Gesundheit bedacht war, wollte sie niemand die Ursache ihres Leidens anvertrauen. Nur derjenige sollte wissen, wie sie in diese Krankheit verfallen war, um dessentwillen sie all das erduldete, nämlich Ippolito. Diesen ihren Geliebten noch ein einziges Mal zu sehen, war ihr sehnlichster Wunsch, bevor sie jenen letzten Weg antreten wollte, von dem man nicht mehr wiederkehrt. Sie liess deshalb die Amme zu sich bescheiden, anvertraute ihr, wie schlimm es um sie stände und trug ihr auf, so schnell als möglich ihren Ippolito von der Gefahr zu benachrichtigen, damit er Mittel und Wege ersinne, wie sie ihn noch einmal sehen möge vor ihrem Tode.

Ippolito geriet bei dieser Kunde in den grössten Schrecken und suchte nach einer Möglichkeit, wie er zu ihr gelangen könne. Endlich kam ihm ein Gedanke. Er verschaffte sich die Kleider eines fremden, armen Wanderers, klebte einen falschen Bart an seine Wangen, der ihn so unkenntlich machte, dass ihn niemand mehr erkannte, zumal jedermann glaubte, er seit weit fort über Land und Meer. In dieser Verkleidung ging er Almosen sammelnd in einigen Häusern umher und kam bald auch zu der nachbarlichen Wohnung, worin die kranke Gangenova lag. Und wie er dort um eine milde Gabe bat, kam die Edelfrau selbst her-

ab zur Tür, um ihm ein Geschenk zu spenden. Dabei erzählte sie ihm, wie allen Leuten, die sie an diesem Tage sah, mit betrübtem Herzen, dass ihr Kind so schwer krank wäre und wie sie hoffe, vielleicht doch noch jemand zu finden, der ihr helfen könne. Ippolito erkannte wohl, dass ihm nun der Zugang zu seiner Geliebten offen sei. Er erwiderte daher der Mutter, sie solle noch nicht alle Hoffnung fallen lassen, ihre Tochter könne wieder gesund werden, und wäre die Krankheit noch so schwer. Das Mädchen sei ja noch jung, nach dem zu schliessen, was sie ihm erzählt habe. Sie kenne ja die Allmacht und Güte Gottes, der bald diesem, bald jenem frommen Manne die seltene Gabe verleihe, die wunderbaren Kräfte zu ergründen, die er in seiner unerschöpflichen Gnade in Kräuter und Pflanzen zum Heil der armen Sterblichen gelegt habe. Er selbst habe einen grossen Teil der Welt durchwandert und, obwohl sie ihn ärmlich gekleidet sehe, Gelegenheit gehabt, mit vielen weisen und erfahrenen Männern über Natur- und Heilkunde zu sprechen. Durch solch gelehrten Umgang, wie auch durch eigenes Forschen seien ihm viel hohe Geheimnisse erschlossen worden, um die menschlichen Krankheiten zu heilen. — Da hob die gute Mutter ihre Hände zum Himmel empor, gedachte ihrer flehentlichen Gebete und meinte, eine höhere Fügung hätte ihr diesen hilfebringenden Mann ins Haus geschickt. Ohne ihn daher weiter auszuforschen, führte sie den neuen Arzt in das Zimmer der Kranken, und als nun Ippolito an Gangenovens Bette trat, sah er, dass es leider nur zu wahr sei, was sie ihm über ihren Zustand hatte sagen lassen. Beinahe hätte ihn der Schmerz über diesen Anblick übermannt, wenn nicht ein Schimmer süsser Freude sich über ihr Antlitz gebreitet hätte. Mit zitternder Hand ergriff er ihre Rechte, als wollte er nach ihrem Pulse fühlen, und bat nach einer Weile die Umstehenden, ihn allein zu lassen, bis er sein Gebet über ihr verrichtet habe. So fand er Gelegenheit, mit seiner Geliebten allein zu sein. Als er sie aber mit unendlicher Zärtlichkeit anblickte und ihrer lieblichen Gesichtszüge gedachte, von denen nun jede Spur verschwunden war, da sank ihm der Mut. Er verlor die Hoffnung ganz und gar, ihr durch seine Gegenwart Hilfe zu bringen und brachte vor übergrossem Schmerz kein Wort hervor. Die Kranke sah wohl, dass ihr Arzt selber der Arznei bedürftig war, tröstete ihn und ermahnte ihn, das Geheimnis seiner Liebe immerdar zu bewahren. Nachdem sie ihm hierauf die Ursache

ihrer Krankheit erzählt hatte, bat sie ihn, indem sie seine Hand stets in der ihrigen hielt, er möge niemals seiner Liebe zu ihr vergessen und könne auch ihrer zärtlichen Gesinnung versichert sein, die sie ihm freilich durch Schicksalsfügung nur in geringem Masse habe erzeigen können. Sie scheide gern aus dieser Welt, weil ihr der Tod um seinetwillen geworden sei und der Himmel ihr zwei grosse Bitten erfüllt habe: dass sie ihn noch einmal vor ihrem Ende gesehen und ihr das Glück beschieden worden sei, von einem solch edlen und feinen Menschen so tief und innig geliebt zu werden. Ippolito bat sie mit bebender Stimme, nicht das Schlimmste zu befürchten und ihre Hoffnung auf Genesung noch nicht völlig aufzugeben. Dann verpfändete er ihr mit teuren Schwüren seine unwandelbare Treue. Und wie er so, von Tränen und Schluchzen unterbrochen, mit ihr sprach, beugte er sein Haupt hinunter zu dem ihrigen, liess es einen Augenblick auf ihren Wangen ruhen und gab ihr und empfing mit nassen Augen das letzte Lebewohl. Dann ging er tief erschüttert zu der betrübten Mutter zurück, der er nichts weiter zu sagen wusste, als dass ihn der unheilbare Zustand ihrer Tochter zu Tränen gerührt habe. Er verlasse sie, wie er sie gefunden und vermöge nichts zu tun. Auf der andern Seite aber wuchs Gangenovens Herzeleid über ihre Trennung von Ippolito so sehr, dass es ihr ward, als müsse ihre Seele ihm folgen, derweil ihr Leib es nicht imstande war, zu tun. Sie gab daher, kaum dass er weggegangen war, ihren Geist auf und verschied. — Ippolito war noch nicht ganz in den Hausflur hinabgelangt, so hörte er über sich lautes Wehklagen der Mutter und der Verwandten. Das war ein neuer Schlag für ihn. Er wollte in jedem Falle die Leichenfeierlichkeiten seiner geliebten Gangenova sehen und ging zu seiner Amme zurück, wo er keine andere Speise zu sich nahm als Seufzer und Tränen. So erwartete er den nächsten Tag, in der Hoffnung, die Geliebte noch ein letztes Mal zu sehen. Als die Stunde kam, wo man den Leichnam Gangenovens mit hohen Ehren ihrem Stand gemäss zu Grabe trug, da war die Reihe der Verwandten und Bekannten gross, die in feierlichem Zug dem Sarge folgten. Die halbe Stadt nahm daran teil, um der aussergewöhnlichen Schönheit und dem feinen Anstand dieses Mädchens willen. Gekleidet wie die andern Leidtragenden, eine brennende Kerze in der Hand, schritt Ippolito der Totenbahre nach und wandte kein Auge von derjenigen ab, die er nun in Bälde nicht

mehr sehen sollte, ja er trug oft selber mit an ihrer süssen Last. Als der Zug in der Kirche San Francesco vor der Familiengruft der Salimbeni angelangt war, vollzog man daselbst die heiligen Gebräuche mit der Toten und versenkte sie alsdann in die Tiefe, worauf die Gruft wieder mit dem alten Leichenstein verschlossen wurde. Sowie sich aber die schwere Platte in die Öffnung fügte, verliessen Ippolitos Lebensgeister ihn mit dem Leben selbst. Er sank auf dem kalten Marmorstein zusammen, um nicht wieder zu erstehen, denn er war tot. Alle Anwesenden, die das mitangesehen hatten, drängten sich verwundert hinzu und erkannten, dass der Verstorbene niemand anders war, als Ippolito Saraceni, der — wie sie glaubten — vor nicht langer Zeit zum Grabe des Heiligen Jakob in Galizien gepilgert war, um seiner Andacht zu genügen. Das Gerücht von diesem Ereignis verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt und die Angehörigen des Toten liefen jammernd der Kirche zu, wo eine ungeheure Menge von Männern und Frauen aus Siena sich versammelte. Der arme Ippolito empfing daselbst alle Ehren, die bei den heiligen Exequien einem so edlen Jüngling zu erzeigen sind und er wurde unter Zustimmung beider Familien in Gangenovens Grab mit beigesetzt, auf dass die sterbliche Hülle dieser beiden Liebenden vereinigt werde, wie gewiss dort im höhern Leben ihre Seelen.

ANMERKUNGEN

EINLEITENDES: Vorstehende Novellen habe ich in den Jahren 1914—1918 aus dem italienischen resp. lateinischen Originaltext übersetzt und zwar möglichst wortgetreu. Die übermässig langen Reden jedoch, die bei Novellisten, wie Bandello, Giraldi u. a. entsprechend dem damaligen Zeitgeschmack beliebt waren, habe ich meist gekürzt, und wie ich hoffe, nur zum Vorteil der Erzählungen. Leider war es mir nicht möglich, von jedem Novellisten eine Probe zu bieten. Dies würde weit über den Rahmen eines Bandes hinausgehen. Auch sind die lustigen Novellen im Verhältnis zu ihrer grossen Zahl nicht gleichmässig vertreten. Doch musste ich mich für diesmal darauf beschränken, ungefähr ein Gesamtbild zu geben und ich hoffe, Fehlendes später nachholen zu können. Die Titel der meisten Novellen habe ich frei erfunden, da diese bekanntlich im Original entweder keine Überschrift haben oder dann eine Inhaltsangabe in mehreren Sätzen, wie wir dies im „Decamerone" sehen. Die Titel könnten also je nach Belieben auch anders lauten. Im übrigen wird der ernsthafte Kritiker billigerweise die Originaltexte zur Prüfung vergleichen und dann erkennen, wie viel abwägende Sorgfalt es braucht, um diese alten Geschichten unsern Lesern wieder in gefälliger Form nahezubringen. Für Besserungsvorschläge und Ergänzungen bin ich herzlich dankbar.
Zum Schlusse ist es mir eine angenehme Pflicht, Herrn Dr. C. Chr. Bernoulli, Oberbibliothekar an der Basler Universitätsbibliothek, meinen öffentlichen Dank auszusprechen für die zuvorkommende Art, mit der er mir die Benützung altitalienischer, seltener Druckwerke aus der Renaissancezeit ermöglicht hat.

FEDERIGO UND SEIN FALKE: Die Novelle findet sich in Boccaccios Decamerone und ist die 9. Geschichte des V. Tages. Ich setze die hübsche Erzählung an den Anfang dieser Renaissance-Novellen, um die Verbindung mit diesem trefflichsten aller italienischen Novellisten herzustellen. Überdies steht Boccaccio (1313—1375) gewissermassen am Anfang der Renaissance, deren neue Zeitströmung er hat heraufführen helfen. Die Idee zu der Geschichte entlieh Boccaccio vielleicht dem altfranzösischen Fabliau „Guillaume au Faucon". (Vgl. Marcus Landau: Die Quellen des Decamerone, 1869, p. 155.) Der Spanier Lope de Vega hat dann die Novelle bearbeitet in seinem Drama „El Halcon de Federigo" und La Fontaine dichtete darnach seinen „Faucon". Contes et nouvelles, livre III. (Vgl. Dunlop-Liebrecht: Geschichte der Prosadichtungen, 1851, p. 489.)

FRANCESCA DA RIMINI: Diese Novelle stammt zwar von Gaetano Cioni und erschien 1796 zu Florenz im Druck, sie muss aber auf einer alten Überlieferung aus dem 13. Jahrhundert beruhen, denn Dante erwähnt in seiner Divina Commedia, Inferno V, 70—142 die Geschichte dieser beiden Liebenden, deren tragisches Geschick in den viel zitierten Worten gipfelt: „Galeotto fu il libro e chi lo scrisse. Quel giorno più non vi leggemmo avante." — Silvio Pellico bearbeitete den Stoff in seinem Trauerspiel „Francesca da Rimini" (in Mailand 1815 aufgeführt) und Maler wie Ingres, Cabanel und Böcklin machten diese Geschichte zum Gegenstand bekannter Gemälde.

DER MÜLLER ALS ABT bildet die vierte der „Trecento novelle" des Florentiners Franco Sacchetti (1335—1400). Am Schluss bemerkt Sacchetti, „diese oder eine ähnliche Geschichte sei nach dem Bericht einiger Leute dem Papst ** begegnet, welcher einem Abte zur Busse eines begangenen Fehlers die obgenannten

Fragen zu beantworten gegeben habe und ausserdem noch eine, nämlich: welches das merkwürdigste Ereignis sei, das ihm im Leben begegnet wäre. Der Abt bat um Frist, kehrte in die Abtei zurück und versammelte dort alle Mönche und Laienbrüder bis auf den Koch und den Gärtner. Und da sie sich allesamt nicht zu raten wussten, anerbot sich der Gärtner, ihnen aus der Verlegenheit zu helfen. Man solle ihn als Abt kleiden und die Mönche als Gefolge mitgeben. Und so geschah es. Als er vor den Papst kam, sagte er, der Himmel sei 30 Schrei hoch. Vom Wasser des Meeres sagte er, er solle zuerst alle Mündungen der Ströme verstopfen, dann werde es zu ermessen sein. Den Wert seiner päpstlichen Person schätzte er auf 28 Silberlinge, denn er rechne ihn 2 weniger als Christus, dessen Statthalter er sei. Das merkwürdigste Ereignis seines Lebens aber sei das gewesen, als er aus einem Gärtner zum Abt geworden. Und in dieser Würde soll ihn der Papst bestätigt haben." — Ähnliche Fragen finden sich im altdeutschen Gedicht vom Pfaffen Amis (Vers 98—180), ebenso im Eulenspiegel (Kap. 28 bei Lappenberg), ferner in Pauli's Schimpf und Ernst (Ausgabe Oesterley, p. 46—47) und in Grimms Märchen vom Hirtenbüblein (vgl. Bd. III, 1856, 236 ff.). — Bürger hat für sein bekanntes Gedicht „Der Kaiser und der Abt" geschöpft aus Percys „Reliques of ancient poetry" (1767, II, 305—311), wo die Geschichte wiederkehrt in dem altenglischen Lied vom „King John and the abbot of Canterbury." Siehe Reinhold Köhler, Kleinere Schriften zur Märchenforschung, Bd. 3, Seite 534 f.

DAS KÖNIGSTÖCHTERLEIN findet sich in der Novellensammlung „Pecorone" des Ser Giovanni Fiorentino (X, 1). Über die Lebensumstände dieses Novellisten ist bis jetzt noch wenig bekannt. Wir wissen von ihm bloss, dass er Johann hiess und ums Jahr 1378 lebte, seiner Sprache nach wahrscheinlich aus Florenz stammte und vielleicht Notar war. In der Vorrede zu seinem „Pecorone" sagt er, dass er seine Novellen im Jahr 1378 im Schloss Dovadola (bei Forlì) in der Verbannung zu schreiben angefangen habe. Man hat Andeutungen, dass er 1406 noch lebte. Sein „Pecorone" wurde erstmals gedruckt in Mailand 1558. Im Gegensatz zu Boccaccio lässt er seine 50 Novellen von einem Mönch und einer Nonne während 25 Tagen erzählen. Die meisten seiner historischen Novellen scheint er den Chronisten Giovanni Villani und Malespini entlehnt zu haben. Unsere vorliegende Novelle hat eher märchenhafte Züge. Weiteres siehe bei Marcus Landau: Beiträge zur Geschichte der italienischen Novelle, Wien, 1875, p. 24—38.

DER KAUFMANN VON VENEDIG: stammt ebenfalls von Giovanni Fiorentino Pecorone IV, I. Entweder im Originaltext oder in französischer oder englischer Übersetzung muss diese Geschichte Shakespeare bekannt geworden sein, denn sie bildet die Hauptquelle zu seinem bekannten Bühnenstück „Der Kaufmann von Venedig". Shakespeare hielt sich, wie der Leser leicht ersieht, in manchen Teilen aufs genaueste an seine Vorlage. Das Vergleichen im einzelnen muss ich hier übergehen und will nur auf folgende Hauptunterschiede zwischen Novelle und Drama hinweisen:

Die Frau von Belmonte, die in der italienischen Erzählung weit von Venedig entfernt gleich der Zauberin Kirke irgendwo in märchenhafter Ferne auf ihrem Schlosse wohnt, ist bei Shakespeare in unmittelbare Nähe der Lagunenstadt gerückt und auf einem Landgut etwa bei Padua wohnend gedacht. Ferner hat der Dichter seinen Stoff veredelt und in eine höhere Sphäre gerückt dadurch, dass er das etwas bedenkliche Probestück, womit Giannetto die Dame von Belmonte gewinnen

muss, vertauscht hat mit dem für das Theater viel passendern Motiv von der Kästchenwahl. Auch dieses kann ihm aus mündlicher Überlieferung bekannt gewesen sein. Es stammt aus der alten Geschichtensammlung der „Gesta Romanorum", die seit dem Jahre 1577 in englischer Übersetzung vorlag, wie schon Simrock überzeugend nachgewiesen hat. Ich lasse deshalb auch diese Geschichte zur Ergänzung und Vergleichung folgen:

DIE DREI KÄSTCHEN.

Ein König von Apulien sandte seine Tochter nach Rom, um sie mit dem Sohne des Kaisers zu vermählen. Nach einigen Begebenheiten, die ihrer Absicht störend entgegentraten, ward sie vor den Kaiser gebracht. Dieser versprach sie zu prüfen, ob sie würdig sei, seine Schwiegertochter zu werden. Zu diesem Zweck liess er drei Kästchen anfertigen. Das erste war aus Gold und mit kostbaren Edelsteinen besetzt. Aber innen war es mit Totenknochen angefüllt und aussen mit der Inschrift versehen; „Wer mich erwählt, gewinnt, was er verdient." Das zweite war von Silber, mit Edelsteinen verziert. Es ward mit Erde angefüllt und trug aussen die Worte: „Wer mich erwählt, der findet, wornach die Natur verlangt." Das dritte endlich war aus Blei, aber innen angefüllt mit Gold und den kostbarsten Steinen. Aussen las man den Spruch: „Wer mich erwählt, der findet, was Gott verordnet hat." Unter diesen drei Kästchen liess der Kaiser dem Königstöchterlein die Wahl mit der Verheissung, sie werde seinen Sohn erhalten, wenn sie das wählen werde, in dem, was nütze und fromme, zu finden sei. Nach reiflicher Überlegung wählte die Prinzessin das bleierne Kästchen, das mit Gold und Edelsteinen angefüllt war, worauf der Kaiser rief: „Gutes Mädchen, du hast brav gewählt; darum sollst du meinen Sohn bekommen!" Vergleiche: Gesta Romanorum, Grässe II, 163 ff. Die Geschichte von der Schuldverschreibung ist übrigens orientalischen Ursprungs (vgl. Dunlop-Liebrecht, Gesch. der Prosadichtung p. 262).

DIE BEIDEN KINDER VON SALERNO: Diese Geschichte bildet die 43. Erzählung des „Novellino" von Masuccio da Salerno. Über den Autor ist bis heute wenig bekannt. Rossi (p. 129 von seinem Band „Quattrocento" der Storia letteraria d'Italia) berichtet, Masuccio stamme aus der edlen Familie der Guardati von Salerno, sei fürstlicher Sekretär gewesen und habe mit hochgestellten Persönlichkeiten am Hofe der Könige von Aragon zu Neapel in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Man glaubt, er habe auch einige Zeit am Hofe seines befreundeten Gönners Filippo Maria Visconti, des Herzogs von Mailand gelebt. Er schrieb seine 50 Novellen vermutlich zwischen 1460—1470. Zum ersten Male erschien sein Novellino im Druck im Jahre 1476. Seine Novellen waren ursprünglich in neapolitanischem Dialekt verfasst und erschienen erst später in schriftitalienischer Sprache. Masuccio war ohne Zweifel einer der bedeutendsten Novellisten des 15. Jahrhunderts.

SIENESISCHER EDELMUT: Diese allerliebste Geschichte wurde schon von Gentile Sermini, einem Novellisten des 15. Jahrhunderts aus Siena, erzählt. Ausführlicher behandelte sie dann sein Landsmann und Zeitgenosse Bernardo Ilicini von Siena, und noch später Bandello (I, 49). Ilicini lebte gegen Ende des 15. Jahrhunderts und war Professor der Medizin in Ferrara. Er schrieb auch einen Commentar zu den Triumphen Petrarcas. Seine Novelle von Carlo und Angelica erschien erstmals 1511 zu Venedig im Druck. Sie fand grossen Beifall und erlebte

viele Auflagen. Bandello hat Ilicinis Novelle fast wörtlich abgeschrieben, dabei aber manche Reden gedehnt. Doch hat er wohlweislich den langen Disput, wer von den Personen der Novelle am edelsten gehandelt habe, der auch bei Sermini sich nicht findet, weggelassen. Alle drei Bearbeiter scheinen jedoch geschöpft zu haben aus der Chronik der „Annali Sanesi", welche von einem Anonymus verfasst ist und die Jahre 1385—1422 umfasste. Unter dem Jahre 1395 berichtet dieser Anonimo Sanese obige Geschichte ausführlich und erwähnt, Anselmo habe dem Kämmerer am Hochzeitsabend eine goldene Kette von 50 Golddukaten geschenkt und 25 gab er den „Piffari und Trombetti", welche zum Fest aufspielten. Diese Chronik ist nachzulesen bei Muratori: Scriptores rerum italicarum, Bd. XIX, p. 398—411, ed. Mailand 1731.

EIN ITALIENISCHER EULENSPIEGEL. Dieser Schwank bildet Nr. 5 der Novellensammlung von Gentile Sermini aus Siena. Die 2. Hälfte habe ich als ungeschickte spätere Zutat weggelassen. Sermini lebte vermutlich ums Jahr 1450. Rossi (Storia lett. del Quattrocento, p. 128) nimmt an, er habe seine 40 Novellen nicht lange nach 1424 verfasst. Über den Autor ist weiter nichts bekannt. Seine Sprache ist stark vermischt mit sienesischem Dialekt.

EURYALUS UND LUCREZIA ist das Jugendwerk des Humanisten und spätern Papstes Pius II (1405—1464). Seine lateinisch geschriebene „Historia de duobus amantibus Lucretia et Euryalo" scheint grossen Anklang gefunden zu haben. Sie wurde früh schon ins Italienische, Deutsche und andere Sprachen übersetzt. Enea Silvio hat freilich als Papst später sein Werklein als Jugendtorheit bereut und in einem Gedicht vor dessen Lektüre gewarnt, indem er beifügte: Aeneam rejicite, Pium suscipite (vgl. Gaspary's Gesch. der ital. Literatur, Bd. II, p. 105 ff.). Ich habe unter Vergleichung der „Briefe von Enea Silvio Piccolomini" von Max Mell (Jena 1912) übersetzt nach der Basler Ausgabe von 1571 „Aeneæ Sylvii Piccolominei senensis opera quae extant omnia," Basileae, ex offic. Henricpetrina, fol. 623 bis 644. Die für uns ungeniessbaren, allzuvielen mythologischen Zutaten habe ich gekürzt und die Einleitung des Briefes, sowie jene Stelle über die oft bedenkliche Herkunft des Adelstitels weggelassen. Die Versicherung des Autors, dass die Geschichte auf Wahrheit beruhe, scheint insofern richtig zu sein, als wirklich zur Regierungszeit des Kaisers Sigismund sein Kanzler Kaspar Schlick anlässlich eines längern Aufenthaltes, den der Kaiser auf seiner Krönungsreise nach Rom in Siena machte, eine Liebschaft anknüpfte mit einer vornehmen Dame dieser Stadt (vgl. Rossi, Storia lett. del Quattrocento p. 126). Interessant ist Aeneas Beschreibung von der Schönheit Lucrezias (Seite 67). Man vergleiche dazu, was Jacob Burckhardt sagt in der Kultur der Renaissance (Ausgabe 1913, Bd. II, p. 64—69) über das weibliche Schönheitsideal der damaligen Zeit.

DIE GRÄFIN VON TOLOSA UND DER JUWELIER ist das Werk des Luigi Alamanni (geb. 1495 zu Florenz, gest. 1556 in Amboise). Alamanni wurde wegen politischer Streitigkeiten aus seiner Vaterstadt Florenz verbannt, wandte sich zuerst nach Venedig und dann nach Frankreich an den Hof Franz I. Dieser bediente sich seiner als Gesandten zu Kaiser Karl V. Im Jahre 1532—1533 veröffentlichte Alamanni in Frankreich seine „Opere toscane" und wurde alsdann berühmt durch sein Lehrgedicht „Über den Landbau". Seine Novelle ist erst 1794 zum ersten Mal im Druck erschienen (Siehe: Brunet, Manuel du libraire, 5me éd., 1860, Bd. I, 125). Sie ist ein Seitenstück zu der rührenden Geschichte der Griseldis bei

Boccaccio. Vielleicht beruht die Novelle auf einem französischen Fabliau oder einem Märchen. Wenigstens hat Grimms Märchen vom König Drosselbart Nr. 52, Konrad von Würzburgs Gedicht „Die halbe Birn" und Basiles Märchen (Nr. 40) von der „Superbia castigata" auffallende Ähnlichkeit mit unserer Novelle. Vgl. Dunlop-Liebrecht, p. 253 und Landau: Beiträge p. 90—92.

SELTSAME LIEBESGESCHICHTE AUS MESSINA. Diese Novelle stammt von Matteo Bandello (Parte I, Nov. 22) dem hervorragendsten italienischen Novellisten zur Zeit der Renaissance. An Boccaccios Kunst reicht er zwar nicht heran, wie überhaupt keiner seiner Nachfolger, doch wird Bandello nicht zu Unrecht als der „Boccaccio lombardo" bezeichnet. Er wurde um 1485 in Castelnuovo bei Tortona (Oberitalien) geboren. Sein Onkel Vincenzo Bandello war der bekannte General des geistlichen Ordens der Dominikaner-Mönche. Seinem Beispiel folgend, trat der junge Matteo frühzeitig ebenfalls dem Dominikanerorden bei, und zwar wurde er aufgenommen im Kloster von Santa Maria delle Grazie in Mailand, wo er Leonardo da Vinci das berühmte Abendmahl malen sah (Novelle I, Nr. 58). Bandello blieb aber vermutlich nicht lange in Mailand, sondern begleitete seinen Onkel Vincenzo auf seinen Reisen. Und so kam er mit ihm nicht nur in ganz Italien herum, sondern bereiste auch Frankreich, Deutschland und Spanien, deren Dominikanerklöster sein Onkel besuchte. Dabei hatte er Gelegenheit, Menschen und Sitten aller Art kennen zu lernen. Er liebte schon von Jugend auf die Literatur, und seine humanistischen Kenntnisse machten ihn beliebt bei vielen Fürstlichkeiten, unter andern der Herzogin Ippolita Sforza von Mailand und ihrem Gemahl Alessandro Bentivoglio. Auch mit Gelehrten, wie dem bekannten Buchdrucker Aldo Manuzio von Venedig, mit Staatsmännern wie Macchiavelli und Feldherren wie Giovanni delle Bande Nere war er befreundet. Er scheint dann längere Zeit am Hofe von Mantua gelebt zu haben, wo er die Gunst des Giulio Cesare Scaligero genoss, sowie des Herzogs Pirro Gonzaga und seiner Gemahlin Camilla Bentivoglia. Diese anvertrauten ihm die literarische Erziehung ihrer schönen Tochter Lucrezia Gonzaga, welche von unserem gelehrten Dominikaner Unterricht in Latein und Griechisch empfing auf dem Schloss Goffredo bei Mantua. Bandello verherrlichte sie später in einer Dichtung von 11 Gesängen, die er 1545 in Agen herausgab. — Da er aber nicht nur ein gelehrter, sondern auch in politischen Dingen erfahrener Mann war, so bedienten sich seine Gönner seiner Person auch für Gesandtschaften, unter anderm an den französischen Hof in Blois. Auf diesen vielen Reisen bot sich ihm Gelegenheit, allerlei Geschichten zu hören und Novellen zu sammeln. Plötzlich aber wurden seine Studien unterbrochen. Seit Jahren bekämpften sich nämlich in Oberitalien die Spanier und die Franzosen um die Vorherrschaft. Nach der Schlacht bei Pavia (1525) mussten die Franzosen Oberitalien preisgeben, die Spanier eroberten Mailand und plünderten die Stadt. Und da Bandello von seinem Vater her zur Partei Franz I. von Frankreich hielt, so drangen die Feinde auch in sein väterliches Haus. Sie fanden aber nichts als Bücher und Manuskripte und steckten aus Wut darüber das Haus in Brand. Mit knapper Not konnte Bandello sich in Verkleidung noch flüchten und irrte da und dort umher. Schliesslich gelang es ihm, wieder nach Mailand in sein Haus zu kommen, fand aber all sein Hab und Gut in solcher Verwüstung, dass er, der ewigen Kriege müde, beschloss, sich ins Ausland zu begeben. Er trat in die Dienste des Generals Cesare Fregoso und seiner Gemahlin Costanza Rangoni und folgte

ihm nach Südfrankreich, wo er auf dem Schloss Bassen bei Agen an der Garonne bei seinem Gönner bis zu dessen Tode 1541 verblieb. Daselbst trat er auch in Beziehung mit der hochgebildeten Prinzessin Marguerite de Navarre, der Verfasserin der Novellensammlung „Heptameron". Als sein Gönner Cesare auf einer Gesandtschaftsreise nach Venedig ermordet wurde und Bandello sich seines fürstlichen Mäzens beraubt sah, nahm sich Heinrich II., der Nachfolger König Franz I. von Frankreich, seiner an und ernannte ihn zum Bischof von Agen. Bandello jedoch überliess das hohe Amt einem seiner Kollegen, dem Bischof von Grasse und wollte den Rest seines Lebens benützen zur Vollendung seiner literarischen Arbeiten, insbesondere seiner Novellen. Es war ihm gelungen, einen Teil seiner Manuskripte, die ihm die spanischen Soldaten in Mailand geraubt hatten, mit Hilfe eines Freundes wieder zurückzuerlangen und andere, die er verschiedenen Fürsten gewidmet hatte, bat er sich wieder aus, um sie in Musse zu verbessern und zu einem Werk zusammenzustellen. Die ersten drei Bände seiner Novellen erschienen 1554 in Lucca, der vierte Band erst 1573 zu Lyon, als Bandello bereits gestorben war. Das genaue Datum seines Todes ist nicht bekannt, doch starb er wahrscheinlich 1562 in Agen (vgl. die Vita des Giammaria Mazzucchelli: Scrittori d'Italia 1753). Bandello hat noch mehrere andere Werke verfasst, unter anderm auch einen „Canzoniere" mit Sonetten nach dem Vorbild von Petrarca, aber sie reichen bei weitem nicht an den Ruhm seiner 214 Novellen heran. Abgesehen von ihrem poetischen Wert, geben uns seine Novellen ein kulturhistorisch höchst wertvolles Spiegelbild des vielgestaltigen Lebens an den fürstlichen Höfen zur Zeit der Renaissance. Man nannte ihn den „Ariost in Prosa".

Seine Novellen wurden bald nach seinem Tode von Pierre Boaistuau ins Französische übersetzt und zwar zunächst die ersten sechs. Diese erschienen 1567. Die übrigen übersetzte François Belle-Forest und gab sie 1570 in 7 Bänden heraus unter dem Titel: Histoires tragiques, partie extraites des œuvres italiennes du Bandel et partie de l'invention de l'auteur François (vgl. die Notiz im Novelliero italiano, Band 3, Vorwort p. XV—XVII). Diese wenn auch unexakte französische Übersetzung hat das Verdienst, Shakespeare mit verschiedenen Dramenstoffen bekannt gemacht zu haben, so mit der Tragödie von Romeo und Julia und mit dem Lustspiel „Viel Lärm um nichts", für welches die vorliegende „Liebesgeschichte von Messina" als Hauptquelle gedient hat. Wolfgang Keller (Shakespeare-Ausgabe Bd. XI, p. 90) weist nach, dass Bandello die Idee zu seiner Novelle sehr wahrscheinlich geschöpft habe aus einer Episode von Ariostos Rasendem Roland (Canto IV, St. 60—Canto VI, St. 16). Dort erscheint das Motiv von der schmählichen Täuschung eines Bräutigams durch die Verleumdung der Braut in folgender Geschichte: Ariodante, ein junger Ritter, ist an den Hof des Königs von Schottland gekommen und verliebt sich in dessen Tochter Ginevra. Ein ruchloser Nebenbuhler, der Herzog Polinesso von Albanien sucht ihn zu verdrängen, indem er die Königstochter verleumdet, sie habe ihn fast jede Nacht zu sich kommen lassen. In Wirklichkeit hat Polinesso nur mit ihrer Kammerzofe verkehrt. Er bestellt den Ariodante, welcher sich zu schweigen gelobt, für die nächste Nacht vor die Mauer des Königspalastes, und steigt daselbst, wie er es oft getan hatte, auf einer Leiter zum Balkon hinauf etc. Aus dieser Erzählung, die Ariosto in prächtig dahinströmenden Oktaven vorgetragen hatte, schuf dann Bandello die nächtliche Szene, wo Girondo scheinbar zu der schönen Fenizia, der Geliebten des Timbreo, emporsteigt. Auch hat er den Schauplatz der Ereignisse nach Messina in Sizilien

verlegt. — Aus Ariosto und Bandello hat also Shakespeare sein Lustspiel „Viel Lärm um nichts" komponiert. Fast gleichzeitig mit dem grossen englischen Dramatiker dichtete der Nürnberger Jakob Ayrer seine „Comoedie von der schönen Phœnizia" (vgl. Dunlop-Liebrecht, p. 287).

PAPST PIUS II UND DER BÜRGER VON SIENA. Der Verfasser dieser Posse ist Luigi Pulci (1432—1484) aus Florenz, der bekannte Dichter des burlesken Heldenepos „Il Morgante Maggiore". Pulci hat nur diese eine Novelle geschrieben und sie der Herzogin Ippolita von Calabrien gewidmet. In seiner Dedikation erklärt er, Masuccio da Salerno hätte ihn dazu ermuntert, sich im Erzählen von Novellen zu versuchen, und so berichte er ein Geschichtchen, das er über einen Bürger von Siena gehört habe und das auf Wahrheit beruhen solle. Da Pius von 1458—64 Papst war, kann die Novelle nicht früher verfasst sein. Gedruckt wurde sie erst im Jahre 1547 zu Florenz.

LIEBE IST STARK WIE DER TOD bildet die 32. Erzählung des „Novellino" von Masuccio da Salerno. Sie lieferte später dem Novellisten Luigi da Porto den Stoff zu seiner prächtigen Geschichte von „Romeo und Julia". Es ist sehr interessant, die beiden Erzählungen miteinander zu vergleichen. Die Handlung spielt hier noch nicht in Verona, sondern in der reizenden Bergstadt Siena, und die Liebenden heissen noch nicht Romeo und Julia, sondern Mariotto und Giannozza. Es wird ferner bei Masuccio nicht gesagt, warum sie sich nicht offenkundig lieben durften. Die Möglichkeit einer Feindschaft zwischen beiden Häusern wird vielleicht angedeutet durch die Stelle „.... se da contrarietà de' fati il godere loro fosse interdetto". Im übrigen wird jeder ohne Mühe erkennen, wie in dieser Geschichte Masuccios schon deutlich der Keim enthalten ist, der sich 50 Jahre später durch Luigis Kunst zur klassischen Novelle von Romeo und Julia entfaltet hat. Diese alte Geschichte aus Siena ist anziehend durch ihre schlichte und innige Erzählungsart. Sie bildet das erste Glied in der Perlenkette der Romeo- und Julia-Bearbeitungen. Weiteres siehe dort.

EINE LUSTIGE NOVELLE von Niccolò Macchiavelli (1469—1527). Diese amüsante Erzählung ist als ein ergötzlicher Scherz zu betrachten, den sich der berühmte florentinische Geschichtschreiber und Staatsmann als Intermezzo zu seinen Amtsgeschäften geleistet hat. Dass sich darin häusliche Leiden mit seiner Gattin wiederspiegeln, ist ein Irrtum, denn Marietta war ihm eine wackere und treue Lebensgefährtin, wie Ginguené (Hist. littéraire d'Italie, VIII, 69) und Villari in seinem grundlegenden Werk über „Macchiavelli ed i suoi tempi" (III, 194—197) nachgewiesen hat. — Diese Satyre auf den Ehestand ist vielmehr orientalischen Ursprungs und identisch mit der Geschichte vom Holzhauer und dem Geist (1001 Nacht, Habicht I, 235). Wie populär aber Macchiavellis Schwank vom Erzteufel Belfagor damals gewesen ist, ersieht man daraus, dass Brevio die Novelle später für sein geistiges Eigentum in Anspruch nehmen wollte, ein anderer Novellist, Anton Francesco Doni, sie bearbeitete, ein dritter namens Fagiuoli sie in Terzinen umgoss, während Straparola sie in seiner Märchensammlung minder gut wiedergab und endlich La Fontaine den Stoff in seinem „Belphegor" (Contes V, 7) in elegante Verse übertrug. Das Autograph befindet sich heute in der Biblioteca Nazionale zu Florenz (vgl. Flamini: Cinquecento, p. 361). Gedruckt wurde die Novelle im Jahre 1549, also erst nach Macchiavells Tode.

FILIPPO SALA UND SEIN FÜRST: aus den Hecatommithi des Giovanbattista Giraldi Cinthio, VI. Tag, 7. Novelle. Näheres über diesen Autor siehe unter „Othello".

ROMEO UND JULIA von Luigi da Porto, geb. 1485 in Vicenza, gest. daselbst 1529. Der Grundgedanke der Geschichte ist der: Zwei Familien stehen sich in tödlichem Hasse gegenüber, ihre Kinder aber lieben sich aufs innigste. Aus diesem Gegensatz erwächst die Tragödie. Eine Liebe von der Grösse dieser beiden Menschen hat überhaupt keine Stätte hier auf Erden. Sie müssen daher beide untergehen. Nach Kleins Geschichte des Dramas lässt sich dieser Stoff bis in die indische Literatur zurückverfolgen. Im Altertum taucht er auf in Gestalt der lieblichen Sagen von Pyramus und Thisbe, von Hero und Leander. Dann bearbeitete ihn ein gewisser Xenophon aus Ephesos in einem mittelgriechischen Roman. Hierauf gelangte dieser uralte Mythus weiter zu den Bretonen Nordfrankreichs und Englands. Von ihnen übernahmen altfranzösische Dichter wie Thomas, Béroul und Chrestien de Troyes und vor allem unser mittelhochdeutsche Meister Gottfried von Strassburg das dankbare Motiv und liessen es durchklingen in der herrlichen Sage von Tristan und Isolde. Bald darauf bemächtigte sich die in Italien erwachende Novellen-Literatur des beliebten Themas. Unter den Italienern behandelte zuerst Masuccio da Salerno im Jahre 1476 die Erzählung in seinem Novellino. Seine Novelle ist nach Ludwig Fränkel (Zeitschr. f. vergl. Lit.-Gesch. N. F. III—IV, 1890*) der eigentliche Ausgangspunkt aller darauf folgenden Bearbeitungen. Aus Masuccio nun entlehnte direkt oder indirekt der Oberitaliener Luigi da Porto den Stoff zu seiner Geschichte von „Romeo und Julia". Er ist der Autor der hier vorliegenden Novelle. Luigi da Porto, 1485 als Zeitgenosse Raffaels und all der grossen Geister der Renaissance geboren, stammte von adeligen Eltern aus Vicenza bei Verona. Am feinen Hofe des Herzogs von Urbino bildete er sich zum Waffenhandwerk aus und wurde nachher Reiterhauptmann des Dogen von Venedig. In ruhmreichem Kampfe verwundet, zog er sich in seine Vaterstadt Vicenza zurück, bekleidete daselbst angesehene Ämter, schrieb Gedichte und Geschichtswerke in lateinischer und italienischer Sprache und starb allzu früh im Jahre 1529. Seine Werke sind längst vergessen. Einzig seine Novelle von Romeo und Julia, die 1524 verfasst, aber erst nach seinem Tode gedruckt wurde, sichert ihm unvergessliches Gedenken. Er war befreundet gewesen mit dem Dichter Pietro Bembo, der sich nach Luigis Tode seiner Schriften annahm und die Novelle im Jahre 1535 in einem Büchlein herausgab unter dem Titel: „Storia | di due nobili amanti | con la loro pietosa morte | avvenuta già in Verona | nel tempo del signor | Bartolommeo Dalla Scala | e scritta | da Luigi Da Porto | Venezia, presso Bindoni 1535." Luigi da Porto war der erste, der den Schauplatz der Handlung nach Verona verlegte, während sie früher noch in Siena spielte. Bei ihm tauchen auch zum ersten Mal die uns geläufigen Namen der Hauptpersonen: Montecchi und Cappelletti, Romeo und Julia auf. Ihm gebührt auch das Verdienst, als erster diese Geschichte in eine künstlerisch schöne Form gebracht zu haben. Luigis Novelle erfreute sich einer unglaublichen Beliebtheit und erlebte viele Auflagen. Ein gewisser Clitia brachte sie in elegante Oktaven (1530). Der Novellist Bandello schmückte sie aus und erweiterte sie (1553), ohne Luigi als seinen Gewährsmann zu nennen. Groto, der blinde Dichter aus dem hübschen Städtchen Adria unweit Venedig, bearbeitete den Stoff zu einem Drama „La Hadriana" (1572), das mehrerere auf-

*) Weitere Literatur: E. Koeppel, Studien z. Gesch. der ital. Novelle in der engl. Lit. des 16. Jh. Strassburg 1892.

fallende Anklänge an Shakespeares Schauspiel aufweist. Endlich nahm Dalla Corte die Sage als wahre Begebenheit in seine Stadtchronik von Verona auf (1594).

Aber ein solcher Stoff bedarf noch des Ausreifens durch Jahrzehnte. Von Italien wanderte die Erzählung weiter nach Frankreich, wo sie innerhalb zwanzig Jahren (1540—1560) nicht weniger als fünfmal überarbeitet wurde, u. a. von Châteauvieux in seiner „Tragédie de Roméo et Juliette". Ja sogar nach Spanien hinüber drang ihr Ruf. Der grosse spanische Dramatiker Lope de Vega verfasste 1602 ein Schauspiel „Castelvines y Monteses" und sein Nachfolger Rojas y Zorilla schrieb ein Lustspiel, betitelt: „Los Bandos de Verona" (1650), und belohnte darin die beiden hart geprüften Liebenden mit einer glücklichen Ehe.

Inzwischen waren die zwei französischen Bearbeitungen von Boaistuau und Belleforests „Histoires tragiques", die beide nichts anderes als Übersetzungen von Bandellos Romeo-Novelle darstellen, auch längst in England bekannt geworden. Der Engländer Arthur Brooke schrieb 1561 eine Versdichtung mit dem Titel: „The tragicall Historye of Romeus and Juliet", die mancherlei Schönheiten der Sprache aufweist. Sechs Jahre später veröffentlichte William Paynter in seinem „Palace of Pleasure" die „goodly history of the true and constant love betweene Rhomeo and Julietta". Beide folgten fast wörtlich der französischen Version von Boaistuau, weniger der von Belleforest. Auf diesen zwei englischen Fassungen beruht endlich Shakespeares „Romeo and Juliet" vom Jahre 1593. Durch ihn hat der tausendjährige Stoff die höchste Form erhalten, in der er für alle Zeiten festgelegt ist. Shakespeare schöpfte aus beiden englischen Bearbeitungen, schloss sich aber eher an Brooke an. Schwerlich wird er die italienischen Quellen direkt gekannt haben. Vergleicht man schliesslich all diese Romeo und Julia-Bearbeitungen untereinander, so ergibt sich, dass Shakespeares Drama keine an Liebreiz näher kommt als die altitalienische Novelle von Luigi da Porto, die hier in Übersetzung vorliegt. „In einfacher, schlichter Rede, ohne grossen Prunk, aber mit vielen Zwiegesprächen, die dem Ganzen dramatische Lebendigkeit verleihen, erzählt Luigi das traurige Geschick der beiden Liebenden. Namentlich vermeidet er jeden gelehrten Aufputz. In volkstümlicherweise Weise gibt er die Sage für das Volk wieder, wie er sie vielleicht vom Volke hat erzählen hören." Vgl. Flamini, Cinquecento, p. 364.

OTHELLO, DER MOHR VON VENEDIG. Neben „Romeo und Julia", dem „Kaufmann von Venedig" und „Viel Lärm um nichts" beruht ein viertes Bühnenwerk Shakespeares auf Novellen aus der italienischen Renaissance, nämlich der „Othello". Die Quelle zu dieser Tragödie der Eifersucht findet sich in derNovellensammlung des Giraldi Cintio, und zwar ist es die siebente Geschichte des dritten Tages seiner „Hecatommiti" oder „Hundert Novellen".

Giovanni Battista Giraldi Cintio (Geraldus Cinthius, 1504—73) stammte aus einer Florentinerfamilie und verbrachte seine Jugend in Ferrara. Er erhielt daselbst schon als junger Mann die Professur für Philosophie und Medizin. Später ernannte ihn Ercole II. d'Este, der Herzog von Ferrara, zum Staatssekretär, und als Verfasser mehrerer Dramen fungierte Giraldi am Hofe auch als Theaterintendant. Von seinen verschiedenen Werken haben ihm die „Hekatonmythen", die 1565 zu Monte Regale im Druck erschienen, einen Nachruhm gesichert. In diesen „Hundert (eigentlich 112) Novellen" suchte er Boccaccio und Bandello zu erreichen; seine Sammlung enthält aber nur eine kleine Anzahl wirklich wertvoller Erzählungen. Darunter bildet der „Mohr von Venedig" wohl die eindrucksvollste.

Man hat sich schon vielfach gefragt, ob diese Geschichte auf historischen Tatsachen beruhe. Das scheint jedoch nach neueren Forschungen (s. Wolffs Shakespeare Biographie Bd. 2 und Wolfgang Kellers Shakespeare Bd. 7) nicht der Fall zu sein. Im Jahre 1505 wurde ein gewisser Christofalo Moro von der Republik Venedig nach Cypern abgeordnet, um dort als Gouverneur die Insel gegen den Sultan zu verteidigen. Drei Jahre später soll dann dieser Moro wieder zurückgekehrt sein, und zwar habe er den Bart stehen lassen aus Trauer über den Tod seiner auf der Heimfahrt gestorbenen Gemahlin. Aus diesem Capitano Moro, der nur dem Familiennamen, nicht aber der Hautfarbe nach ein Mohr war, scheint die Sage einen wirklichen Mohr gemacht zu haben, der in Cypern seine Frau aus Eifersucht ermordet habe, und in dieser veränderten Gestalt hat dann Giraldi die Erzählung in seine Novellensammlung aufgenommen. Der Franzose Gabriel Chapuis (1546—1611), der als Historiograph und Dolmetscher für Spanisch und Italienisch am Hofe Heinrich IV. von Frankreich lebte, übersetzte Giraldis Novellensammlung im Jahre 1584, und diese „Cent excellentes nouvelles“ werden wohl Shakespeare bekannt geworden sein, da er daraus auch noch den Stoff zu seinem Drama „Mass für Mass“ entnahm. Vergleicht man aber Giraldis Novelle mit dem „Othello“ Shakespeares, so wird man sich billig wundern über die Meisterschaft, mit der er aus den dürftigen Andeutungen seiner Quelle die Hauptcharaktere Othello, Desdemona und Jago herausgearbeitet hat. Den Schluss Giraldis konnte er freilich für die Bühne nicht verwerten, sondern musste ihn ganz neu gestalten.
Shakespeares „Othello“ ist seit seinem Erscheinen 1604 bis heute ein beliebtes Bühnenstück gewesen, nicht bloss in Deutschland, sondern auch in den romanischen Ländern. In Frankreich erlebte das Drama nicht weniger als sechs Bearbeitungen, darunter eine von Voltaire, Ducis und Alfred de Vigny. In Italien wurde das Stück von Rossini und später von Verdi zu Opern umgestaltet. So hat sich diese Novelle der italienischen Renaissance Jahrhunderte hindurch bis heute als lebenskräftig erwiesen.

DIE WITWE UND IHR SOHN: von Giraldi Cinthio, VI. Tag, Nov. 6. Giraldi lebte zur Zeit der Gegenreformation, wo die Novelle im Gegensatz zur früheren lasciven Art des Fortini, Firenzuola und Grazzini mehr moralisierend und idealisierend wurde. Giraldi betont in der Vorrede zu seiner Novellensammlung, der Zweck seines Werkes sei „Vitia damnare, vitae ac moribus consulere, sacrosanctae pontificiae auctoritati ac Romanae Ecclesiae dignitati honorem habere.“

DIE KASTELLANIN VON VERGY. Von Bandello, Parte IV, Nov. 5. Diese rührende Geschichte, deren Schauplatz das Schloss Vergy bei Dijon in der Côte-d'Or war, geht zurück auf die altfranzösische Versnovelle „La chastelaine de Vergy“ aus dem Ende des 13. Jahrhunderts und gehört wegen ihrer „délicatesse des sentiments“ zu den Perlen mittelalterlicher Poesie. Die kleine Dichtung bestehend aus 958 Reimpaaren (herausgegeben von Méon 1808, dann von Raynaud in der „Romania“ 1892 und von L. Brandin in London 1903) scheint im 14. Jahrhundert in Prosa umgearbeitet worden zu sein, wornach dann die Königin Marguerite de Navarre (1492—1549) die hübsche Geschichte aufnahm in ihr „Heptameron“. Dort bildet sie die 70. Erzählung ihrer Novellensammlung, die 1558—59 im Druck erschien. Bandello hat sie, wie ich nach genauerer Vergleichung festgestellt habe, teilweise wörtlich übersetzt und dem 4. Bande seiner „Novelle“ eingereiht, welcher erst nach seinem Tode zu Lyon im Druck erschien (1573). Dass Bandello den

Stoff aus dem Heptaméron schöpfte, muss uns nicht wundern, da er die Prinzessin von Navarra persönlich kennen gelernt hatte und dieser hochgebildeten Fürstin eine Übersetzung aus Euripides Werken zum Andenken übersandte. — Im Jahre 1777 dramatisierte der Dichter De Belloy die Novelle zu dem Trauerspiel „Gabrielle de Vergy".

GRAF BALDUIN VON FLANDERN: von Bandello, Parte I, Nov. 7. Balduin I (gest. 878) vermählte sich mit Judith, der Tochter Karls des Kahlen und erhob Flandern zur Grafschaft. Er trug den Zunamen „der Eiserne" (Bras de fer).

DER RITTER ALS EINSIEDEL IM WALDE: von Bandello, Parte I, Nov. 27. Nirgends erweist sich Bandello so deutlich als Romantiker wie in dieser Novelle, wo er Gelegenheit hat, das Leben auf einem einsamen Bergschloss und die Jagdfreuden in den lauschigen Waldesgründen der Pyrenäen zu schildern. Bülow hält diese Novelle für „eine der schönsten und poesiereichsten nicht bloss dieses Autors, sondern der ganzen Novellenliteratur" (Bd. 3, p. VII).

GEHEIME LIEBE EINER EDELDAME: von Bandello, Parte IV, Nov. 25. Das Motiv, wornach der Edelmann nie nach dem Namen seiner Geliebten fragen darf, ist märchenhaft und erinnert an den Schwanritter Lohengrin.

DIE HERZOGIN VON AMALFI: von Bandello, Parte I, Nov. 26. Diese Geschichte, die sich zwischen 1504 und 1515 abgespielt hat, wurde später dramatisiert von Lope de Vega in seiner „Comedia famosa del mayordomo de la duquesa de Amalfi" (um 1609) und hernach von dem Zeitgenossen Shakespeares John Webster in seinem Schauspiel „The duchess of Malfi" (1616) vgl. Kiesow's Quellenstudien in der „Anglia", Bd. 17, Halle 1895, p. 199—258.

LEBENDIG BEGRABEN: von Bandello, Parte III, Nov. 1.

DER MUSIKER GALEAZZO UND DER MALER VON VENEDIG: von Bandello, Parte III, Nov. 23.

KÖNIG EDUARD III VON ENGLAND: von Bandello, Parte II, Nov. 37.

WO DU HINGEHST, DA WILL AUCH ICH HINGEHEN: von Bandello, Parte III, Nov. 60.

THOMAS CROMWELL UND DER KAUFMANN VON FLORENZ: von Bandello, Parte II, Nov. 34. Thomas Cromwell war ungefähr 1485 in Putney geboren, verbrachte einige Jahre im Dienste verschiedener Condottieren in Italien, trat nach seiner Rückkehr in die Dienste des Kardinals Wolsey, wurde nach dessen Tode 1531 königlicher Rat, 1532 master of the jewel house, 1534 Sekretär des Königs, 1536 Baron of Oakham, 1537 Ritter des Hosenbandordens, 1539 Reichskanzler und Graf von Essex. Er bereitete die Reformation vor, indem er den König Heinrich VIII bewog, die lutherische Prinzessin Anna von Clèves zu heiraten, was der König jedoch bald bereute. Er verstiess die ihm unsympathische Prinzessin und rächte sich an dem Vermittler Cromwell. Dieser wurde von seinen Feinden angeklagt und erlitt, ohne dass man ihm erlaubte, sich zu rechtfertigen, dasselbe Schicksal, das er vielen Adeligen Englands zugefügt hatte, wie dem Reichskanzler Thomas Morus und Lady Salisbury: Er wurde hingerichtet am 28. Juli 1540. Hans Holbein hat die Züge Cromwells in einem Porträt vom Jahre 1534 festgehalten. Vgl. Klassiker der Kunst, Bd. 20, Seite 106.

DIE SCHÖNE HELENA VON VENEDIG: von Bandello, Parte II, Nov. 41. Soll vielleicht ein Gegenstück Bandellos zu „Romeo und Julia“ sein.

AURIFILA ODER GOLDHAAR ist das Werk des Novellisten Francesco Angeloni da Terni. Er war geboren in dem hübschen Städtchen Terni in Umbrien gegen Ende des 16. Jahrhunderts und starb am 29. November 1652. Angeloni war ein gelehrter Literat und Altertumsfreund. Als Sekretär des Kardinals Aldobrandini und Protonotar am päpstlichen Hofe legte er eine reiche Sammlung von alten Kunstgegenständen an und gab im Auftrag des Grafen Giustiniani ein illustriertes Werk römischer Kaisermünzen heraus (1685). Ferner schrieb er eine Geschichte seiner Vaterstadt Terni. Von Mazzuchelli (Gli Scrittori d'Italia, 1753) wissen wir, dass Angeloni auch Hundert Novellen verfasst hat. Davon sind aber bloss noch 36 handschriftlich erhalten auf der Bibl. Marciana zu Venedig. Passano in seinem Werk „I novellieri italiani in prosa“ (Milano 1864, p. 8) sagt darüber, diese Novellen seien geschrieben „con bel garbo di stile e di lingua“.

GETREU BIS IN DEN TOD. Diese Geschichte von Gangenova und Ippolito ist die schönste der 6 Novellen, welche Scipione Bargagli, Edelmann aus Siena, unter dem Titel „I trattenimenti“ zu Florenz 1581 herausgegeben hat. Bargagli war 1541 in Siena geboren und starb daselbst 1612. Er galt als einer der angesehensten Schriftsteller am Ende des 16. Jahrhunderts. Kaiser Rudolf II. verlieh ihm Titel und Würden eines Cavaliere und Pfalzgrafen, die „Accademia degli Intronati“ in Siena zählte ihn zu ihren hervorragendsten Mitgliedern und die Akademie der Republik Venedig ehrte ihn gleichfalls mit der Verleihung ihrer Ehrenmitgliedschaft. Seine Novellen scheint Bargagli in jungen Jahren geschrieben zu haben, wie er im Vorwort angibt. Die vorliegende Erzählung klingt an die unvergleichlich schöne Geschichte von „Romeo und Julia“ an, deren älteste Fassung ja auch nach Siena zurückgeht. Flamini (Storia lett. del Cinquecento, p. 432) sagt von ihr „Il racconto di Gangenova e Ippolito Saraceni, semplice, commovente, pieno di verosomiglianza, piace e si legge d'un fiato.“ Vgl. auch das Buch von Van Bever et Sansot: Œuvres galantes des conteurs italiens Bd. II, p. 328 (éd. Paris 1907).

INHALTSVERZEICHNIS.

* Mit Initiale und Bilderschmuck von Paul Kammüller (Basel).

Vom gleichen Verfasser ist erschienen:

DAS TOSKANISCHE VOLKSLIED
im Verlag von Werner-Riehm, Basel 1908.

SIZILIEN
Mit 38 Abbildungen und einer Karte
Aus der Serie „Orell Füsslis Wanderbilder" Nr. 375—380
Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich, 1916.

In Vorbereitung befindet sich ein Band
ITALIENISCHE MÄRCHEN
für die Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur"
Verlag von Eugen Diederichs in Jena.